



schwerpunkt

Nekropolis: Stadt und Tod

sub\urban

2024
band 12, heft 2/3

schwerpunkt

nekropolis: stadt und tod



zeitschrift-suburban.de

2024
band 12, heft 2/3

schwerpunkt

nekropolis: stadt und tod

Editorial

sub\urban-Redaktion 7

aufsätze

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik

Forensic
Architecture's Investigation des Polizei-
einsatzes in Hanau

Mina Godarzani-Bakhtiari 13

Töten und Überleben in der mehr- als-menschlichen Stadt

Die
Produktion „abstoßender“ Tiere in
Frankfurt und Halle

Larissa Fleischmann, Elisa Kornherr, Lukas
Adolphi 43

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

Eine Sorgende Ethnographie der
ada_kantine in Frankfurt am Main
Susanne Hübl 69

Angesprochen und doch ungefragt: zur Rolle von Kindern in der nachhal- tigen Stadtentwicklung

Antonia Appel, Verena Schreiber 97

Vom Kolonialinstitut zur Universität

Das Gespenst des deutschen Kolonialismus
an der Universität Hamburg

Tania Mancheno, Alexa Vaagt 127

debatte

Thanatostadtforschung

Aufruf
zu einer Debatte des Verhältnisses von
Stadt, Sterben und Tod

Johanna Hoerning, Lucas Pohl 147

Das Recht der Toten am urbanen Raum

Nina Kreibitz 151

Die andere Nekropole

Jan Simon Hutta 167

Der distanzlose Tod

Akin Iwilade 181

Die Ränder städtischen Lebens: Sterben in der Biopolis

Eine Replik und ein Aufruf
Johanna Hoerning, Lucas Pohl 193

Hinterbliebene Dinge

Annabelle Müller 201

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

Jasmin Jossin, Tanja Godlewsky, Richard Beecroft, Annette Voigt 211

Können wir feministisch sterben?

Diskussion über die feministisch-geographische Perspektive auf Palliativ-Care
Dilan Karatas 225

rezensionen

Sterben weltweit Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (2023): New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation.

Dilan Karatas 239

Ein Desiderat der historischen Urbanistik

Nina Kreibitz (2022): Institutionalisierte Tod: Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert.

Andreas Jüttemann 247

Paradigma des Pluralen? Ignacio Farías / Martina Löw / Thomas Schmidt-Lux / Silke Steets (2023): Kultursoziologische Stadtforschung. Grundlagen, Analysen, Perspektiven.
Stefan Höhne 253

Raum und Kriminalisierung – Abstraktion als Herrschaftsinstrument?

Bernd Belina (2023): Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum. Beiträge 2005-2023.

Mina Godarzani-Bakhtiari 261

Urbane Aktivismen zur Wendezeit

Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.) (2022): StadtWende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland.

Christian Wicke 269

Private Gewinne, öffentliche Verluste

Brett Christophers (2023): Our lives in their portfolios. Why asset managers own the world.

Sabine Dörny 281

Editorial

Liebe Leser_innen,

gerne wird betont, dass in Städten der Großteil der Menschheit lebt. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass dort auch vorrangig gestorben wird. Als symbolisch aufgeladener und zugleich selbstverständlicher Teil von Gesellschaft schreibt sich das Sterben unweigerlich in das städtische Gefüge ein. Während der Tod in den meisten Kosmologien einen unumgänglichen Endpunkt des Lebens markiert, unterliegt das Sterben als Übergangsprozess vom Leben in den Tod vielfältigen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen. Sie lassen aus dem zunächst biologisch-natürlich anmutenden Phänomen durchaus auch ein soziales und gesellschaftlich strukturiertes Phänomen werden. Denn über das Alter hinaus ist das Sterben durch eine Reihe sozialer, ökonomischer und politischer Faktoren bedingt, die in Städten auf besondere Weise zum Ausdruck kommen. So ist Sterblichkeit mit vielfältigen Umweltbedingungen verbunden und in Städten stellt sich immer auch die Frage, wo in einem hochgradig kapitalisierten Boden- und Immobilienmarkt Orte errichtet und aufrechterhalten werden können, die den (noch) nicht umfassend kommodifizierten Praktiken des Sterbens, der Seelsorge, des Gedenkens und Erinnerens Raum geben.

Bezeichnet *nekrópolis* ursprünglich die im altertümlichen Mittelmeerraum oft abseits von Wohngegenden liegende Stätte des Todes, so gibt es heute eine Vielzahl an städtischen *deathscapes*, die die Stadt (*pólis*) zu einem Ort der Toten (*nekrós*) werden lassen. Betrachten wir die Stadt aus Sicht von Tod und Sterblichkeit, geraten Aspekte des Städtischen in den Blick, die ansonsten nicht explizit thematisiert werden oder gar vollends verborgen bleiben – von Haushaltsauflösungen

bis zu Tierkrematorien. Ein Grund hierfür ist sicher in der (säkularen) Verdrängung und Tabuisierung des Todes als gesellschaftliche Tatsache zu finden. Der Sicherheitsabstand zu den Toten hat nicht mehr nur hygienische und existenzielle Gründe, sondern dient auch der Angstbewältigung. So alltäglich das Sterben in Städten auch sein mag – nicht nur im Kontext von Kriegen, Naturkatastrophen oder Pandemien: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung der Stadtforschung mit Tod und Sterben ist bislang eine Randerscheinung geblieben. Untersucht wird vorrangig städtisches Leben ohne seine Relation zum städtischen Sterben – auch wenn strukturelle Gewalt, Ungleichheit und soziale Konflikte als Kernthemen der Stadtforschung weitreichende Anknüpfungspunkte dafür bieten. Praktiken des Sterbens und der Auseinandersetzung mit dem Tod sind überwiegend absent. Der „Vitalismus“ der Stadt ist also in der Regel eine implizite Grundannahme. Als „tot“ gelten Städte nur, wenn die sozialen und ökonomischen Praktiken entfallen, die ihre „urbane“ Vitalität begründeten.

Um die vielfältigen, mit städtischem Leben verbundenen Aspekte des Sterbens, der Sterblichkeit und des Todes aufzuschlüsseln, versammelt unser Themenschwerpunkt „Nekropolis“ Aufsätze, Debatten- und Magazinbeiträge sowie Rezensionen. Mit der Fertigstellung des Heftes, das eine echte Herausforderung darstellte, können wir die weitläufigen Desiderata der diesbezüglichen Forschung bestätigen. Wir erhielten spannende Beiträge, die das Potenzial des Themas bekräftigen. Gleichzeitig bleiben jedoch einige zentrale Aspekte des Sterbens unbeleuchtet. Wir würden uns wünschen, wenn diese und weitere damit verbundene Forschungsthemen in zukünftigen sub\urban-Ausgaben weiterhin adressiert werden. Vor diesem Hintergrund verstehen wir diesen Themenschwerpunkt nicht als Synthese der bisherigen Forschung zu Tod und Sterben innerhalb der kritischen Stadtforschung, sondern als eine Einladung, die Diskussion fortzusetzen und zu vertiefen.

Während in einigen unserer Debatten-, Magazin- und Rezensionenbeiträge das klassische Phänomen der Friedhöfe als Referenz herhält, zeigen die Themen der beiden Aufsätze des Themenschwerpunktes, dass die Nekropolis eben nicht nur an einzelnen Orten zu finden ist, sondern über strukturelle Nekropolitiken hergestellt wird. Mina Godarzani-Bakhtiari untersucht anhand des rechtsterroristischen Anschlags in Hanau 2020, wie die Rechercheagentur „Forensic Architecture“ (FA) eine gegenöffentliche Perspektive auf die polizeiliche Handhabung des

Anschlags entwickelt, indem sie zwischen politischer Positionierung und positivistischer Beweisführung vermittelt. Dabei konstruiert FA eine neue Form von Objektivität durch Raum, die Godarzani-Bakhtiari als „spatial objectivity“ bezeichnet und übt damit politische Kritik an urbaner, rassistischer Nekropolitik. Larissa Fleischmann, Elisa Kornherr und Lukas Adolphi widmen sich in ihrem Aufsatz der Frage nach dem (Über-)Leben und Sterben in der mehr-als-menschlichen Stadt. Dabei konzeptualisieren sie Städte einerseits als Räume, in denen politische Aushandlungen über das Töten oder Lebenlassen nichtmenschlicher Lebewesen stattfinden sowie andererseits als potenziell tödliche Gefüge für nichtmenschliche Entitäten. Anhand empirischer Erhebungen zum Umgang mit Nilgänsen in Frankfurt am Main und Nutrias in Halle an der Saale zeigen sie auf, dass Entscheidungen rund um das Töten umkämpft sind und eigensinnige nichtmenschliche Praktiken sowie Kämpfe ums Überleben hervorrufen.

Grundlegendere Ideen für eine Erforschung der Nekropolis oder „Thanatostadtforschung“, also einer Stadtforschung, die den Tod ins Zentrum ihrer Betrachtungen rückt, finden sich in der gleichnamigen Debatte. Den Aufschlag hierzu haben Johanna Hoerning und Lucas Pohl verfasst. Sie laden darin zu einem Dialog mit Forschenden aus unterschiedlichen Disziplinen über die Potenziale einer Stadtforschung des Todes ein. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive antwortet Nina Kreibitz darauf mit einem historisch begründeten Plädoyer, in dem sie für eine Auseinandersetzung mit Raumtypen des Todes in Städten (etwa Friedhöfen oder Hospizen) plädiert – ausgehend von der Annahme einer grundlegenden Relationalität von Leben und Tod. Aus geographischer Perspektive befasst sich Jan Hutta mit Massengräbern, Orten des Verschwindenlassens und anonymen Begräbnisstätten, die er als „andere Nekropolen“ betrachtet. Im Rahmen seiner Forschungen in Rio de Janeiro betont er das „Recht, gut zu sterben“, wobei er nicht nur die städtischen Implikationen, sondern auch die ethischen und politischen Herausforderungen beleuchtet, die mit der Erforschung entwürdigender Formen des Sterbens verbunden sind. Der Anthropologe Akin Iwilade diskutiert, inwiefern das Sterben nicht nur eine sehr reelle Alltagserfahrung jugendlicher Gangmitglieder in Lagos ist, sondern einerseits über staatliches Agieren und andererseits durch die Zurschaustellung der Toten im städtischen Raum zu einer alltäglichen Komponente städtischen Lebens wird, anhand derer Macht- und Herrschaftsverhältnisse auf

verschiedenen Ebenen verhandelt werden. Da die Debatte bislang nur drei Beiträge umfasst, freuen wir uns auch zukünftig über Beiträge, die aus interdisziplinärer Perspektive die Potenziale einer Stadtforschung zu Tod und Sterben ausleuchten, was Johanna Hoerning und Lucas Pohl in ihrer Replik nochmals betonen.

Im Magazin wirft Annabelle Müller den Blick auf die „hinterbliebenen Dinge“ von Verstorbenen. Am Beispiel von Haushaltsauflösungen weist sie auf die Bedeutung materieller Hinterlassenschaften und der damit zusammenhängenden Sorgebeziehungen hin. Jasmin Jossin, Tanja Godlewsky, Richard Beecroft und Annette Voigt stellen in ihrem Magazinbeitrag den „Todomaten“ vor – ein analoges und digitales Tool, mit dem Menschen geradezu dazu aufgefordert werden, sich schon zu Lebenszeiten mit der Frage auseinanderzusetzen, was ihre „hinterbliebenen Dinge“ einmal sein sollen. Die Autor*innen greifen die Verdrängung und Tabuisierung des Todes in künstlerisch-interventionistischer Form auf – was offenbart, in welcher Vielzahl an Dimensionen der (eigene) Tod und das (eigene) Sterben im Alltag verdrängt werden. Im Unterschied zu den ersten beiden Magazinbeiträgen, die insbesondere Materialitäten des Gestorbenseins in den Blick nehmen, lenkt Dilan Karatas den Fokus auf die ungleich sterbenden Körper und stellt die Frage, ob wir feministisch sterben können. Anhand von Dichotomien in der Palliativpflege diskutiert Karatas die geschlechtliche Dimension des Versterbens, wobei die feministische Betrachtungsweise die notwendigen sozialen und räumlichen Faktoren zur bedürfnisorientierten und autonomen Gestaltung der finalen Lebensphase abwägt. Dabei zeigt der Beitrag – der im Rahmen eines laufenden Forschungsprojektes entstand – Lücken in der ländlichen Palliativversorgung sowie geschlechtsspezifische Ungleichheiten in der Sorgearbeit auf.

Zum Themenschwerpunkt rezensiert Dilan Karatas das Buch *urban deathscapes* (2023) von Danielle House, Mariske Westendorp und Avril Maddrell, während sich Andreas Jüttemann mit Nina Kreibigs 2022 erschienenen Buch *Institutionalisierter Tod: Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert* auseinandersetzt.

Außerhalb des Themenschwerpunktes findet sich wie gewohnt eine Bandbreite spannender Einblicke in aktuelle Stadtforschungsthemen: In ihrem Aufsatz zum Fallbeispiel der sogenannten *ada_Kantine* auf dem früheren Universitätscampus Bockenheimer in Frankfurt am Main entwickelt Susanne Hübl mit ethnografischen Methoden das Konzept

einer „Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)“. *Radical care* beschreibt Sorgekontexte jenseits hegemonialer, also staatlicher, institutionalisierter oder kleinfamiliärer Strukturen und lädt dazu ein, sowohl die strukturellen Bedingungen von Sorge zu betrachten als auch alternative und transgressive Praktiken. Antonia Appel und Verena Schreiber konstatieren in ihrem Aufsatz „Angesprochen und doch ungefragt“, dass verstärkt Kinder adressiert werden, Verantwortung für eine lebenswerte städtische Zukunft zu übernehmen. Anhand einer Feldstudie im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick diskutieren sie, welche Rolle Kindern in Prozessen der nachhaltigen Stadtentwicklung zugeschrieben wird und welche realen Möglichkeiten diese haben, sich kritisch, kreativ und kollektiv an ihnen zu beteiligen. Im Aufsatz „100 Jahre Kolonialinstitut? Das Gespenst des deutschen Kolonialismus an der Universität Hamburg“ beschäftigen sich Alexa Vaagt und Tania Mancheno mit dem Übergang vom Hamburgischen Kolonialinstitut zur Universität Hamburg. Sie schauen auf die Kontinuitäten kolonialer Gewalt in der offiziellen Erinnerungskultur der Institution und diskutieren die Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Kolonialismus, Antisemitismus und den heutigen Rassismuserfahrungen an der Hochschule.

Abgerundet wird der offene Teil des Heftes mit weiteren Rezensionen: Stefan Höhne bespricht den 2023 erschienenen Einführungsband der Reihe *Kultursoziologische Stadtforschung* von Ignacio Farías, Martina Löw, Thomas Schmidt-Lux und Silke Steets. Mina Godarzeni-Bakhtiari stellt Bernd Belinas ebenfalls 2023 publizierten Band *Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum* vor. Christian Wicke rezensiert den 2022 von Jana Breßler, Harald Engler, Constanze Kummer, Detlef Kurth, Jannik Noeske, Wiebke Reinert und Max Welch Guerra herausgegebenen Sammelband *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Den Abschluss bildet Sabine Dörrys Rezension zu Brett Christophers 2023 veröffentlichtem Buch *Our lives in their portfolios*.

Wir wünschen wie immer eine freudige und inspirierende Lektüre!

Eure Redaktion von sub\urban

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Michael Keizers, Yuca

Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm,
Nina Schuster und Lisa Vollmer

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik

Forensic Architecture's Investigation des
Polizeieinsatzes in Hanau

Mina Godarzani-Bakhtiari

Während wir in Städten derzeit die Aufrüstung der Polizei erleben, problematisieren zivilgesellschaftliche Akteur_innen die Polizei als ausführende Institution rassistischer Nekropolitik. Forensic Architecture, eine interdisziplinäre Forschungsagentur, hat sich darauf spezialisiert, marginalisiertes Wissen über Gewaltereignisse durch die Analyse visueller und audiovisueller Artefakte zu validieren und alternative Deutungen als Evidenz zu produzieren. Dieser Aufsatz untersucht mittels des Fallbeispiels Hanau, wie der Akteur eine gegenöffentliche Perspektive auf die polizeiliche Handhabung des Anschlags in Hanau herstellt. Ich werde zeigen, dass Forensic Architecture in der Untersuchung zwischen politischer Positionierung und positivistischer Beweisführung vermittelt. Während die Betroffenenperspektive den politischen Rahmen der Untersuchung bildet, wird Evidenz hochgradig positivistisch hergestellt. Zentral ist bei der Herstellung von Evidenz eine neue Form von Objektivität durch Raum, die ich als *spatial objectivity* bezeichne. Das Fallbeispiel ist damit ein paradigmatisches Beispiel für die Art und Weise, wie in der Spätmoderne durch technisierte und mediatisierte Prozesse politische Kritik an urbaner Nekropolitik geübt wird.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Während wir derzeit in Städten die Aufrüstung der Polizei erleben (Naplava 2020), hinterfragen zivilgesellschaftliche Akteur_innen lautstark die gesellschaftliche Ordnungspolitik der Polizei (Loick 2018; Thompson 2020; Thompson/Supik 2022: 154 ff.). Sie problematisieren *overpolicing*, Polizeigewalt, *racial profiling* sowie die Bagatellisierung rechter Gewalt und thematisieren so die Polizei als ausführende Institution rassistischer Nekropolitik (Thompson 2022a). Oblag bisher die Deutungshoheit über polizeiliches Handeln überwiegend der staatlichen Institution selbst, erlangt die Zivilgesellschaft durch visuelle

Technologien neue mediengestützte Agency in der Verhandlung von Gewalttaten (Thompson 2005: 31). Dies verdeutlichen unter anderem die *Black-Lives-Matter*-Bewegung (Thurston 2018) und die Proteste infolge des Mordes von Nahel Merzouk in dem Pariser Vorort Nanterre. Akteur_innen wie Forensic Architecture (FA), die darauf spezialisiert sind, visuelle Daten zu verifizieren und zu synthetisieren, nehmen innerhalb der öffentlichen Aushandlung polizeilichen Handelns in Städten eine besondere Rolle ein. An der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und Zivilgesellschaft verschreiben sie sich einer neuen *gegenöffentlichen* Form der Beweisführung. In ihren Analysen untersuchen sie staatliche Handlungsmacht, weisen bei konkreten Ereignissen staatliches und polizeiliches Fehlhandeln nach und legitimieren so die Perspektive der Marginalisierten.

Ein Beispiel einer solchen Beweisführung ist FAs Rekonstruktion des Polizeieinsatzes in Hanau. Am 19. Februar 2020 um ca. 22 Uhr erschoss ein Rechtsterrorist in Hanau innerhalb von zwölf Minuten neun migrantisierte Personen. Obwohl die Polizei eine Stunde nach der Tat das Fahrzeugkennzeichen des Täters identifiziert, vergehen weitere vier Stunden, bis der Täter, der inzwischen bereits Selbstmord begangen hat, von der Polizei aufgefunden wird. Weitere Missstände bezüglich des Polizeieinsatzes, zum Beispiel unbeantwortete Notrufe, die Mitgliedschaft von zwölf am Einsatz beteiligte_r Polizeibeamt_innen in einer rechtsextremen Chatgruppe oder auch der rassistische Umgang der Behörden mit den Angehörigen der Opfer, werden von der betroffenen[1] Community und der Zivilgesellschaft publik gemacht. Sie sehen die Ursache für das polizeiliche Versagen (der fehlenden Prävention, der misslungenen Reaktion und der fehlenden Aufklärung) rund um die Tat in Hanau im Rassismus der deutschen Behörden begründet und thematisieren damit implizit die Vollzugswirklichkeit von Nekropolitik. Da die Staatsanwaltschaft nur unzureichend den Aufklärungsaufforderungen der Betroffenen nachkommt, wird FA beauftragt, den Polizeieinsatz in Hanau zu untersuchen. Ausgehend von den Missständen und offenen Fragen bezüglich des Einsatzes, geht FA mit Rückgriff auf vielfältige Daten (u. a. Videos, Zeugenaussagen, Satellitenbilder, Polizeireports) und durch verschiedene visuelle und räumliche Methoden der Frage nach, wie der Polizeieinsatz vor Ort *tatsächlich* ablief. Ergebnis sind zwei Videos, in welchen FA darstellt, wie sie zu ihren Ergebnissen gelangt sind. Dieser Aufsatz diskutiert die Ergebnisse einer qualitativen Fallanalyse, bei

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik

welcher die Videoartefakte von FA sinnverstehend rekonstruiert wurden. Perspektiven der Science and Technology Studies und der Raumsoziologie vereinernd, gehe ich der Frage nach, wie FA in den Ergebnisvideos zum Fall Hanau eine gegenöffentliche Perspektive auf den Polizeieinsatz in Hanau herstellt.

Der Aufsatz beginnt mit der Einordnung nekropolitische urbaner Regierungspraxis, wobei ein besonderer Fokus auf die Bedeutung von Un_Sichtbarkeit in der Verhandlung von Nekropolitik gelegt wird (2.). Danach wird die Arbeit von Forensic Architecture vorgestellt und diskutiert (3.). Anschließend wird der Fall Hanau betrachtet, in das empirische Material eingeführt (4.) und das methodische Vorgehen kurz dargelegt (5.). Anhand der Analyse des empirischen Materials werde ich zeigen, dass FA einerseits eine politische Positionierung vornimmt (6.) und andererseits objektive Evidenz herstellt (7.). Abschließend lege ich dar, wie FA durch die Dialektik von politischer Positionierung und positivistischer Beweisführung eine gegenöffentliche Perspektivierung nekropolitische Polizeiarbeit vollzieht (8.).

2. Die Verhandlung urbaner Nekropolitik

Beschäftigen wir uns mit dem Zusammenhang von staatlicher Herrschaft und Rassismus aus postkolonialer Perspektive, bietet uns Achille Mbembes Konzept von Nekropolitik eine wertvolle theoretische Grundlage. Mbembe fasst Nekropolitik als die verräumlichte Herrschaftspraxis über Leben und Tod, welche über die Definition des Fremden existenzielle Ausschlüsse produziere (Mbembe 2003). Souveränität konstituiere sich in der Macht und Fähigkeit zu bestimmen, wer zu leben, zu sterben oder dem Tod nahe zu leben habe (*living dead*; ebd.: 11). Zentral sei die Herstellung und Durchsetzung verschiedener Rechte für unterschiedliche Gruppen innerhalb des gleichen Raumes (ebd.: 26). Damit deutet sein Konzept eine Bedeutungsverschiebung an, die die Frage des Politischen durch die Produktion von Raum denkt. In der internationalen Diskussion wird, der postkolonialen Herrschaftskritik Mbembes folgend, das politische Verfügen über Leben und Tod durch Polizei und Sicherheitspersonal überwiegend an/in Grenträumen – Außengrenzen (u. a. Talbayev 2023), Flüchtlingslagern (u. a. Davies/Isakjee/Dhesi 2017) und Gefängnissen (u. a. Broadfield/Dawes/Chong 2021) – untersucht. Da die zwei Modalitäten der Macht, Leben zu schaffen und sterben zu lassen, integral in liberal-demokratische Staatsordnungen eingeschrieben

sind (Davies/Isakjee/Dhesi 2017: 1268), gilt es jedoch darüber hinaus, Nekropolitik als alltägliche urbane Ordnungspraxis in komplexen und vielfältigen Orten und Räumen – in Städten – zu analysieren. Dabei rückt die urbane nekropolitische Regierungspraxis, welche maßgeblich über die Intersektionen von (rassifizierten) Körpern, kriminalisierten Räumen und staatlicher Gewalt agiert, in den Blick (Alves 2014: 324). Obwohl nekropolitische Regierungsformen in Deutschland historisch verankert sind, kommt die wissenschaftliche Debatte darüber hier erst in Gang (u. a. durch Banita 2023; Loick/Thompson 2022; Haritaworn 2021; Thompson 2022b; Thompson/Supik 2022). Und auch, wenn es in der kritischen Stadtforschung einige Untersuchungen gibt, die sich mit Raum, Kriminalisierung und sozialen Kategorisierung auseinandersetzen (Belina 2023; Hunold/Brauer/Dangelmaier 2023; Kotzur 2023), fehlt es zumeist (mit wenigen Ausnahmen: Keitzel 2024) an der konsequenten Beachtung postkolonialer Verschränkungen und Kontinuitäten (Müller 2014). Ferner gibt es bisher keine Arbeit, die sich mit der *Aushandlung* urbaner Nekropolitik beschäftigt. Dabei, so argumentiere ich, ermöglicht die Betrachtung der Aushandlung, die dem Konzept der Nekropolitik zugrunde liegende Binarität von Leben und Tod aufzubrechen. Es ist gerade der Blick auf das *Dazwischen* von Leben und Tod, von Fremdherrschaft und Selbstbestimmung, welcher weitere Ausarbeitung verlangt. Der hier vorgeschlagene Begriff des *Dazwischens* schließt an das postkoloniale Konzept der Liminalität an. Liminalität beschreibt einen Ort, in welchem kontinuierlich Bewegung und Austausch stattfindet und Wandel möglich ist (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 2008: 117). Anstatt Nekropolitik als determinierende Machtformation einzuordnen, eröffnet die Perspektive des *Dazwischens*, sich jenen Praktiken zuzuwenden, die im Angesicht des Todes und des Sterbens alltägliche urbane Nekrorealität herausfordern.

Da die Unsichtbarmachung der Gewalt ein Schlüsselement der gouvernementalen Gewaltformation ist (Varman/Srinivas 2023: 4), steht die Sichtbarmachung von Nekropolitik im Zentrum dieser Auseinandersetzung. Dabei werden sowohl die Unsichtbarkeit von Gewaltakten (Handlungen) als auch die Unsichtbarkeit gewaltvoller Erfahrungen (Subjekte) problematisiert. Tod wird nicht nur als physische, sondern auch als soziale und politische Wirklichkeit behandelt (Flacks 2020: 389). Sichtbarmachungspraktiken sind damit stets politische Wissensproduktionen, bei denen gilt, was bereits Edward Said in Anlehnung an Michel Foucault schreibt: Wissen über etwas zu

produzieren bedeutet, es zu dominieren und darüber Autorität zu besitzen (Said 2003: 32). Da staatliche Wissensproduktionen marginalisierte Erfahrungen und Perspektiven verschleiern, verläuft die Infragestellung nekropolitischer Regierungspraxis entlang einer Spurensuche, welche die Gewalt des Staates oder die Gewalt, die der Staat zu verdecken versucht, nachzeichnet (Fonseca/Zaramella 2023: 153). Dazu schreibt Mbembe: „Damit ein unvollständiges Archiv mit voller Stimme sprechen kann, muss es nicht aus dem Nichts, sondern aus den Trümmern von Informationen, genau an der Stelle der Ruinen, der Überreste und Spuren, die die Verstorbenen hinterlassen haben, kreierte werden.“ (2019: 160 f.; Übers. d. A.)^[2] Nur dadurch wird es möglich, parallele Diskursarenen als Gegenöffentlichkeit zu etablieren, „in welchen Mitglieder_innen marginalisierter sozialer Gruppen Gegendiskurse begründen können, die es ihnen ermöglichen, oppositionelle Interpretationen ihrer Identitäten, Interessen und Bedürfnisse zu formulieren“ (Fraser 1990: 67; Übers. d. A.). In Deutschland gibt es eine Fülle an Initiativen, die seit Jahrzehnten daran arbeiten, nekropolitische Gewalt aufzudecken und dieser entgegenzuwirken.^[3] Dabei geht es um direkte Gewalt durch die Polizei (z. B. der Tod von Oury Jalloh), um staatliche Verstrickungen in und/oder staatliche Verdeckungen von rechtsterroristischen Akten (z. B. Mordserie NSU oder rassistischer Anschlag in Hanau).

Betrachtet man den Kampf um die Anerkennung und Aufklärung nekropolitischer Regierungspraxis, erleben wir in den letzten Dekaden durch die weitverbreitete Etablierung audiovisueller Technologien eine Neuformierung des Politischen über das Visuelle. Die Bedeutung visueller Technologien für die Kritik an Nekropolitik wurde uns eindrücklich durch den Mord an George Floyd und die daran anschließende *Black-Lives-Matter*-Bewegung vor Augen geführt. Gleichzeitig besteht gegenüber dem Visuellen aufgrund der digitalen Manipulierbarkeit ein prinzipielles Misstrauen, was besonders bei politisch umstrittenen Ereignissen zur Hinterfragung der „Authentizität“ von visuellen Artefakten führt (Tagg 2021). Vor diesem Hintergrund haben sich neue Akteure gebildet, die diese Lücke durch innovative Verifikationsmethoden zu schließen versuchen.

3. Forensic Architecture

FA, eine Forschungsagentur an der Schnittstelle von Kunst, Wissenschaft und Zivilgesellschaft, ist darauf spezialisiert, marginalisiertes (Erfahrungs-)Wissen von Gewaltereignissen durch die Analyse (audio-)

visueller Artefakte mit visuellen und räumlichen Methoden zu validieren und damit alternative Deutungen öffentlichkeitswirksam als Evidenz zu produzieren. Indem ihre Praxis darauf abzielt, staatliche Gewalt sichtbar zu machen, ist FA daran beteiligt, im Sinne der neuen visuellen Kultur Nekropolitik zu problematisieren. In der Literatur wird die Praxis von FA als multimediale Forensik eingeordnet (Gates 2020: 404) oder als Datenaktivismus diskutiert (Gutiérrez 2021), welcher dazu beitrage, die Politik und Agency der Toten zu konzeptualisieren (Marschall/Simke 2022: 146). Besonders wird die neue Art der Wissensproduktion hervorgehoben, welche sich einerseits staatlicher Mittel der Forensik bediene, um hegemoniekritisch gegen gouvernementale Macht vorzugehen (Stuckey 2022: 65 f.), andererseits jedoch auch neue Methoden begründe, durch welche mit traditionellen Vorstellungen von Wissen gebrochen werde (Marschall/Simke 2022: 149). Dass Materialität in der Arbeit von FA eine Bedeutungsaufladung erhält, wird genauso diskutiert (u. a. Romeo 2024) wie die Methode der Evidenzkonstruktion durch Raumkonstruktion (Oskay 2022: 82; Rothöhler 2021: 146). Da FA letztlich raumvisuelle Evidenz produziert und darstellt, ordnen sozialwissenschaftliche Autor_innen FAs Wissenspraxis als die Begründung einer „new visual syntax“ (Lee-Morrison 2015: 4) oder „new visual language“ ein, welche in der Konstitution von Gegennarrativen münde (Gutiérrez 2022).

Abseits dieser positiven Einordnung problematisieren einige Autor_innen das Vorgehen von FA. Mira Naß (2021) kritisiert, dass FA unter dem Deckmantel von Wissenschaftlichkeit eine parteilich positionierte, komplexitätsreduzierende Evidenzkonstruktion vornehme, welche keinen Zweifel zulasse. Sie wirft FA am Beispiel eines palästinensischen Falls fehlende Quellenkontextualisierung und infolgedessen (implizit) eine „Nähe“ zum Antisemitismus vor. Kelly Gates (2020: 403) wiederum hebt hervor, dass solche Formen von Narrativkonstruktionen, wie jene von FA, Gefahr laufen, kategoriale Grenzen zwischen Fakten und Interpretationen, materiellen Dingen und Repräsentationen, realen Ereignissen und realistischen Darstellungen zu verwischen. Auch Joachim Harst (2023) identifiziert einen Widerspruch in der Arbeit von FA: Während FA konstruktivistisch argumentiere und vorgehe, die Forschungsagentur den Herstellungsprozess in ihren Videos auch darlege, verschwimme in der positivistischen Evidenzkonstruktion letztlich die Grenze zwischen Modell und Wirklichkeit. H. Esra Oskay (2022: 82) problematisiert mit Verweis auf Hito Steyerl, wie auch Anika Marschall und Ann-Christine

Simke (2022: 152), dass die Art der Ergebnispräsentation eine „aura of the courtroom“ kreierte, wodurch das Phänomen des Urteilens losgelöst vom Rechtssystem im Museum oder Theater zur Sache aller werde. Andere arbeiten diesbezüglich eine Verschiebung in der Form des Urteilens heraus. Nicht mehr (allein) die Gewalttat stehe im Zentrum, über dessen Wirklichkeit zu urteilen sei, sondern die methodische Herleitung in der Evidenzkonstruktion (Godarzani-Bakhtiari/Tuma i. E.). Marschall und Simke (2022: 155) kritisieren darüber hinaus, dass FA in den Ausstellungen unverkörpernt und nicht positioniert auftritt und die Gewalt in den eigenen Feldern, dem Wissenschafts- und Kunstfeld, unerwähnt lässt. Linda Kinstler schließlich bemängelt, dass FA Evidenz lediglich über räumliches Wissen konstituiere, während verkörpertes und affektives Wissen der Opfer und Überlebenden übergangen und unsichtbar gemacht werde, wodurch es zu einem „silencing of the witness“ komme (2022: 329).

Vor dem Hintergrund der (auch) ambivalenten Einordnung der Arbeit von FA zeige ich in diesem Aufsatz anhand des Fallbeispiels der Beweisführung des Polizeieinsatzes in Hanau, inwiefern FAs Beweisführung dennoch als eine gegenöffentliche Verhandlung nekropolitisch-urbaner Polizeipraxis verstanden werden kann.

4. Das rassistische Attentat in Hanau und FAs Rekonstruktionen

Am 19. Februar 2020 erschießt ein Rechtsterrorist in Hanau neun Menschen mit Migrationsgeschichte: *Said Nesar Hashemi, Hamza Kenan Kurtović, Ferhat Unvar, Sedat Gürbüz, Fatih Saraçoğlu, Gökhan Gültekin, Vili-Viorel Păun, Mercedes Kierpacz* und *Kaloyan Velkov*.^[4] Nachdem vielschichtige Missstände im Polizeihandeln vor, während und nach der Tat bekannt geworden sind, fordern die Betroffenen Aufklärung. Die Fragen, die sie artikulieren, betreffen unter anderem die nicht beantworteten Notrufe in der Tatnacht; den verschlossenen Notausgang in der Arena Bar, welcher das Fliehen der Barbesucher vor dem Täter verunmöglichte; das zu späte Auffinden des Täters durch die Polizei und die fehlende Ermittlung gegen den (juristisch bestätigten) rechtsextremen Vater als Mittäter im Nachgang der Tat (Initiative 19. Februar 2021).

Die im Anschluss an die Tat begründete „Initiative 19. Februar“ beauftragt 2020 FA und die Berliner Tochterinitiative Forensis damit, einigen dieser Fragen investigativ nachzugehen. Resultat der Untersuchung sind zwei von FA/Forensis^[5] erstellte Videos. In diesen präsentiert FA ihr analytisches Vorgehen und die Ergebnisse der Untersuchung dokumentarisch.

In beiden Videos begleitet eine weibliche Computerstimme die visuelle Darstellung, erklärt das Vorgehen und gibt Hinweise zur Deutung der Bilddarstellungen. Veröffentlicht wurden die Videos auf verschiedenen Videoplattformen, der Webseite von FA und in verschiedenen Ausstellungen (u. a. Frankfurter Kunstverein, Haus der Kulturen der Welt und Neustädter Rathaus).

In dem Video „Hanau-Anschlag: Der Notausgang“ (Video 1; Forensic Architecture 2022a) rekonstruiert FA den Zeitraum des Anschlags, bei dem der Täter in Kesselstadt auf einem Parkplatz, in einem Kiosk und in der angrenzenden Arena Bar insgesamt sechs Personen erschoss. Dabei wird von FA die Frage untersucht, inwiefern diejenigen Personen, die sich in der Arena Bar aufhielten, es geschafft hätten, die Bar zu verlassen, wäre der Notausgang offen gewesen. Zeug_innen berichteten nach der Tat, dass der Notausgang seit Jahren verschlossen gewesen sei, und behaupteten, dass dies im polizeilichen Einvernehmen geschehen sei, um bei (rassifizierten) Razzien das Fliehen der Besucher_innen zu verhindern (Litschko 2021). Die Staatsanwaltschaft stellte die Untersuchung des verschlossenen Notausgangs mit der Begründung ein, dass die Opfer auch bei geöffneter Tür nicht hätten fliehen können (Bauer 2023). Indem FA die Frage des verschlossenen Notausgangs untersucht, werden zwei nekropolitische Auseinandersetzungen bearbeitet: die Auswirkung von *racial profiling* am Beispiel der verschlossenen Tür in der Arena Bar und *institutioneller Rassismus* in Ermittlungsverfahren am Beispiel der Untersuchung des Notausgangs. Innerhalb des 8:59 Minuten langen Videos wird von FA zunächst die raumzeitliche Ordnung des Ereignisses rekonstruiert. Anschließend wird durch die Simulation eines hypothetischen Handlungsverlaufs (Besucher versuchen durch den Notausgang zu entkommen) bestätigt, dass vier der fünf Besucher höchstwahrscheinlich durch den Notausgang hätten fliehen können.

In dem Video *Rassistischer Terror-Anschlag in Hanau: Der Polizeieinsatz* (Video 2; Forensic Architecture 2022b) werden von FA drei Fragen untersucht: Lügt der Vater in seiner Zeugenaussage? Hat die Polizei den Schuss, mit dem der Täter seine Mutter getötet hat, gehört? Wie verlief der Polizeieinsatz? Da auch bei der Frage bezüglich des Vaters Ermittlungslücken bearbeitet werden, beziehen sich alle Fragen auf das Vorgehen der Polizei. In dem 33:11 Minuten langen Video werden das Wohnhaus und dessen Umgebung zunächst rekonstruiert. Danach werden die Fragen einzeln bearbeitet und Hypothesen getestet. In dem Video

resümiert die Narrationsstimme: „Unsere Ermittlungen zeigen [...], dass die Polizei [...] beim Einsatz gegen einen bewaffneten Rechtsextremisten fatale Fehler begangen hat.“ (Forensic Architecture 2022b, 29:36-29:47 Min.)

5. Methode

Da es sich bei den analysierten Daten um audiovisuelles Material handelt, die als dokumentarische Artefakte (Gutiérrez 2021) oder Metaartefakte (Godarzani-Bakhtiari/Tuma i. E.) eingeordnet werden können, stand die sinnverstehende Rekonstruktion der Artefakte im Zentrum der Analyse. Um dem Doppelcharakter der Artefakte – sie beinhalten sowohl Handlungsausführung als auch Narration (Erzählung) – gerecht zu werden, wurde eine eigene Methode entwickelt, die an die soziologische Filmanalyse (Peltzer/Keppler 2015) und die Detailanalyse wissenschaftlicher Bilder/Filme (Reichert 2007) angelehnt ist und mit dem Begriff vergleichende Video-Artefakt-Analyse bezeichnet wird. Dabei war von Interesse, die jeweiligen „Verfahren, Stile und Erzählweisen“ herauszuarbeiten, „mit denen ‚Realität‘, ‚Objektivität‘ und ‚Wahrheit‘ konstruiert“ wird (ebd.: 29).

Zunächst wurde anhand einer Reihe von selbst gewählten Kategorien ein (Film-)Sequenzprotokoll erstellt. In dem Vergleich der Analyseergebnisse beider Videos konnten zwei Narrationsebenen in beiden Artefakten herausgearbeitet werden: die Ebene politischer Positionierung und die Ebene der Evidenzkonstruktion. Anschließend wurde die Analyse mit einer detaillierten Interpretation ausgewählter Schlüsselmomente und -Stills (Momentaufnahmen) vertieft, um die Konstitutionsregeln und ihre Präsentationsformen der Narrationsebenen herauszuarbeiten (Peltzer 2021: 187). Beide Ebenen bilden innerhalb der Videos eigene Abschnitte und erfüllen, wie ich zeigen werde, unterschiedliche Funktionen für die gegenöffentliche Problematisierung nekropolitischer Polizeiarbeit.

6. Politische Positionierung: mit und durch die Perspektive der Betroffenen

In beiden Videos findet sich zu Beginn und zum Ende ein Abschnitt von Bild-, Sprach- und Textkollagen[6], die gemeinsam einen politischen Deutungsrahmen schaffen, der die Untersuchung rahmt:[7] Zu Beginn wird die Notwendigkeit der Untersuchung von FA hieraus abgeleitet und am Ende werden die Ergebnisse der Untersuchung hierin verortet. Insgesamt zeichnet sich diese Ebene durch die Etablierung politischer

Positionierung aus, welche vollzogen wird über die Repräsentation des (post-)migrantischen Protests, die Repräsentationspraxis der Getöteten und die Etablierung eines Näheverhältnisses zwischen Betrachtenden und Betroffenen. Wesentlich wird der politische Deutungsrahmen geschaffen über Verweise auf die normative demokratische Grundordnung. Auf Bildern/Videos, die den zivilgesellschaftlichen (post-)migrantischen Widerstand darstellen (vgl. Abb. 2-6), sind beispielsweise Demonstrierende



Abb. 1 Auflistung der Opfer (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 0:32 Min.)



Abb. 2 Protestierender und Nachrichtenmitteilung (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 1:52 Min.)

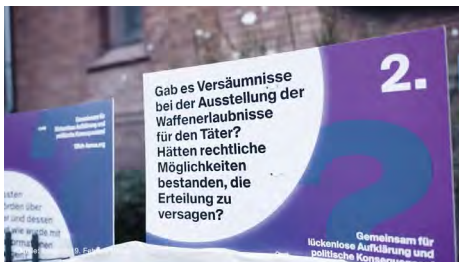


Abb. 3 Plakate mit Forderungen (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 2:58 Min.)



Abb. 4 Laufende Protestierende mit Schildern (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 3:12 Min.)



Abb. 5 Repräsentationen der Getöteten im Protest (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 3:15 Min.)



Abb. 6 Büro der Initiative 19. Februar (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 3:16 Min.)

zu sehen, die Schilder mit Begriffen wie „Gerechtigkeit“ (vgl. Abb. 2), „Aufklärung“ und „Erinnerung“ in die Kamera halten. Dadurch wird ein Bezug zu den globalisierten Leitideen gesellschaftlicher Ordnung hergestellt und ein Referenzrahmen geschaffen, der an Demokratie, Menschenwürde, Strafrecht und allgemein Moralvorstellungen orientiert ist. Gleichzeitig kommt es über die Einführung dieser normativen Bezüge mit Bildern von Protestierenden (vgl. Abb. 2 und 4) und Protestobjekten (vgl. Abb. 3 und 5) zur Herstellung einer zweiten Sinnebene: die Problematisierung gesellschaftlicher Verhältnisse. Über die Darstellungen des Protests und durch sprachliche Benennung von „Polizeiversagen“, „Mord“ und „Rassismus“ werden gesellschaftliche Verhältnisse als von den normativen Ordnungsvorstellungen abweichend problematisiert. Das Gleichheitsideal der Aufklärung erscheint vor dem Hintergrund der Nekrorealität als uneingelöstes Versprechen.

Gleichzeitig wird von FA, indem demokratische Ordnung über Protesthandlungen symbolisiert wird, Demokratie nicht als gegebene Realität, sondern als herzustellendes und zivilgesellschaftlich zu erkämpfendes Gut repräsentiert, welches das Engagement von Bürger_innen zentral setzt. Das wird besonders an den Abbildungen 1 bis 6 deutlich. Die darin vorgenommene Bildpraxis vollzieht ein *doing democracy* durch *doing being a citizen*. Die (post-)migrantische Community wird als politisches Kollektiv und deren Individuen als politische Subjekte repräsentiert. So kommt es zu einer Umkehr eines immer wieder medial diskursivierten rassistischen Narrativs: Nicht migrantisierte *Andere* erscheinen als „Gefahr für die Demokratie“, sondern demokratische Ordnung wird als getragen und vorangetrieben durch migrantisierte zivilgesellschaftliche Arbeit konstruiert. Außerdem wird durch die Repräsentationspraxis die symbolische Logik rassistischer Anschläge dekonstruiert: Während rassistisches Töten im Öffentlichen darauf abzielt, (post-)migrantisches Leben als Teil urbaner *deutscher* Realität existenziell auszulöschen, vermittelt die Repräsentationspraxis, dass es zur Aneignung des Öffentlichen und Politischen durch die Kollektivierung und Mobilisierung der (post-)migrantischen Community führt. Die Kollektivierungsarbeit, die sichtbar gemacht wird, manifestiert damit einerseits geleistete Trauerarbeit, die von den Betroffenen selbst getragen wird, und andererseits emanzipative zivilgesellschaftliche Organisationsarbeit entlang demokratischer Ordnungsvorstellungen. Damit erscheinen Angehörige und Betroffene nicht der rassistischen Nekropolitik ausgeliefert, sondern im Gegenteil

als eine durch Solidarisierung und Kollektivierung vereinte Community, welche die Nekropolitik des Staates herausfordert.

Das verdeutlicht, dass entgegen und mit der leidvollen Erfahrung des unüberwindbaren Verlustes in der Repräsentationspraxis von FA eine gesamtgesellschaftlich relevante und translokal wirkende urbane Kollektivierungsgeschichte dargestellt wird.[8] Diese bricht die hegemoniale Repräsentationsmatrix auf: Das Leid und der Kampf der Betroffenen „werden in die Sphäre des Sagbaren und Sichtbaren gehoben und in das normative Skript der Repräsentation eingeführt. Die in politische Arbeit umgewandelte Trauerarbeit bringt ein Gemeinschaftsgefühl zum Ausdruck und bildet ein neues Vokabular im Kampf für [...] Gerechtigkeit“ (Gutiérrez Rodríguez 2023: 108; Übers. d. A.).

Eng an die Darstellungspraxis der Angehörigen und Betroffenen gebunden ist die Repräsentationspraxis der Getöteten. Die Forderung und der zentrale Slogan „#saytheirnames“ der Initiative 19. Februar wird nicht nur visuell in einem der Videos abgebildet (vgl. Abb. 6), sondern auch performativ hergestellt. Die Erfahrung rassistischer Gewalt wird durch den Slogan, der ursprünglich der *Black-Lives-Matter*-Bewegung entstammt, in eine große Anzahl von Anschlägen eingereiht, sowohl in Deutschland als auch weltweit. Dadurch wird rassistische Gewalt nicht als lokales, zeitlich konkretes Phänomen, als ein Einzelfall, sondern als globales Phänomen geframt. Gleichzeitig verweist der Slogan auch auf die damit einhergehende translokale Mobilisierungsgeschichte, in deren Zentrum die Etablierung und Diskursivierung von Gegennarrativen steht. Mit ihm wird eine Perspektivverschiebung gefordert. Anstelle Täter_innen und deren Narrative rassistischer Gewalt medial und politisch zu repräsentieren, wird die Aufmerksamkeit auf die Opfer, ihre Familien und Angehörigen gerichtet, die das Leid erfahren. Neben der geforderten Aufmerksamkeitsverschiebung erfüllt der Slogan die Funktion, rassistische Zuschreibungen der Opfer über Re-Individualisierung zu dekonstruieren. Entgegen homogenisierender rassistischer Kategorisierungen, welche die Kategorien Ethnizität und *race* zur wichtigsten Markierung gesellschaftsstrukturierender Zuordnung machen, symbolisiert der Slogan „#saytheirnames“ die Praxis der Sichtbarmachung der Opfer als vielfältige Individuen einer Gesellschaft. Dies wird in den Videos auch textlich-visuell vollzogen. Indem die Namen der Opfer nacheinander genannt, verschriftlicht dargestellt (vgl. Abb. 1), deren Fotos eingeblendet werden und/oder ihre Gesichter auf Schildern der Protestierenden zu sehen sind

(vgl. Abb. 5), werden die Getöteten als Jugendliche, Familienmitglieder, Arbeitskolleg_innen und Freund_innen imaginierbar. Damit wird die temporal-rassistische Logik des Tötens gestört: Während den Opfern durch rassistische und tödliche Fremdkategorisierung das Recht zu sein genommen wird, wodurch die Getöteten in der „zone of nonebeing“ (Fanon 1986: 10) positioniert werden, wird sich post mortem von den Betroffenen das Recht der Bedeutungszuschreibung rückangeeignet. Damit handelt es sich in den Worten von Tony Morisson um eine Praxis der „rememory“ (2019), bei welcher die Getöteten als *konkret* ausgelöschte Individuen mit vielfältigen Bezügen und Bedeutungen repräsentiert und in der Erinnerungspraxis über die Zeit stabilisiert werden.[9] Durch die politische und emotionale Arbeit des Trauerns wird damit das gelebte Leben aktualisiert und erneut zum Leben erweckt (Gutiérrez Rodríguez 2023: 10) und die nekropolitische Ordnung von Leben und Tod grundlegend hinterfragt.

Abschließend lässt sich die Positionierung von FA auf der Seite des Widerstands auch an der Wahl der Bildraumausschnitte herauslesen. Als Betrachtende sehen wir Bilder der Initiative 19. Februar, die aus der Praxis des Widerstands selbst aufgenommen wurden (vgl. Abb. 2-6). Betrachtende werden stilistisch in den Protest integriert, indem sie durch die Bildkomposition als Teilnehmende des Protests imaginierbar werden, wie in Abbildung 4 zu sehen ist. Hier wird eine Reihe von Menschen gezeigt, die auf einer großen Straße entlanglaufen. Seite an Seite mit fokussiertem Blick nach vorn halten sie ihre Protestschilder in die Luft. Durch die Bildperspektive scheint es, als sei man als betrachtende Person in den kollektiven Widerstand räumlich eingereiht. Damit zielt diese Bildraumpraxis darauf ab, eine Beziehung zwischen den Betrachtenden und den Betroffenen – deren Trauer und Wut – zu etablieren, und ruft zur Solidarisierung auf. In den Worten Judith Butlers forciert die Bildkomposition die Wahrnehmung der Prekarität anderer – ihrer sozial bedingten Gewalterfahrungen – als implizite Wahrnehmung der Prekarität aller Lebewesen (2009: xvi).

Insgesamt zeigt sich an dieser Form der Darstellungspraxis, dass FA die Betroffenenperspektive und damit das migrantisch situierte Wissen (Perinelli 2017) über die Darstellung der Aneignungspraktiken des urbanen Raums sichtbar macht. Nekrorealität wird hier im Raum des *Dazwischens* – zwischen Fremdherrschaft und kollektiver Selbstbestimmung – herausgefordert. Durch diese Repräsentationspraxis positioniert sich FA

eindeutig auf Seiten der Betroffenen. Dass Widerstandspraxis nicht nur über lokal-materialisierte Raumeignung *repräsentiert*, sondern auch durch digital-rekonstruierte Raumeignung von FA selbst *vollzogen* wird, zeigt sich an der Art und Weise, wie FA Evidenz durch virtualisierte Raumordnung herstellt.

7. Evidenzkonstruktion: Die Herstellung von Objektivität durch und mit Raum

Erst nachdem der politisch-moralische Deutungsrahmen geschaffen ist, kommt es in den Videos von FA zur Rekonstruktion des Ereignisses und damit zur Suche und Herstellung von Evidenz. Indem FA jede Erkenntnis aus dem visuellen Material ableitet, den Prozess selbst darstellt, wird von ihnen der Anspruch transparenter Beweisführung



Abb. 7.1

Schritt 1:
Referenzbild
(Satellitenbild)



Abb. 8.1



Abb. 7.2

Schritt 2:
Verfremdung des
Referenzbilds
(Überlagerung)



Abb. 8.2



Abb. 7.3



Abb. 8.3

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik



Abb. 7.4

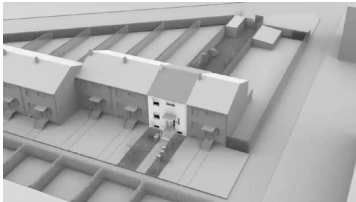


Abb. 7.5



Abb. 7 Herstellung des Raummodells in Video 1 (Quelle: Forensic Architecture 2022a; 0:13-0:26 Min.)

Schritt 3:
Überlagerung
wird zum
Raummodell

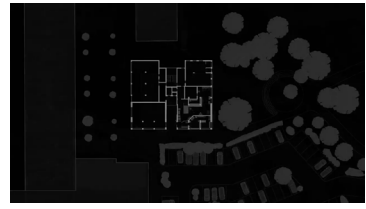


Abb. 8.4



Abb. 8.5

Schritt 4:
Konkretisierung
des Raummodells



Abb. 8 Herstellung des Raummodells in Video 2 (Quelle: Forensic Architecture 2022b; 4:24-4:37 Min.)

performativ hergestellt. Im Zentrum der rekonstruktiven Arbeit liegt die Organisation von vielfältigen Datenmaterialien, deren Validierung und Synthese. Für die Konstruktion von Evidenz spielen besonders vielfältige visuelle Abstraktions- und Übersetzungsleistungen eine tragende Rolle, wobei simulierten Raummodellen eine Schlüsselfunktion zukommt.

Der Prozess der Evidenzkonstruktion beginnt in beiden analysierten Videos mit einem Satellitenbild, welches aus der Vogelperspektive den Stadtraum von Hanau zeigt (vgl. Abb. 7.1 und 8.1). Danach wird dieses visuell nachvollziehbar in ein Raummodell verwandelt (vgl. Abb. 7.2-7.5 und 8.2-8.5), in welchem der für die Untersuchung relevante Raum abstrahiert dargestellt wird (vgl. Abb. 7.5 und 8.5). Die Einnahme der Vogelperspektive zu Beginn der Sequenzen ist symbolträchtig, wie auch das Zitat von Mbembe verdeutlicht: „Überall wird die Symbolik des Höchsten (wer ist am höchsten) wieder aufgegriffen. Die Beherrschung

des Luftraums ist daher von entscheidender Bedeutung, da der größte Teil der Polizeiarbeit aus der Luft erfolgt.“ (2003: 29; Übers. d. A.) Indem von FA in der Evidenzkonstruktion die Vogelperspektive eingenommen wird, wird sich die Herrschaftsperspektive angeeignet, welche seit der Kolonialzeit visuelles Kontrollinstrument ist (Brown/Carrabine 2019: 198). Dass Satellitenbilder den Ursprung der Raummodellierung darstellen, ist darüber hinaus vor dem Hintergrund der Herstellung einer *objektiven* Perspektive relevant. „Die Beobachtung von Räumen, die sich dem menschlichen Zugriff entziehen [aus dem All], stellt eine [besondere] Form der Objektivität dar, die durch das Zusammentreffen von mechanischer Automatisierung und kontinuierlichem, weisungsgebundenen Sehen entsteht.“ (Brannon 2013: 287; Übers. d. A.)

FA folgt damit einem Verständnis von *mechanical objectivity*. Es basiert auf der Annahme, dass technische Visualisierungsmaschinen in der Lage sind, die Wirklichkeit objektiv – das heißt ohne subjektive Verzerrung – abzubilden (Daston/Galison 2007: 58). Seit der Moderne ist Distanz und Distanzierung von der eigenen subjektiven Betrachtungsweise eine wesentliche Anforderung für die Produktion von Objektivität. FA stellt durch die Verwendung dieser Bilder Distanz(-ierung) und damit Objektivität verräumlicht her. Indem die Satellitenaufnahmen automatisiert aus weitmöglichster Distanz aufgenommen werden, distanziert sich FA visuell-räumlich und damit symbolisch sowohl von der eigenen Position als auch vom konkreten (Tat-)Raum und den darin handelnden Subjekten.

Anstelle des Partikularismus, den wir auf der politischen Dimension gesehen haben, erhebt FA nun das Universale zum wichtigsten Bezugspunkt. Satellitenbilder, welche aus einer Reihe von Bildern stammen, die in der Lage sind, die ganze Welt abzubilden, können als die technisierte Ausführung des synoptischen Blicks verstanden werden (Scott 1998: u. a. 11), welcher scheinbar *alles* zu überblicken vermag. Satellitenaufnahmen inszenieren geradezu eine standortungebundene und damit neutralisierte Perspektive auf die Welt als *gesamte Entität*. Dadurch wird imaginär das Universale, das Allgemeine symbolisch und stilistisch zum Bezugs- und Referenzpunkt der Evidenzkonstruktion. Emblematisch steht deshalb das Satellitenbild für einen Moduswechsel weg von der politischen Positionierung und hin zu einem objektiven Untersuchungsverfahren der Analyse der Nekrorealität.

Dass die Produktion von Objektivität für FA der Dreh- und Angelpunkt ihrer Evidenzkonstruktionen ist, zeigt sich auch in der Übersetzung

der Satellitenbilder in Raummodelle. Indem FA die Übersetzung (fließend) animiert und dadurch nachvollziehbar macht, produziert sie einen eigenen Analyserahmen entlang objektiv verstandener Verfahren. Die Transformation der objektiv geltenden Satellitenbilder in digitale Raummodelle erhält besonders durch die computergenerierte Ausführung Gültigkeit. In dieser Form der Ausführung manifestiert sich die Doxa, dass „neutrale, wissenschaftliche Ergebnisse durch die Anwendung computergestützter Formen der Analyse erzielt werden können“ (Gates 2013: 252; Übers. d. A.), welche als *computational objectivity* verstanden werden kann. Indem die Raum(an)ordnung (Löw 2001) des Satellitenbilds als (zwei- oder dreidimensionales) Koordinatensystem behandelt wird, bei dem jede Information über eine topographische Position (*Placing*) bestimmt wird, kommt es zu einer Quantifizierung der räumlichen Relation zueinander (*Synthese*) und somit zur (technisierten) Reproduktion der Raum(an)ordnung. Raum wird hier maschinell-synthetisch durch das Digitale ko-konstruiert (Schinagl 2022: 242 f.). Es entsteht eine „virtualisierte“ Raumkonstruktion, die datafierte Wirklichkeit abbildet (Christmann/Schinagl 2021: 200). Dass das Raummodell medial und technisch gestützt aus der Distanz geschaffen wird, lässt sich mit dem Begriff der Telesynthese nach Martin Schinagl fassen (2022: 233). So entsteht schließlich ein Raummodell, welches vom Glauben an die objektive Repräsentierfähigkeit von Satellitenbildern (*mechanical objectivity*) und an objektive Verfahren (*computational objectivity*) getragen wird. Noch entscheidender, es entsteht ein Raum, der selbst durch dessen Herleitung, als objektiv imaginiert, produziert und dargestellt wird. Ich schlage vor, diesen Prozess der Herstellung von Raum als objektiven Referenz- und Analyserahmen, in diesem Fall für die Analyse politischer Nekrorealität, als die Begründung von *spatial objectivity* (räumliche Objektivität) zu fassen. Ausschlaggebend für das Verständnis von *spatial objectivity* ist die reflexive und visuell performte Herleitung von Raum als abstrakte und gleichzeitig unhinterfragbare – quasi in Stein gemeißelte – Wirklichkeit sui generis. Der Raum, der durch die Verwendung moderner Technologien (*mechanical* und *computational objectivity*) entsteht, zeichnet sich besonders durch seine unendlichen Entfaltungsmöglichkeiten aus, wie ich mit der weiteren Analyse der Nutzbarmachung dieses Raumes zeigen werde. Besonders hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass FA selbst durch die symbolische (in diesem Fall

digitale) Raumproduktion genau das schafft, was durch *spatial objectivity* greifbar gemacht werden soll – nämlich objektive Raumwirklichkeit.

Dass FA den Raum als objektiven Raum produziert und darstellt, ist insofern paradox, als es sich zweifelsohne um eine äußerst reduzierte Repräsentation handelt. Es ist ein sowohl abstrakter als auch lebloser Raum, in dem unter anderem die Individuen, die Teil der Untersuchung sind, nicht repräsentiert werden. Materielle Formen und ihre Anordnung sind vereinheitlicht, konstant gehalten und damit statisch festgesetzt. Dadurch wird die Dialektik von Zeit und Raum aufgebrochen und ein vermeintlich zeitloser vor-sozialer physischer Raum konstruiert, der sich mit Bourdieu fassen lässt: „[...] Er] kann als solcher nur durch eine Abstraktion [...] gedacht werden, das heißt, indem bewusst alles ignoriert wird, was der Tatsache verdankt ist, dass es ein bewohnter und angeeigneter Raum ist.“ (Bourdieu 2018: 108 f.; Übers. d. A.)

Nachdem das allein auf physischen Gegebenheiten basierende Raummodell und damit der als objektiv verstandene Analyserahmen etabliert ist, rekonstruiert FA zunächst die Bedingungen für die Herstellung von Evidenz: Der Handlungsverlauf mit speziellem Fokus auf die Polizeihandlungen und alle damit zusammenhängenden, als relevant erachteten Aspekte werden nachvollzogen. Dafür zieht FA vielfältige Daten heran – private und kommerzielle Daten, Open-Source-Daten und staatlich verwaltete Daten, die öffentlich zugänglich sind. In diesem Schritt der forensischen Datenarbeit sind audiovisuelle Aufnahmen, zum Beispiel von Überwachungskameras, wesentlich.

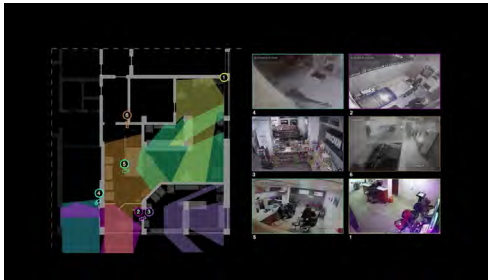
Nachdem FA die Daten gesichtet und verifiziert sowie Inkonsistenzen aufgedeckt hat, beginnen sie die Analyse. Dazu betrachten sie jedes Datum einzeln und heben innerhalb des Materials die relevanten Informationen hervor. Das, was für die Investigation als wesentlich herausgearbeitet wird, wird schließlich extrahiert und innerhalb des simulierten Raummodells rekonstruiert.[10] Verschiedene Informationen aus unterschiedlichen Daten werden über ihre topographische Lagebestimmung im Modell zueinander in Beziehung gesetzt. Das abstrahierte Raummodell nutzt FA als repräsentativ-materiell bestimmbares unterstes Layer, welches die Positionierung der Informationen ermöglicht. Gleichzeitig fungiert das Modell als zeitlose Schablone, auf deren Basis FA die konkret zeitlich definierten Informationen als neues Layer verräumlicht. So kommt es zur Etablierung eines Wechselverhältnisses zwischen allgemein-abstrakter (zeitloser) Raumordnung und konkretem Raumereignis.[11]

Bedeutend ist, welche Art von Informationen herangezogen werden: Es ist der Standort der Akteur_innen im vermessenen Raum oder auch die räumliche Visualisierung von anderen Informationen, beispielsweise der Schallausbreitung im Raum, welche in den Modellen rekonstruiert und eingezeichnet wird. Materialisierungen (Körper und Dinge) und die Wirkweise physikalischer Gesetzmäßigkeiten (z. B. Schallausbreitung im Raum) werden in Bezug auf ihre Standorts-/Bewegungsbestimmung in der Analyse von FA beachtet.

Nachdem FA alle als relevant herausgearbeiteten Informationen in dem Modell verräumlicht hat, testen sie verschiedene Handlungsabläufe. Da FA allein Lagebestimmungen im Raummodell beachtet, sind es Berechnungen, die auf naturwissenschaftlichen Gesetzen von Masse/Materialität in Raum und Zeit basieren, die die Evidenzkonstruktion bedingen. Die Bedeutung von *spatial objectivity* entfaltet sich hier in ihrer ganzen Fülle: Der als *spatially objective* konstruierte (digitale) Raum ermöglicht es, unendliche imaginative Wirklichkeiten rechnerisch raumvisuell durchzuspielen. Die leitende Frage ist: Hätte X, Y und Z zu einer bestimmten Zeit im Raum stattfinden können – oder treten im Modell räumliche Widersprüche auf, die das gleichzeitige Stattfinden unwahrscheinlich oder gar unmöglich erscheinen lassen? Reale vergangene Handlungsabläufe werden innerhalb des Modells in eine binäre Logik überführt, nach der etwas entweder *spatially objective* möglich (mit verschiedenen Graden des Wahrscheinlichen) oder gänzlich unmöglich ist. Dadurch wird über die Produktion von *spatial objectivity* rückwirkend Gewissheit über Vergangenes geschaffen. Entlang räumlicher Rationalisierungslogik wird Evidenz dementsprechend hergestellt – über die Verräumlichung verschiedener Informationen in dem objektiv hergeleiteten Raummodell. Es handelt sich damit um einen über den Raum hergestellten Nachweis nekropolitischer Polizeiarbeit durch die Produktion von *spatial objectivity*.

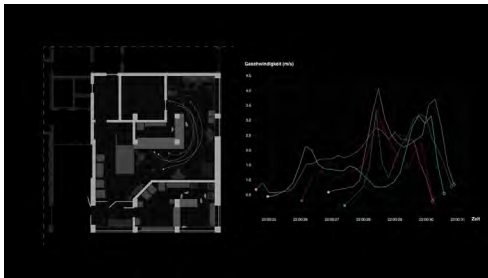
Beispiel: Die Frage des verschlossenen Notausgangs

An einem Beispiel des Rekonstruktionsprozesses des Ereignisses um den Tatort Arena Bar/Kiosk (Video 1) lässt sich die Evidenzkonstruktion durch die Begründung von *spatial objectivity* nachvollziehen.[12] Die Abbildungen 9 bis 12 verdeutlichen die Untersuchung der Frage, inwiefern die Besucher der Arena Bar es geschafft hätten, aus der Bar zu fliehen, wäre der Notausgang offen gewesen und hätten sie dieses gewusst.



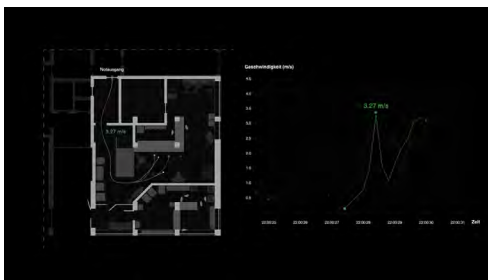
Schritt 1
Re-Konstruktion des
Handlungsverlaufs

Abb. 9 Rekonstruktion des Handlungsverlauf durch Überwachungskameras (Quelle: Forensic Architecture 2022a, 6:51 Min.)



Schritt 2
Geschwindigkeits-
berechnungen

Abb. 10 Handlungsverlauf im Raum und Geschwindigkeitsmessung (Quelle: Forensic Architecture 2022a, 6:51 Min.)



Schritt 3
Simulation
Bewegung zum Notausgang

Abb. 11 Bewegungssimulation gestützt durch Geschwindigkeitsmessung (Diagramm; Quelle: Forensic Architecture 2022a, 7:41 Min.)



Schritt 4
Ergebnis Simulation

Abb. 12 Ergebnis der Simulation (Quelle: Forensic Architecture 2022a, 8:20 Min.)

Nachdem das Raummodell von FA etabliert wurde (wie bereits in Abb. 7 dargestellt), rekonstruiert FA die Bewegung der Akteure in der Arena Bar im Raum mithilfe von verschiedenen Überwachungsaufnahmen (vgl. Abb. 9).[13] Die hierbei extrahierten Informationen, genauer die Lagebestimmung der Körper und deren Bewegungen im Raum, werden nun im abstrakten Modell eingezeichnet und damit in Beziehung zueinander gesetzt. Dass die Besucher der Bar, nachdem der Täter mit Schusswaffe in den Kiosk (Nebenraum – geteilter Eingang mit Arena Bar) eintritt, in die hintere Ecke der Bar in eine Sackgasse laufen, in welcher sie dem Täter kurz darauf ausgeliefert sind, wird von FA über die Einzeichnung der Bewegungen aller Akteure innerhalb des Raummodells herausgearbeitet (vgl. Abb. 10, links). FA erweitert die Analyse zusätzlich durch die Messung der Geschwindigkeit der Akteure im Raum. Dafür blenden sie neben der Raumskizze ein Diagramm ein, in welchem die Geschwindigkeit der Akteure quantifiziert erfasst und visuell dargestellt wird (vgl. Abb. 10, rechts). Da FA die Bewegung im Raum, gleichzeitig mit Eintragung der Geschwindigkeitslinie im Diagramm, für jede Person einzeln vollzieht, können Betrachtende visuell nachvollziehen, in welchem Zusammenhang das Diagramm und die Bewegung der Akteure stehen. Dass die den Raum auszeichnenden materiellen Ordnungsattribute die Geschwindigkeit bedingen, zeigt FA daran, dass sie in dem Diagramm eine verringerte Geschwindigkeit einzeichnen, wenn eine Person zum Beispiel um eine Ecke läuft.

Um zu prüfen, inwiefern die Akteure durch den Notausgang hätten fliehen können, spult FA nach der Rekonstruktion des Handlungsverlaufs zu dem Moment zurück, als die Arena-Bar-Besucher den Täter durch den Eingang sichten. Nun simuliert FA, ausgehend von dem zuvor etablierten Geschwindigkeitsdiagramm, wie weit die Akteure gekommen wären, wären sie in Richtung des Notausgangs gelaufen (vgl. Abb. 11). Indem FA zum Beispiel beachtet, dass nicht alle gleichzeitig dieselbe Stelle passieren können, werden die Geschwindigkeiten der Akteure den neuen materiellen Ordnungsattributen der Raumwege angepasst. Wichtigster Referenzpunkt ist stets die Annahme der Unveränderbarkeit der naturwissenschaftlich erfassbaren Gesetzmäßigkeit von Masse in Raum und Zeit. Nach der Simulation der Bewegungen jedes Akteurs blendet FA ein, an welcher Stelle sich die Betroffenen zum Zeitpunkt, als der Täter die Bar betritt, befunden hätten, wären sie zum Notausgang gelaufen (vgl. Abb. 12). FA schlussfolgert, dass höchstwahrscheinlich vier von fünf

Personen sich außerhalb des Schussfeldes des Täters befunden hätten, wären sie zum Notausgang gelaufen.

Im Anschluss an die Analyse kann nun einerseits Kinstlers Argument zugestimmt werden, dass FA in der Evidenzpraxis ein „silencing of the witness“ (2022: 329) vollzieht. Subjekte mit Identitäten und Leibkörper (mit Sinneswahrnehmung; vgl. Knoblauch 2017) – ihre konkreten subjektiven Erfahrungen – spielen in der Raumdarstellung und -analyse keine bis kaum eine Rolle.[14] Deren konkrete Repräsentation fügt sich in die technisch-visuelle Abstraktion diagrammatischer Darstellungen von physischen Bezugsgrößen ein. Damit werden sie in dem Erkenntnisprozess auf eine Ebene gestellt mit anderen materiellen Dingen im Raum. Andererseits kann die Rolle der Subjekte in der Evidenzlogik auch als emanzipativ gedeutet werden, wenn man die dabei produzierten symbolischen Beziehungen zwischen den repräsentierten Subjekten betrachtet. Zwar findet eine Ent-Subjektivierung der Ereignisanwesenden statt, jedoch wird über die Reduzierung auf die physische (Natur-)Ordnung von Masse im Raum allgemeine Gleichheit zwischen den repräsentierten Subjekten begründet, welche soziale Differenz(-ierungen) verunmöglicht. Bei der digitalen Simulation der Ereignisse in der Arena Bar wird beispielsweise die Bewegung der Subjekte als Masse im Raum untersucht. Dadurch werden die Subjekte vor dem Hintergrund der raumzeitlichen Ordnung von FA zu *Gleichen* gemacht. Soziale Differenz(-ierungen) zwischen Körpern sind innerhalb der physischen Ordnung nicht nur irrelevant, sondern vollkommen unsinnig.[15] Die Reduzierung der Subjekte auf Körpermasse im Raum ist damit gleichzeitig die Herstellung des allgemein Gleichen des Menschen innerhalb der physischen Ordnung. Es kommt zur De-Konstruktion sozialer Differenz(-ierungen) bei gleichzeitiger Re-Konstruktion des menschlich Gleichen in raumzeitlicher Ordnung physischer Gesetzmäßigkeiten. Dadurch wird Nekropolitik sichtbar gemacht, ohne die tödlichen sozialen Kategorisierungsprozesse zu reproduzieren.

Dieses Beispiel zeigt, wie FA entlang einer positivistischen Logik, die auf einem räumlichen Objektivitätsverständnis (*spatial objectivity*) aufbaut, nekropolitische Polizeiarbeit sichtbar macht und kritisiert. Da der verschlossene Notausgang, wie Zeug_innen aussagen, auf Absprachen zwischen Polizei und Barbesitzer zurückgeht, durch welche die Polizei zu verhindern suchte, dass bei Razzien Personen über den Notausgang hätten fliehen können, wird durch diese Analyse die (räumliche) Materialisierung

polizeilicher Nekropolitik offengelegt, dessen Konsequenz letztlich für zwei der fünf Besucher der Bar tödlich ausgeht. Implizit bearbeitet FA nicht nur die Existenz rassistischer Polizeikontrollen in kriminalisierten und rassifizierten Räumen, sondern weist deren tödliche Konsequenzen für Marginalisierte über die Materialisierung von Politik nach. Überdies problematisiert FA durch die Evidenzkonstruktion die Ermittlungsarbeit der Staatsanwaltschaft. Dass die Staatsanwaltschaft die Untersuchung des verschlossenen Notausgangs mit der Begründung einstellte, dass die Getöteten es nicht geschafft hätten, durch den Notausgang zu fliehen, erscheint nun vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten Beweise als staatliche Praxis des Unsichtbarmachens nekropolitische Polizeiarbeit.

8. Fazit: Die gegenöffentliche Objektivierungskultur von Forensic Architecture

Die Verhandlung von Nekropolitik verläuft heute weitestgehend über die Etablierung visueller Sichtbarkeit von Gewalthandlungen und Gewalterfahrungen.[16] FA – ein Akteur, der sich darauf spezialisiert hat, gegenforensisch Evidenz herzustellen – begründet eine neue Art der Beweisführung, die, wie ich gezeigt habe, maßgeblich über die Repräsentation und Herstellung von Raumeignungspraxis vollzogen wird. Dabei findet eine gegenöffentliche Verhandlung von urbaner Nekropolitik in drei Hinsichten statt.

Auf der Ebene der politischen Positionierung kommt es zur Berücksichtigung und gleichzeitigen Sichtbarmachung der Perspektive der Betroffenen, deren Fremdheitskonstruktion als rassifizierte *Andere* im gleichen Zug dekonstruiert wird. Über die Re-Individualisierung der Getöteten wird deren Leben entgegen nekropolitische Ordnung in der Erinnerungspraxis über die Zeit stabilisiert. Darüber hinaus wird die (post-)migrantische Community nicht als der Nekropolitik ausgeliefert, sondern als widerständiges politisches Kollektiv dargestellt, welches organisiert die Durchsetzung demokratischer Werte einfordert. Aus der Betroffenenperspektive heraus wird Marginalisierung und Unsichtbarmachung staatlicher Nekropolitik sichtbar gemacht und die Notwendigkeit manifestiert, staatliche Praxis zu untersuchen. Damit kann die Repräsentationspraxis auf der politischen Ebene als eine verstanden werden, die den Raum des *Dazwischens* – zwischen Fremdherrschaft und Selbstbestimmung – sichtbar macht.

Auf der Ebene der Evidenzkonstruktion wird die Perspektive der Betroffenen anschließend über die Aneignung und Anwendung der „(Wissens-)Instrumente der Macht“, mit Legitimität ausgestattet. Evidenz wird distanziert und objektiv über die strategische Produktion von *spatial objectivity* hergestellt. Hier kommt es zur Reduzierung des Sozialen auf – unhinterfragbare – räumliche Wirklichkeit. Eine Praxis, die mit Bernd Belina (2023) als gefährliche Abstraktion für die hegemoniale Ordnung verstanden werden kann. Dabei wird in der ent-subjektivierenden Darstellungsform der Evidenzkonstruktion (Subjekte als Koordinatenpunkte) symbolisch eine neue (physische) Logik geschaffen, die soziale Differenz(-ierung) entlang diskriminierender Kategorien verunmöglicht. Tragend für das Verständnis von *spatial objectivity* ist die reflexive und visuell performte Herleitung von Raum als abstrakte und gleichzeitig kommunikativ unbestreitbare Wirklichkeit. Durch einen als *spatial objective* konstruierten (digitalen) Raum wird es möglich, basierend auf Naturgesetzmäßigkeiten von Raum und Zeit unendliche imaginative Wirklichkeiten rechnerisch räumlich-visuell durchzuspielen. Aus der Frage des Wirklichen wird hier die Frage des *objektiv Möglichen*. Wie ich an dem Beispiel von Hanau gezeigt habe, werden so im Fall von FA über technisierte Analysen von Naturgesetzmäßigkeiten von Raum und Zeit alternative Deutungen von Ereignissen auf Grundlage kaum widerlegbarer naturwissenschaftlicher Logik objektiviert.

Abschließend ist die Arbeit der FA insofern als gegenöffentlich zu begreifen, als hierbei eine neue Objektivierungskultur begründet wird, in welcher politische Positionierung und objektive Evidenz an der nekropolitischen Regierungspraxis nicht als Gegensätze, sondern als zwei Seiten einer Medaille konstruiert wird. Politische Positionierung und Objektivität wird dialektisch gedacht (und gemacht) – als sich gegenseitig bereichernde und bedingende Haltungen und Analyseinstellungen. Politische Positionierung erscheint als notwendig, um einen Zugang zu den ansonsten unsichtbar gemachten Realitäten urbaner Nekropolitik zu erhalten. Nur aus und mit der Perspektive der Betroffenen lassen sich die hegemonialen Deutungen von Ereignissen gegen den Strich lesen. Gleichzeitig tritt die Herstellung von objektiver Evidenz als Notwendigkeit für die Kritik an Nekrorealität auf. Damit findet in der Arbeit von FA eine Neuaushandlung von Subjektivität (Positionierung) und Objektivität (Evidenz) statt, welche einen Gegenentwurf zur wissenschaftlichen und juristischen Handhabung von Evidenz darstellt.

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik

Auch wenn noch zu untersuchen ist, welche Macht-Wissen-Hierarchien FA durch ihre Herangehensweise und (Selbst-)Präsentationsformen produziert, wie ihre Arbeit zivilgesellschaftlich verhandelt (durch Ausstellungen und Präsentationen in politischen Foren) und tatsächlich im *Dazwischen* fruchtbar gemacht wird, gibt die Analyse des Fallbeispiels wertvolle Einblicke in die Art und Weise, wie in der Spätmoderne – legitimiert durch technisierte Methoden und Darstellungsformen – gegenöffentliche Kritik an der urbanen Nekropolitik vollzogen wird.

Danksagung

Ein besonderer Dank geht an diejenigen, die den Artikel in unterschiedlichen Stadien kommentiert haben: Anastasia Schmidt, Annika Haller, Frederike Brandt, Jochen Kibel, Martina Löw, Nele Dörl, Simon Egbert, Tom Berger und René Tuma (alphabetische Reihenfolge). Die Arbeit wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert – 502722049.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Im Folgenden verwende ich den Begriff „betroffen“/„Betroffene“ in dem Sinne, dass ich darunter ein Erleben der eigenen Position verstehe, das aus der Wechselwirkung von gesellschaftlich betroffen gemacht (Akt durch das Außen) und sich selbst als betroffen verstehend (innere Wendung in Beziehung zum Außen) resultiert.
- [2] Ohne an dieser Stelle etwas vorwegzunehmen, deutet dieses Zitat auf eine theoretische Nähe zwischen Mbembe und Forensic Architecture hin. Mbembe verweist darin (zumindest metaphorisch) auf die Bedeutung der Materialität in der Spurensuche – eine Perspektive, die von FA später in ihren Analysen praktisch umgesetzt wird. Obwohl sich Mbembe und Eyal Weizman, der prominenteste Vertreter von FA, immer wieder aufeinander beziehen, verwendet Weizman den Begriff der Nekropolitik selbst nicht.
- [3] Zu nennen sind an dieser Stelle, neben vielen weiteren Initiativen, „Bündnis in Erinnerung an Qosay“; „Copwatch“ (verschiedene Gruppen); „Death in Custody“; „Die Kampagne gegen rassistische Polizeigewalt“; „Gerechtigkeit für Hussam Fadl“; „Go film the police“; „Initiative 19. Februar“; „Initiative Aman Alizada“; „Initiative Christy Schwundek“; „Initiative in Gedenken an Oury Jalloh“; „Initiative Gerechtigkeit für Adel“ (alphabetische Reihenfolge).
- [4] Für die genauere Schilderung des Ereignisses siehe o. N. (2020).
- [5] Die Tochterinitiative Forensis wurde 2020 gegründet. Da diese unter der Schirmherrschaft von FA agiert, wird im Folgenden von Forensic Architecture gesprochen, womit auch die Tochterinitiative gemeint ist.
- [6] Häufig werden Zeitungsartikel zitiert, die bereits verifizierte Informationen bezüglich des Falls beinhalten. Diese Informationen sind in einer Art Collage zusammengesetzt,

Mina Godarzani-Bakhtiari

um Ambivalenzen und Widersprüche und damit offene Fragen herauszuarbeiten, siehe Godarzani-Bakhtiari/Tuma (i. E.).

- [7] Im kürzeren Video (1) zu den Geschehnissen in der Arena Bar ist diese Ebene der politischen Positionierung weniger ausgebaut, jedoch auch vorhanden.
- [8] Katarina Stjepandić (2022) zeichnet eindrücklich nach, wie der 19. Februar 2020 in Hanau zu einem Wendepunkt zivilgesellschaftlicher Mobilisierung wird.
- [9] Im Übrigen unterscheidet sich die Form der Repräsentation der Betroffenen und Opfer maßgeblich von jener der in den Videoabschnitten zwar vorhandenen, jedoch weniger ausgeprägten Repräsentation der Polizei. Anders als bei den Betroffenen und den Ermordeten kommt es bei der Repräsentation der Polizist_innen zur De-Individualisierung. Sie werden aus einer beobachtenden Distanz dargestellt: Bewaffnet, in Uniformen, mit geblurrten Gesichtern werden sie homogenisiert als Funktionsträger des Staates repräsentiert, deren Handeln in Bezug auf ihre Funktion für den Staat ins Licht zu rücken ist.
- [10] Bezüglich der verschiedenen von FA vorgenommenen Analysetechniken siehe Godarzani-Bakhtiari/Tuma (i. E.).
- [11] Der Eindruck des Layerings als Begründung eines Wechselverhältnisses zwischen abstrakter Raumordnung und konkreter Ereignisinformation wird durch die visuelle Gestaltung getragen. Das grau eingefärbte Raummodell symbolisiert Stabilität, Unveränderbarkeit und Leblosigkeit. Die bunten Ereignisinformationen hingegen repräsentieren Bewegung, Wandel und Komplexität.
- [12] Hier sei darauf hingewiesen, dass die im Text vorgenommene Erläuterung auf die wesentlichen Schritte der Evidenzkonstruktion reduziert ist.
- [13] Neben den Ereignissen in der Arena Bar werden auch der Mord auf dem Parkplatz und die Morde im angrenzenden Kiosk rekonstruiert.
- [14] Dass subjektive Erfahrung in der Ergebnisdarstellung nicht immer ausgeklammert wird, zeigen Arbeiten von FA, in denen die Methode *situated testimony* angewendet wird, siehe z. B. Kinstler (2022).
- [15] Was die stilistische Darstellung angeht, muss an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass FA durch farbliche Kennzeichnungen die Individuen weiterhin unterscheidet. Für die Evidenzlogik ist diese Unterscheidung jedoch irrelevant.
- [16] Neben der visuellen Modalität sind auch andere Modalitäten wichtig im Kampf gegen Nekropolitik, etwa diskursive Verschiebungen durch den Slogan „#saytheirnames“ oder durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse wie durch den Afrozensus (Aikins et al. 2021)

Autor_innen

Mina Godarzani-Bakhtiari ist Soziologin. Sie arbeitet an der Konfliktlinie von verstehender Soziologie und globalen Perspektiven zu Stadt, Raum und Un/Gleichheit. m.godarzani-bakhtiari@tu-berlin.de

Literatur

- Aikins, Muna AnNisa / Bremberger, Teresa / Aikins, Joshua Kwesi / Gyamerah, Daniel / Yildirim-Caliman, Deniz (2021): Afrozensus 2020: Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland. Berlin: Each One Teach One (EOTO) e. V.
- Alves, Jaime Amparo (2014): From necropolis to blackpolis: Necropolitical governance and Black spatial praxis in São Paulo, Brazil. In: *Antipode* 46/2, 323-339.
- Ashcroft, Bill / Griffiths, Gareth / Tiffin, Helen (2008): *Post-colonial studies. The key concepts*. New York/Florenz: Routledge.
- Banita, Georgiana (2023): *Phantombilder. Die Polizei und der verdächtige Fremde*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Bauer, Max (2023): Neue Strafanzeige setzt Polizei unter Druck. In: *Tagesschau* vom 28.9.2023. <https://www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/hanau-anklage-notausgang-100.html> (letzter Zugriff am 12.11.2023).
- Belina, Bernd (2023): *Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre (2018): Social space and the genesis of appropriated physical space. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 42/1, 106-114.
- Brannon, Monica M. (2013): Standardized spaces: Satellite imagery in the age of big data. In: *Configurations* 21/3, 271-299.
- Broadfield, Kirstie / Dawes, Glenn / Chong, Mark David (2021): Necropolitics and the violence of Indigenous incarceration. In: *Decolonization of Criminology and Justice* 3/1, 5-26.
- Brown, Michelle / Carrabine, Eamonn (2019): The critical foundations of visual criminology: The state, crisis, and the sensory. In: *Critical Criminology* 27/1, 191-205.
- Butler, Judith (2009): *Frames of war. When is life grievable?* London/New York: Verso.
- Christmann, Gabriela / Schinagl, Martin (2021): Digitale Planung, digitalisiertes Planungs-handeln und mediatisierte Konstruktionen von Räumen. In: Martina Löw / Volkan Sayman / Jona Scherer / Hannah Wolf (Hg.), *Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen*. Bielefeld: transcript, 183-204.
- Daston, Lorraine / Galison, Peter (2007): *Objectivity*. New York: Zone Books.
- Davies, Thom / Isakjee, Arshad / Dhesi, Surindar (2017): Violent inaction: The necropolitical experience of refugees in Europe. In: *Antipode* 49/5, 1263-1284.
- Fanon, Frantz (1986): *Black skin, white masks*. London: Pluto Press.
- Flacks, Simon (2020): Law, necropolitics and the stop and search of young people. In: *Theoretical Criminology* 24/2, 387-405.
- Fonseca, Carlos / Zaramella, Enea (2023): 5. The Ultimate Witnesses. In: Mara Polgovsky Ezcurra (Hg.), *The new public art*. Austin: University of Texas Press, 140-157.
- Forensic Architecture (2022a): Hanau-Anschlag: Der Notausgang (Vorläufige Untersuchung; DE). https://www.youtube.com/watch?v=gwEMML_zGas (letzter Zugriff am 15.4.2023).
- Forensic Architecture (2022b): Rassistischer Terror-Anschlag in Hanau: Der Polizeieinsatz (DE). <https://www.youtube.com/watch?v=N7H5fhokpLU> (letzter Zugriff am 15.4.2023).
- Fraser, Nancy (1990): Rethinking the public sphere: A contribution to the critique of actually existing democracy. In: *Social Text* 25/26, 56-80.
- Gates, Kelly (2013): The cultural labor of surveillance: Video forensics, computational objectivity, and the production of visual evidence. In: *Social Semiotics* 23/2, 242-260.
- Gates, Kelly (2020): Media evidence and forensic journalism. In: *Surveillance & Society* 18/3, 403-408.
- Godarzani-Bakhtiari, Mina / Tuma, René (i. E.): Vom flachen Bild zur verräumlichten visuellen Analyse: Forensic Architecture und die Verschachtelung von „Big Visual Data“. In: *Schweizer Journal für Soziologie*.

- Gutiérrez, Miren (2021): Data activism and meta-documentary in six films by Forensic Architecture. In: *Studies in Documentary Film* 17/1, 32-52.
- Gutiérrez, Miren (2022): Documenting the invisible: How data activism fills visual gaps. In: *Papeles de Identidad* 2, 1-21.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2023): Decolonial mourning and the caring commons. Migration-coloniality necropolitics and conviviality infrastructure (e-book). London/New York: Anthem Press.
- Haritaworn, Jin (2021): Riskante Migrant*innen und schützenswerte Bürger*innen: Die Transformation der Sicherheit in der Konjunktur von Pandemie und Protest. In: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 14/3, 25-46.
- Harst, Joachim (2023): Virtuelle Investigationen. Transformationen des Indizienparadigmas zwischen Sherlock Holmes und Forensic Architecture. In: *Medienkomparatistik* 4, 23-44.
- Hunold, Daniela / Brauer, Eva / Dangelmaier, Tamara (Hg.) (2023): *Stadt. Raum. Institution.* Wiesbaden: Springer.
- Initiative 19. Februar (2021): Wir klagen an und fordern Taten statt Worte. Erinnerung, Gerechtigkeit, Aufklärung, Konsequenzen. In: Onur Suzan Nobrega / Matthias Quent / Jonas Zipf (Hg.), *Rassismus. Macht. Vergessen.* Bielefeld: transcript.
- Keitzel, Svenja (2024): *Folgenreiche Begegnungen mit der Polizei.* Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kinstler, Linda (2022): Situated testimony: Forensic Architecture's memory objects. In: *Space and Culture* 25/2, 327-330.
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit.* Wiesbaden: Springer.
- Kotzur, Laura (2023): Die sogenannten Krawallnächte als *Conjuncture*: Wie gewaltvolle Ausschreitungen diskursiv ent- und repolitisiert werden. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 36/2, 256-268.
- Lee-Morrison, Lila (2015): The Forensic Architecture project: Virtual imagery as evidence in the contemporary context of the war on terror. Paper presented at Workshop: Virtual Zones of Peace and Conflict. Oslo: The Peace Research Institute Oslo (PRIO).
- Litschko, Konrad (2021): Ermittlungen zu Hanau-Anschlag: Tödliche Falle. Nach dem Hanau-Anschlag wurde geprüft, ob ein versperrter Notausgang Menschenleben kostete. Nun wurden die Ermittlungen eingestellt. In: *taz* vom 27.8.2021. <https://taz.de/Ermittlungen-zu-Hanau-Anschlag/!5796558/> (letzter Zugriff am 12.11.2023).
- Loick, Daniel (2018): Was ist Kritik der Polizei? In: Daniel Loick (Hg.), *Kritik der Polizei.* Frankfurt am Main/New York: Campus, 9-35.
- Loick, Daniel / Thompson, Vanessa Eileen (2022): Was ist Abolitionismus? In: Daniel Loick / Vanessa E. Thompson (Hg.), *Abolitionismus. Ein Reader.* Berlin: Suhrkamp, 7-56.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marschall, Anika / Simke, Ann-Christine (2022): Forensic Architecture in the theatre and the gallery: A reflection on counterhegemonic potentials and pitfalls of art institutions. In: *Theatre Research International* 47/2, 142-159.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15/1, 11-40.
- Mbembe, Achille (2019): *Necropolitics. Theory in forms.* Durham: Duke University Press.
- Morrison, Toni (2019): „I wanted to carve out a world both culture specific and race-free“. An essay by Toni Morrison. In: *The Guardian* vom 8.8.2019. <https://www.theguardian.com/books/2019/aug/08/toni-morrison-rememory-essay> (letzter Zugriff am 6.11.2023).
- Müller, Markus-Michael (2014): Polizieren als (post-)koloniale Praxis. Ein Beitrag zur Debatte um kritische Polizeiforschung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2/2, 71-76.
- Naplava, Thomas (2020): „Militarisierung“ als Antwort auf „mangelnden Respekt“? Ein soziologischer Beitrag zur Diskussion um einen Paradigmenwechsel der Polizei in Deutschland. In: Daniela Hunold / Andreas Ruch (Hg.), *Polizeiarbeit zwischen Praxishandeln und*

Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik

- Rechtsordnung. Empirische Polizeiforschungen zur polizeipraktischen Ausgestaltung des Rechts. Wiesbaden: Springer, 165-183.
- Naß, Mira Anneli (2021): Bilder von Überwachung oder Überwachungsbilder? Zur Ästhetik des Kritisierten als Ästhetik der Kritik bei Hito Steyerl und Forensic Architecture. In: *ffk Journal* 6, 38-56.
- o. N. (2020): 100 Tage nach dem rassistischen Terror: Der Anschlag von Hanau – eine Chronologie. In: *hessenschau.de* vom 29.5.2020. <https://www.hessenschau.de/gesellschaft/100-tage-nach-dem-rassistischen-terror-der-anschlag-von-hanau---eine-chronologie,hanau-anschlag-chronologie-100.html> (letzter Zugriff am 13.11.2023).
- Oskay, H. Esra (2022): Optical tactics for spatial justice in the works of Forensic Architecture and Hito Steyerl. In: *METU – Journal of the Faculty of Architecture* 39/1, 77-92.
- Peltzer, Anja (2021): Filmische Wahrheit und soziologische Methode. In: Oliver Dimbath / Carsten Heinze (Hg.), *Methoden der Filmsoziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 179-208.
- Peltzer, Anja / Keppler, Angela (2015): *Die soziologische Film- und Fernsehanalyse*. Berlin: de Gruyter.
- Perinelli, Massimo (2017): Situiertes Wissen vs. korrumpiertes Wissen. Warum die migrantische Perspektive in die Wissenschaft gehört. Und der Verfassungsschutz raus. In: Juliane Karakayali / Çağrı Kahveci / Doris Liebscher (Hg.), *Den NSU-Komplex analysieren. Aktuelle Perspektiven aus der Wissenschaft*. Bielefeld: transcript, 145-162.
- Reichert, Ramón (2007): *Im Kino der Humanwissenschaften. Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens*. Bielefeld: transcript.
- Romeo, Francesca (2024): Forensic Architecture and the aesthetics of post-human testimony. In: *Digital Journalism*. <https://doi.org/10.1080/21670811.2024.2306216>.
- Rothöhler, Simon (2021): *Medien der Forensik*. Bielefeld: transcript.
- Said, Edward (2003): *Orientalism*. London: Penguin.
- Schinagl, Martin (2022): *Digitale Stadtplanung: Alltag und Räume technisierten Planens*. Bielefeld: transcript.
- Scott, James C. (1998): *Seeing like a state: How certain schemes to improve the human condition have failed*. New Haven/London: Yale University Press.
- Stjepandić, Katarina (2022): Hanau ist überall. Der Aufbau von Solidaritätsnetzwerken nach den rassistischen Anschlägen in Hanau als postmigrantische Mobilisierung. In: Julia Glathe / Laura Gorriahn (Hg.), *Demokratie und Migration. Konflikte um Migration und Grenzbeziehungen in der Demokratie*. Baden-Baden: Nomos, 326-351.
- Stuckey, Lisa (2022): *Forensische Verfahren in den zeitgenössischen Künsten. Forensic Architecture und andere Fallanalysen*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Tagg, John (2021): *The burden of representation. Essays on photographs and histories: With a new essay*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Talbayev, Edwige Tamalet (2023): The residual migrant: Water necropolitics and borderization. In: *Interventions* 26/1, 21-35.
- Thompson, John B. (2005): The new visibility. In: *Theory, Culture & Society* 22/6, 31-51.
- Thompson, Vanessa Eileen (2020): Die Sicherheit der Anderen. Für wen ist die Polizei gefährlich? In: *Die Zeitschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung* 2, 32-37.
- Thompson, Vanessa Eileen (2022a): Policing Blackness in Europe. Colonial entanglements and contemporary articulations of struggle. In: *European Yearbook of Minority Issues Online* 19/1, 27-48.
- Thompson, Vanessa Eileen (2022b): Rassistisches Polizieren. Erfahrungen, Umgangsweisen und Interventionen. In: Daniela Hunold / Tobias Singelstein (Hg.), *Rassismus in der Polizei*. Wiesbaden: Springer, 427-444.
- Thompson, Vanessa Eileen / Supik, Linda (2022): Die Normalisierung vorzeitiger Tode. Polizieren und Widerstand. In: Linda Supik / Malte Kleinschmidt / Radhika Natarajan / Tobias Neuburger / Catharina Peeck-Ho / Christiane Schröder / Deborah Sielert (Hg.), *Gender,*

Race and inclusive Citizenship. Dialoge zwischen Aktivismus und Wissenschaft. Wiesbaden: Springer, 149-176.

Thurston, Chloe N. (2018): Black Lives Matter, American political development, and the politics of visibility. In: Politics, Groups, and Identities 6/1, 162-170.

Varman, Rohit / Srinivas, Nidhi (2023): Theorizing necropolitics: Invisibilization of violence and death-worlds. In: Organization. <https://doi.org/10.1177/13505084231189188>.

Counter-public problematization of police necropolitics. Forensic Architecture's investigation of the police operation in Hanau

While we are currently experiencing the militarization of police forces in cities, the civil society is problematizing the police as a necropolitical racist institution. Forensic Architecture is an interdisciplinary research agency that specializes in validating marginalized knowledge about violent events through the analysis of visual and audiovisual artefacts and producing alternative interpretations as evidence. Using the case of Hanau, this essay examines how the actor creates a counter-public perspective of the police treatment of the attack in Hanau. Analyzing video artefacts from Forensic Architecture, I will show that they negotiate between political positioning and positivist evidence creation. While the victim's perspective forms the political framework of the investigation, evidence is produced in a highly positivist manner. Central to the production of evidence is a new form of objectivity through space, which I call *spatial objectivity*. The case study is thus a paradigmatic example of the way in which political criticism of urban necropolitics is exercised in late modernity through technized and mediatized processes.

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

Die Produktion „abstoßender“ Tiere in Frankfurt und Halle

Larissa Fleischmann, Elisa Kornherr, Lukas Adolphi

Dieser Beitrag schlägt vor, Städte als Räume zu konzeptualisieren, in denen politische Aushandlungen um die Frage des Tötens oder Leben Lassens nichtmenschlicher Lebewesen ausgetragen werden. Städte verstehen wir in diesem Sinne als lebendige – und daher potenziell auch tödliche – Gefüge aus menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten. Wir argumentieren, dass das Zusammenleben in der mehr-als-menschlichen Stadt zum Teil konflikthaft verläuft und Regimen der Regulierung und Steuerung unterworfen ist, die den Ausschluss und die aktive Tötung als abstoßend wahrgenommener Lebewesen zum Ziel haben. Dabei diskutieren wir, wie die theoretischen Arbeiten Giorgio Agambens für das empirische Beispiel des Tötens vermeintlicher Problemtiere in Städten fruchtbar gemacht werden können. Aufbauend auf qualitativen empirischen Erhebungen zum Umgang mit Nilgänsen in Frankfurt am Main und mit Nutrias in Halle an der Saale zeigen wir, dass Entscheidungen um das Töten nicht nur höchst umkämpft sind, sondern auch eigensinnige nichtmenschliche Praktiken und widerspenstige Kämpfe um Überleben in Gang setzen.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung: Städtische Politiken an der Schwelle von Leben und Tod

Städtische Regulierungspraktiken produzieren Räume des Tötens und Überlebens in der Stadt. Dies wird deutlich, nimmt man nichtmenschliche Lebewesen in den Blick, die als abstoßend wahrgenommen werden, wie zum Beispiel Nilgänse (*Alopochen aegyptiaca*) in Frankfurt am Main oder Nutrias (*Myocastor coypus*) in Halle an der Saale. Beide Tierarten wurden bewusst in Europa eingeführt und zu ökonomischen Zwecken genutzt. Mittlerweile bilden sie jedoch frei lebende Populationen, die häufig in Städten beheimatet sind. 2016 und 2017 nahm die EU Nutrias und Nilgänse in die Liste „invasiver gebietsfremder Arten“ auf. Auf diese Weise werden sie als „tötbare“ Tierarten hervorgebracht, deren Leben

in der Stadt konstant gefährdet sind und die politische Aushandlungen um ihr Töten in Gang setzen (vgl. Crowley/Hinchliffe/McDonald 2018; Connors/Short Gianotti 2023).

Ziel dieses Beitrags ist es, Städte als Räume des Tötens und Überlebens vermeintlich abstoßender Lebewesen zu konzeptualisieren. Städte verstehen wir als „ökologische Formationen“ (Barua/Sinha 2023; Übers. d. A.); als lebendige – und daher potenziell auch tödliche – Gefüge aus menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten. Dabei sind Rationalitäten der städtischen Regulierung nicht nur darauf ausgerichtet – im Sinne einer Foucault’schen Lesart von Biopolitik – Leben zu steuern, zu disziplinieren oder zu erhalten. Stattdessen verstehen wir Praktiken des Abstoßens und damit einhergehende Entscheidungen um das aktive *Sterben Machen* oder *Leben Lassen* (vgl. Flitner 2019: 388) als immanente Bestandteile der Regulierung des mehr-als-menschlichen Zusammenlebens in der Stadt. Gleichzeitig stellt sich für uns aber auch die Frage, wie Tiere und andere Lebewesen die auf sie gerichteten politischen Versuche der Eliminierung durch eigensinnige Praktiken auf vielfältige Art und Weise herausfordern – etwa durch Kämpfe um Überleben oder durch die Bildung solidarischer Allianzen mit Menschen und anderen nichtmenschlichen Lebewesen.

In theoretischer Hinsicht stützen wir uns zum einen auf Arbeiten, die das Sterben und Töten nichtmenschlicher Lebewesen in den Blick nehmen (McKiernan/Instone 2016; Crowley/Hinchliffe/McDonald 2018; Gibbs 2021; Johnston 2021; Pitas 2022). Zum anderen diskutieren wir, wie Giorgio Agambens Überlegungen zu souveräner Macht, zur Figur des *homo sacer* und zur biopolitischen Schwelle (Agamben 1998, 2005) für den Umgang mit nichtmenschlichen Lebewesen in Städten fruchtbar gemacht werden können und welche Potenziale dies wiederum für die Weiterentwicklung der Konzepte selbst birgt.

Aufbauend auf qualitativen empirischen Erhebungen in Frankfurt und Halle illustrieren wir schließlich, dass Entscheidungen um das Töten sogenannter Problemtiere wie Nilgänse und Nutrias höchst umkämpft sind. Sie setzen vielfältige Aushandlungen darüber in Gang, ob es sich um schützenswerte und charismatische Mitbürger*innen handele oder um „invasive Schädlinge“, die es im urbanen Raum zu eliminieren gelte. Das Beispiel der Nilgänse in Frankfurt basiert auf einem Forschungsprojekt von Elisa Kornherr, das eine Medienanalyse der lokalen und nationalen Presse, 14 narrative Interviews in Form von *multispecies go-alongs* und 27 ethnographische Beobachtungen umfasste (vgl. Kornherr/Pütz 2022).

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

Zum Umgang mit Nutrias in Halle führte Lukas Adolphi 2022 zehn qualitative Interviews sowie eine dreiwöchige multisensorische Beobachtung durch (vgl. Adolphi/Fleischmann 2024). Zwar illustrieren wir unseren theoretisch-konzeptionellen Zugriff am Beispiel zweier städtischer „Problemtiere“, jedoch verstehen wir unsere Ausführungen – im Sinne der Mehr-als-menschlichen Geographien, welche die Relationen zwischen einer Vielzahl nichtmenschlicher Entitäten betonen – auch als relevant für die Untersuchung anderer Lebewesen, zum Beispiel Pflanzen oder Viren.

Der Beitrag ist in sechs weitere Abschnitte unterteilt. In den folgenden drei Abschnitten erarbeiten wir zunächst unseren theoretisch-konzeptionellen Zugriff auf Praktiken des Tötens und Überlebens vermeintlich abstoßender Lebewesen in der mehr-als-menschlichen Stadt. In den Abschnitten fünf und sechs illustrieren wir, wie sich unser theoretisch-konzeptioneller Rahmen auf die konkreten empirischen Beispiele der Nilgänse in Frankfurt und der Nutrias in Halle anwenden lässt. Im siebten Abschnitt folgt schließlich eine abschließende Synthese zu Praktiken des Tötens und Überlebens in der mehr-als-menschlichen Stadt.

2. Die mehr-als-menschliche Stadt

Die Mehr-als-menschlichen Geographien fordern binäres Denken und gängige Dichotomien zwischen Natur und Kultur, Mensch und Tier oder Objekt und Subjekt heraus und regen dazu an, Fragen nach Materialität und *agency* neu zu denken (vgl. Whatmore 2006; Steiner et al. 2022). Aus dieser Perspektive werden auch Städte als Formationen komplexer Beziehungen zwischen Menschen, Tieren, Pflanzen, Viren und anderen Organismen sichtbar (siehe zum Beispiel Hinchliffe/Whatmore 2006; McKiernan/Instone 2016; Franklin 2017; Edwards/Popartan/Pettersen 2023). Entsprechende Arbeiten weisen kritisch darauf hin, dass in Politik, Planung und Wissenschaft lange Zeit anthropozentrische Leitideen vorherrschten, welche die Stadt als Kehrseite von Natur und Wildnis verstanden. Städte bildeten sich historisch betrachtet als vermeintlich gezähmte Orte der Zivilisation heraus (Pütz/Schlottmann/Kornherr 2022: 205 f.). Tiere und andere Lebewesen wurden so in Distanz zur Stadt verortet (vgl. Pohl/Helbrecht 2022: 392). Nichtsdestotrotz leben nichtmenschliche Lebewesen in städtischen Räumen auf vielfältige, wenn auch versteckte und marginalisierte Weise weiter (Wolch 1998).

Arbeiten zur mehr-als-menschlichen Stadt verweisen daher auf die Verwobenheit von Menschen und Nichtmenschen in urbanen Räumen (Holmberg 2015). Sie betonen sogenannte Stadtnaturen und wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Menschen, Tieren oder Pflanzen in der Stadt (Carver/Gardner 2022; Edwards/Popartan/Pettersen 2023). Zudem untersuchen sie Städte als „wilde“ Räume (Hinchliffe et al. 2005; Steele/Wiesel/Maller 2019) und lenken den Blick auf die alltäglichen Begegnungen zwischen Menschen und Nichtmenschen (McKiernan/Instone 2016; Steele/Wiesel/Maller 2019: 413). Allerdings sind Städte aus dieser Perspektive auch potenziell konfliktträchtige und widersprüchliche Räume, in denen die Möglichkeiten des mehr-als-menschlichen Zusammenlebens ständig neu ausgelotet werden: „animals navigate, but also help to constitute, a complex landscape of competing visions of urban nature“ (Ruddick et al. 2023: 2070). Genau diese Aushandlungen des mehr-als-menschlichen Zusammenlebens, die – so unsere These – tödlich enden können, rücken wir mit diesem Beitrag in den Fokus der Betrachtung.

Empirische Studien zur mehr-als-menschlichen Stadt haben sich einerseits mit nichtmenschlichen Stadtbewohner*innen beschäftigt, die gemeinhin als charismatische „Gefährten“ (Haraway/Amir 2016) gelten – also mit Lebewesen, die Menschen auf die eine oder andere Weise wertschätzen, wie Haustiere, Zootiere oder seltene, als schützenswert wahrgenommene Wildtiere (vgl. Moran 2015: 636). Diese Arbeiten setzen sich dabei das Ziel, Möglichkeiten aufzuzeigen, um Relationen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Stadtbewohner*innen zu stärken, die auf Empathie, Fürsorge und Koexistenz aufbauen. So könne auf ein verantwortungsvolleres Zusammenleben in der mehr-als-menschlichen Stadt hingewirkt werden (Steele/Wiesel/Maller 2019).

Andererseits beschäftigen sich empirische Arbeiten mit nichtmenschlichen Lebewesen, die in Städten als vermeintliche Problemtiere in Erscheinung treten oder negative Emotionen sowie feindliche Assoziationen hervorrufen – etwa, weil sie als Ungeziefer, Schädlinge oder Krankheitsüberträger eingestuft werden (Rutherford 2018; Voigt et al. 2020; Jaffe 2024). Oft gelten Tiere gerade dann als störend, wenn sie sich aus menschlicher Sicht am falschen Ort aufhalten. Sie werden als Sicherheitsrisiko eingeschätzt (Gibbs 2021: 372 f.) oder gelten als ein Hygieneproblem (Jerolmack 2008). Bestimmte Tierarten wie Ratten oder Kakerlaken werden so zum Symbol für Verfall und Verunreinigung; Phänomene, die uns an unsere eigene Sterblichkeit erinnern und

Grenzen zwischen Natur und Kultur, Tier und Mensch infrage stellen (Dion/Rockman 1996).

3. Praktiken des Abstoßens und Tötens in der mehr-als-menschlichen Stadt

Um zu konzeptualisieren, wie Macht- und Herrschaftspraktiken in der mehr-als-menschlichen Stadt auf die aktive Steuerung von Tod und Ausschluss ausgerichtet sind, knüpfen wir an bestehende Arbeiten der Politischen Geographie an (Coleman/Grove 2009; Leshem 2015; Kaur 2021). Diese stützen sich unter anderem auf Giorgio Agambens (1998, 2005) Arbeiten zu souveräner Macht und der biopolitischen Schwelle. Agamben weicht in seinem Verständnis von Biopolitik von Foucault ab: Er sieht die grundlegende Rationalität moderner Machtausübung darin begründet, über den Wert oder Unwert von Leben und somit letztlich über dessen Tötung entscheiden zu können. Zentral ist für Agamben die Vorstellung einer *biopolitischen Schwelle*, eines Kipppunktes zwischen lebenswertem und lebensunwertem Leben (Agamben 1998; Minca 2007). Die Entscheidung über diesen Kippunkt definiert er als Kern souveräner Macht. In der Folge wird Leben einerseits zum Objekt schützender politischer Regulierung, während andere Lebensformen davon ausgeschlossen bleiben und potenziell tötbar gemacht werden – was Agamben als „nacktes Leben“ bezeichnet (Agamben 1998: 64). Um dies zu veranschaulichen, greift er auf die Figur des *homo sacer* aus dem antiken römischen Recht zurück, welche er als Verkörperung des nackten Lebens begreift (ebd.: 165). Als *homo sacer* ausgestoßene Menschen werden Agamben zufolge ihrer politischen und sozialen Existenz beraubt, indem sie straffrei getötet werden können. Sie haben daher nichts mehr zu verlieren außer ihrer bloßen biologischen Existenz, die allerdings ständig von der Möglichkeit des Todes bedroht wird. Agamben berücksichtigt dabei nicht, dass auch nichtmenschliche Lebewesen zu potenziellen Objekten biopolitischer Herrschafts- und Kontrollpraktiken werden können (vgl. Cadman 2009; Colombino/Giaccaria 2016: 4).

Wir schlagen vor, die Figur des *homo sacer* auf Tiere (und andere Lebewesen) auszuweiten, um im Sinne eines *animal sacer* den Umgang mit vermeintlichen Problemtieren in mehr-als-menschlichen Städten zu untersuchen (vgl. Chrulew 2012; Wadiwel 2015). Zudem konkretisieren wir Agambens relativ abstrakten theoretischen Zugriff auf souveräne Macht, indem wir uns empirisch untersuchbaren Herrschaftspraktiken widmen,

die unter anderem im Umgang mit nichtmenschlichen Lebewesen in Städten sichtbar werden.

Diese Erweiterung birgt Potenziale zur Adressierung einer Limitation seiner Arbeiten: Agamben geht davon aus, dass biopolitische Herrschaftspraktiken darauf hinarbeiteten, bestimmte Menschen in einen tierähnlichen Status zu versetzen, ihnen also jegliche Rechte zu entziehen und sie von staatlichem Schutz auszuschließen (siehe Abrell 2015). Indem er nichtmenschliche Lebewesen außerhalb des Gesetzes verortet und davon ausgeht, sie seien gänzlich von staatlichen Schutzbemühungen ausgeschlossen, setzt Agamben Tiere mit ihrer bloßen biologischen Existenz gleich. Wie Jared Margulies (2019) in einem Beitrag zu Tigern in Indien aufzeigt, kann das Leben bestimmter, als schützenswert eingestufte Nichtmenschen jedoch bisweilen höher gestellt werden als das marginalisierter Gruppen von Menschen: Während das Leben indischer Tiger durch unterschiedliche Politiken geschützt wird, werden Teeplantagenarbeiter dem potenziellen Tod durch eben diese ausgesetzt. Darin zeigt sich der Mehrwert, den eine Öffnung von Agambens Arbeiten für nichtmenschliche Lebewesen in der mehr-als-menschlichen Stadt bietet: Sie ermöglicht es, komplexere Geschichten darüber zu erzählen, wie sich Herrschafts- und Machtpraktiken jenseits einer einfachen Mensch-Tier-Dichotomie und in konkreten, empirisch zu untersuchenden Zusammenhängen entfalten.

Anstatt die Figur des *homo sacer* lediglich durch die des *animal sacer* zu ersetzen und so die Tier-Mensch-Dichotomie aufrechtzuerhalten, richten wir den Fokus auf *Praktiken des Abstoßens* in der mehr-als-menschlichen Stadt. Praktiken und Diskurse, die bestimmte Lebewesen als abstoßende Andere hervorbringen, spielen bei der Ausübung machtvoller Praktiken der Steuerung und Regulierung eine konstitutive Rolle (Fleischmann 2023; Fleischmann/Everts 2024). Damit können wir jene Herrschaftspraktiken in den Blick nehmen, die – im übertragenen Sinne – verschiedene Lebewesen über Agambens biopolitische Schwelle stoßen und auf diese Weise als potenziell tötbar hervorbringen. Praktiken des Abstoßens zielen auf den Ausschluss bestimmter Teile der soziomateriellen Ordnung in der Stadt. Diese verwirren vorherrschende Kategorisierungen, überschreiten gesetzte Grenzen und fordern Hierarchien in urbanen Räumen heraus, beispielsweise zwischen sauber und unrein, einheimisch und fremd, gesund und krank oder innen und außen (vgl. Philo 1995; Yeo/Neo 2010: 687).

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

Mit dem Begriff des *Abstoßenden* rücken wir jene Lebewesen in den Fokus, die durch Herrschaftspraktiken als wertlose oder gar schädliche Stadtbewohner*innen gekennzeichnet werden. Wir beziehen uns auf Lebewesen, die Affekte wie Abneigung oder Ekel auslösen und als „*abject other*“ (Kristeva 1982: 3) hervorgebracht werden. Abstoßende Lebewesen werden mit Müll gleichgesetzt – eine Kategorisierung, die mit dem Impuls einer notwendigen Beseitigung einhergeht (vgl. Nagy/Johnson II 2013). Wie Jennifer Atchison und Mary Pilkinton (2022: 3) argumentieren, schafft dies die Grundlage für die Umsetzung von Regierungspraktiken, die auf den gewaltsamen Ausschluss oder die exzessive Tötung vermeintlich abstoßender Lebewesen hinarbeiten.

4. Widerspenstige Praktiken des Überlebens in der mehr-als-menschlichen Stadt

Ein Zugriff auf Praktiken des Abstoßens ermöglicht es, neben Herrschaftspraktiken auch zu untersuchen, wie nichtmenschliche Lebewesen zu widerspenstigen Subjekten in der Stadt werden. So werden sie oft zum Problem erklärt, gerade weil sie räumliche oder kulturelle Grenzziehungen unterlaufen und herausfordern (vgl. Jerolmack 2008). Vermeintlich abstoßende Lebewesen bewohnen „*unruly edges*“ (Tsing 2012) und sind damit trotz ihrer marginalisierten Stellung dazu in der Lage, die auf sie gerichteten Herrschafts- und Kontrollpraktiken auf vielfältige Art und Weise herauszufordern. Sie besitzen *agency*, indem sie bestehende Ordnungen in der Stadt herausfordern (vgl. Hobson 2007; Johnston 2021; Dickinson 2022). Aus dieser Perspektive ist politische Handlungsmacht eine „*doing-in-relation*“ (Sundberg 2011: 331), die sich zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen aufspannt.

Nichtmenschliche Lebewesen werden beispielsweise widerspenstig, wenn sie räumliche Grenzziehungen überschreiten – was insbesondere in Städten zu Konflikten führt und verschiedene Maßnahmen der Regulierung in Gang setzt (vgl. Jerolmack 2008; Voigt et al. 2020). Chris Philo und Chris Wilbert (2000) führten hierzu die viel zitierte Unterscheidung zwischen „*animal spaces*“ und „*bestly places*“ ein. Sie differenzieren so Räume, die Menschen Tieren und anderen Lebewesen zugestehen („*animal spaces*“) und jene, die sich Tiere durch ihre eigensinnigen, widerspenstigen Praktiken aneignen („*bestly places*“). Durch die Bildung eigensinniger Relationen leisten nichtmenschliche Lebewesen

zudem Widerstand gegen die disziplinierenden und oft gewaltsamen Versuche, „(bio)sichere“ Räume zu schaffen (Mather/Marshall 2011). So reagieren regulierende Eingriffe oft erst auf eine widerspenstige (mikro-)biologische Welt, die sich ständig Steuerungs- und Kontrollversuchen entzieht (Braun 2013). Regulierungspraktiken bringen so auch nicht intendierte Effekte mit sich, die menschliche Akteur*innen nicht vollständig antizipierten (vgl. Hinchliffe 2007: 111).

Nichtmenschliche Lebewesen wie Tiere setzen nicht nur Konflikte mit menschlichen Nutzungsgruppen in Gang, sondern wirken auch als Antriebskraft politischer Aushandlungen um ein nichtmenschliches Recht auf Koexistenz in städtischen Kontexten. Beispielsweise zeigen Herre de Bondt, Mandy de Wilde und Rivke Jaffe (2023: 79), wie Ratten in Amsterdam in Aushandlungen um Zugehörigkeiten in Städten eingebunden sind, wodurch sie politische Wirkkraft entfalten und für ihr Recht auf Stadt eintreten.

Darauf aufbauend untersuchen wir anhand unserer beiden Fallbeispiele, wie Aushandlungen um die Tötbarmachung von Nichtmenschen in städtischen Räumen zugleich Kämpfe um Überleben in Gang setzen. Sie führen zur Bildung neuer Allianzen, die menschliche und nichtmenschliche Entitäten auf vielfältige Weise in Relation zueinander setzen und so Regulierungspraktiken herausfordern.

5. Nilgänse in Frankfurt am Main: Die Regulierung von Töten und Leben Lassen

Unser erstes Beispiel einer Stadt, in der politische Aushandlungen um das *Töten* oder *Leben Lassen* von Tieren stattfinden, ist Frankfurt am Main. Gegenstand besonders kontroverser Diskussionen ist dort eine erst seit den 1990er Jahren ansässige Tierart (Rösler/Stiefel 2018: 4): die Nilgans. Das Verbreitungsgebiet der Nilgänse umfasste ursprünglich das subsaharische Afrika (Huysentruyt et al. 2020). Seit dem 17. Jahrhundert transformierten Menschen sie in eine „lebendige Ware“ (Collard 2014; Pütz 2020). Nilgänse wurden nach Europa importiert, da die Musterung ihres optisch ansprechenden Gefieders ökonomisch in Wert gesetzt wurde und sie deshalb als Dekorationsobjekt für Gehege und Parkanlagen dienten. Einige Nilgänse brachen aus dieser Haltung aus und eigneten sich als wild lebende Populationen Lebensräume in Europa an. Da ihr Bestand über die Zeit wuchs, wurde die Nilgans zunehmend als Problem wahrgenommen (Huysentruyt et al. 2020). Das korrespondierte damit, dass

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

die EU sie 2017 als invasive gebietsfremde Art einordnete (Europäische Kommission 2017: 37 f.).

Eine Analyse des öffentlichen Diskurses über die Nilgänse in Frankfurt (Kornherr/Pütz 2022) zeigte, dass insbesondere die Aneignung städtischer Räume durch die Gänse diskursiv problematisiert wird. Die Nilgans wird als Konkurrentin bei der Nutzung von Flächen beschrieben, auf denen sich Menschen in ihrer Freizeit aufhalten wollen, wie Parkanlagen mit Teichen, das Mainufer oder städtische Freibäder. Dabei dominieren Narrative, die die Nilgans als „ausländisch, invasiv und aggressiv“, als „nicht empfindungsfähig“ und in enger Verbindung mit ihrem Kot als „eklig, verschmutzend und gesundheitsgefährdend“ charakterisieren (ebd.: 4 f.). In der Folge wird die Nilgans im oben skizzierten Sinne als abstoßendes Lebewesen hervorgebracht. Ihre Konstituierung als ekelerregend und gefährlich bildet die Grundlage für politische Aushandlungen um ihre Tötbarkeit in der Stadt.

In Frankfurt konnten gleichzeitig sowohl Politiken des *Tötens* als auch des *Leben Lassens* beobachtet werden. Wie die Entscheidungen ausfielen, war bedingt vom spezifischen räumlichen Kontext, in dem sich die Nilgänse ansiedelten sowie von der jeweiligen politischen Zuständigkeit. In den Parkanlagen setzte das zuständige Umweltdezernat auf Vergrämnungsmaßnahmen mit dem Ziel, die Gänse zu vertreiben, sie dabei aber auf weniger von Menschen genutzten Flächen *leben zu lassen*, auf denen sie seltener störten. Die Behörden schränkten den Lebensraum der Gänse also ein, gestanden ihnen aber prinzipiell das Recht zu, in der Stadt zu leben. Damit verfolgten die Behörden eine Politik des *Leben Lassens* im Sinne einer Ko-Existenz (vgl. Clement/Bunce 2023).

Eine andere politische Zuständigkeit gab es für die städtischen Freibäder, in denen Badegäste und Schwimmbadbedienstete die Gänse ebenfalls als störend empfanden. Auch dort beschlossen Wirtschaftsdezernat und Bäderbetriebe zunächst, die Gänse mit nicht-letalen Maßnahmen zu vergrämen. Im Fokus der öffentlichen Diskussion stand das Brentanobad, wo sich eine große Anzahl von Gänsen aufhielt. Die entscheidende Begründung für die Vertreibung der Gänse aus dem Schwimmbad war der Kot, den die Tiere auf der Liegewiese und im Schwimmbekken hinterließen.

Die Abneigung gegen Kot kann mit Bezug auf Julia Kristeva (1982) damit erklärt werden, dass dadurch das Außen des Selbst und der (hygienisch) geordneten Gesellschaft symbolisiert wird. Durch sein Potenzial für

Verschmutzung wird Kot als Gefährdung für Gesundheit, Leben und etablierte Ordnungen empfunden. Zudem verringert der Ekel vor tierischem Kot und eine potenziell davon ausgehende Gesundheitsgefahr den Wert öffentlicher Flächen (vgl. Pitas 2022: 36 f.). Der Mediendiskurs setzte die Nilgans im Narrativ der „ekligen, verschmutzenden und gesundheitsgefährdenden“ Gans mit deren Kot gleich (Kornherr/Pütz 2022). Da der Kot aus den Schwimmbädern verschwinden sollte, mussten also auch die Nilgänse entfernt werden.

Die nicht-letalen, auf das *Leben lassen* der Nilgänse ausgerichteten Vergrämungsmaßnahmen zielten zunächst darauf ab, Fütterungen zu verhindern. Dazu wurden Schilder mit dem Hinweis auf ein Fütterungsverbot aufgestellt und Mülleimer installiert, aus denen die Gänse keine Essensreste herausholen konnten. Weitere Maßnahmen hatten zum Ziel, das Gelände so umzugestalten, dass es auf die Gänse abschreckend wirkte (vgl. Clancy 2023). Dafür setzten Bäderbedienstete schwarze Plastikschwäne ins Wasser und verfolgten die Gänse mit Aufsitzrasenmähern. Die Verantwortlichen beauftragten zudem einen Jäger, dessen Hund die Gänse über die Flächen scheuchte. Diese Maßnahmen blieben aber ohne Erfolg. Nach einigen Tagen schwammen die Gänse neben den Plastikschwänen im Wasser und ließen sich auch von Hund und Rasenmähern nicht vertreiben: Sie flogen in andere Bereiche des Schwimmbads, verließen es aber nicht.

Parallel zu dieser versuchten Vergrämung wurde eine Untersuchung des Kots auf mögliche Krankheitserreger eingeleitet. Das Ergebnis zeigte Salmonellen und Kolibakterien in der untersuchten Probe, was laut Gesundheitsamt eine Infektionsgefahr für Kleinkinder darstellen könnte. Dies verstärkte die Wahrnehmung der Nilgans als abstoßendes Problemtier. Nach diesem quantifizierbaren Beleg sahen sich die Verantwortlichen genötigt, die Gänse nicht länger am Leben zu lassen. Bäderbedienstete wurden mit den Worten zitiert, „keinen anderen Ausweg“ mehr zu sehen (Hering 2017).

Agambens (1998) Konzeption einer biopolitischen Schwelle aufgreifend, erscheinen Kinder dabei auf der einen Seite als lebenswertes Leben, zu dessen Schutz es einer politischen Regulierung bedürfe. Diese bestand darin, das auf der anderen Seite verortete, unwerte Leben der Nilgänse zu eliminieren. Hauptargument für den Abschuss der Tiere war also, dass sie nachweisbar eine Gefahr für die menschliche Gesundheit darstellten und so vermeintliche Grenzen zwischen gesund und krank

herausfordern würden. Einem „Regime der Hygiene“ (Voigt et al. 2020: 255) folgend, galt die Nilgans nun nicht mehr nur diskursiv, sondern auch durch eine behördliche Einordnung als Gesundheitsschädling.

Juristischen Einordnungen kommt dabei die besondere Rolle zu, dass sie Praktiken des Tötens von Tieren rechtlich regulieren (Braverman 2016: 4 f.). Im Fall der Frankfurter Nilgänse wirkten sich Tierschutz- und Jagdgesetze auf die Tiere zunächst schützend aus, da sie festlegen, dass Tieren nicht „ohne vernünftigen Grund“ Schaden zugefügt werden darf (§ 1 Tierschutzgesetz), da sie eine Schonzeit bestimmen (§ 3, Absatz 1 der Hessischen Jagdverordnung) und die Jagd in Städten nur in Bereichen erlauben, die nicht als „befriedete Bezirke“ gelten (§ 6 Bundesjagdgesetz). Für den Abschuss der Nilgänse war dementsprechend eine Sondergenehmigung notwendig, die erteilt wurde und nach den Ergebnissen der Kotuntersuchung Anwendung fand. In Bezug auf Agamben (1998) kann den zuständigen Behörden hier souveräne Macht zugeschrieben werden, da sie mit der Abschussgenehmigung eine rechtliche Ausnahme festlegten. Die Nilgans wurde damit zum *animal sacer*, das durch eine Ausnahme von normalerweise geltenden Regeln getötet werden konnte. Die Stadt – genauer gesagt ein bestimmter Bereich der Stadt – war damit für die Nilgänse kein sicherer Lebensraum mehr, sondern ein Raum, in dem ihr Leben von ihrer Tötbarkeit bestimmt wurde (vgl. Crowley/Hinchliffe/McDonald 2018; Connors/Short Gianotti 2023).

Ein Jäger wurde mit dem Abschuss der Gänse im Schwimmbad beauftragt. Das Ziel war dabei allerdings keine größere Reduktion des Bestands, sondern ein nachhaltiger Abschreckungseffekt. Die Gänse sollten das Schwimmbad als Ort wahrnehmen, an dem sie potenziell sterben können. Der Jäger erzählte in einem Interview, dass er deshalb versuchte, die Bäderbediensteten als Gefahr für die Gänse darzustellen: „Ich habe immer, also, die türkisfarbene Bademeisterkleidung da getragen, von denen so eine Dienstjacke. [...] Weil die Konditionierung sollte ja sein, dass Bademeister die Bösen sind“ (Interview vom 7.5.2021). Der Jäger trug diese Kleidung auch am Tag des ersten Abschusses und wartete nach Ende des Badebetriebs, bis eine Gruppe von rund hundert Gänsen ins Freibad kam. Er nutzte Munition, die einen lauten Knall produziert, um den Gänsen einen Schreck einzujagen. Dabei zielte er auf eine Gans aus der Mitte der Gruppe:

„Beim Umkippen quasi hat sie die Flügel ausgebreitet und alle darum herum haben gesehen, dass die umgefallen ist, ja. Das war ja auch

Absicht in dem Moment. So und dann halt wieder dieser laute Knall. Und das ist wie ein Fingerschnips, sind die alle ‚zack‘ gleichzeitig in den Himmel und abgeflogen“

(Interview vom 7.5.2021).

Mit dem Ziel der Abschreckung schoss der Jäger an einem weiteren Abend nach demselben Ablauf noch einmal einzelne Gänse. Jäger, Wirtschaftsdezernat und Bäderbetriebe sahen den Abschuss als effektiv an, da für längere Zeit keine größere Anzahl an Gänsen mehr das Freibad als Aufenthaltsort nutzte.

In einer der folgenden Badesaisons bewohnte jedoch wieder eine Nilgansfamilie mit Eltern- und Jungtieren das Brentanobad. Dies zeigt, wie nichtmenschliche Lebewesen trotz städtischer Regulierungspraktiken, die auf ihren Ausschluss und ihre Tötung abzielen, widerspenstig bleiben, indem sie sich Räume im Sinne von *beastly places* (Philo/Wilbert 2000) aneignen. Die Verantwortlichen beantragten erneut eine Abschussgenehmigung, die spezifisch für die Anzahl der Gänse ausgestellt wurde. Aussagen des Jägers zeigen, inwiefern Regulierungen für das Töten von Tieren situativ sind und menschlicher Deutung unterliegen:

„Das ist so, führende Elterntiere darf man nicht jagen. [...] Wenn alle Jungtiere weg sind, sind die ja per Definition keine führenden Elterntiere mehr und dann haben wir gesagt: ‚Komm, tabula rasa, bevor das ja wieder, wieder Ausmaße annimmt.“

(Interview vom 2.5.2021).

„Dann haben wir die der Reihe nach in aller Ruhe geschossen. Und nachdem das letzte Junge weg war, sind die Elterntiere nicht mehr führend. Bevor die quasi wussten, was passiert, waren alle Gänse eliminiert. Problem gelöst.“

(Interview vom 7.5.2021).

Die Beteiligten betrachteten die Nilgänse hier unter dem Aspekt ihres „nackten Lebens“ (Agamben 1998), womit ihre Tötung als akzeptable und praktische Lösung erschien. Eine andere Haltung bezüglich des Werts des Lebens der Nilgänse nahmen Ornitholog*innen und Tierschützer*innen ein. Sie bewerteten die Tötungen als nicht-akzeptable Praktik und zweifelten die Ergebnisse der Kotprobe an. Sie positionierten sich medial gegen

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

den Abschuss, organisierten Demonstrationen vor dem Schwimmbad und erstatteten Strafanzeige, da aus ihrer Sicht die Kotproduktion der Gänse keinen „vernünftigen Grund“ nach dem Tierschutzgesetz darstelle, sie zu töten (PETA Deutschland 2018). Die beteiligten Menschen bildeten dabei solidarische Allianzen mit den Tieren (vgl. Krieg 2020) und setzten sich für ein *Leben Lassen* der Nilgänse in der Stadt ein.

Neben diesen Allianzen zwischen Nilgänsen und Menschen forderten auch die Tiere selbst ihre Regulierung zwischen *Töten* und *Leben lassen* heraus. Trotz der Abschüsse ließen sie sich nicht vollständig aus dem Schwimmbad vertreiben und eigneten es sich weiterhin als Lebensraum an. Dies zeigt etwa eine Beobachtung, in der ein Bäderbediensteter die Gänse vertreiben wollte. Sie flogen jedoch einfach nur von der Liegewiese außer Reichweite des Bediensteten in die Mitte des Schwimmbeckens (Beobachtung vom 31.8.2021).

Die eigensinnige tierliche Mobilität (Hodgetts/Lorimer 2020) erscheint hier als widerspenstige Praktik gegen die Vergrämung mittels letaler und nicht-letaler Maßnahmen. Widerspenstiges Verhalten fordert dabei bestehende Machtverhältnisse zwischen Menschen und Tieren ebenso heraus wie (räumliche) Ordnungen (Gillespie 2016: 123). Nichtsdestotrotz war das aktive Töten von Nilgänsen in Frankfurt ein machtvoller Bestandteil städtischer Politiken der Steuerung und Regulierung nichtmenschlicher Lebewesen.

6. Nutrias in Halle an der Saale: Allianzen des Überlebens

In der sachsen-anhaltinischen Stadt Halle dient die Saale als innerstädtisches Naherholungsgebiet. Viele Hallenser*innen nutzen die angrenzenden Parkanlagen zum Spazieren und Verweilen. An den innerstädtischen Uferbereichen sind allerdings nicht nur Menschen häufig anzutreffen, sondern auch Nutrias – ursprünglich aus Südamerika stammende Nagetiere, die als „Mittelding aus Biber und übergroßer Ratte“ (Nayda 2022) beschrieben werden. Um Devisen zu erwirtschaften und die Verschuldung im „Westen“ abzubauen (vgl. Volze 1999), wurden die Tiere zu DDR-Zeiten in Farmen gezüchtet und zur Pelzproduktion getötet (vgl. Keil 1967). Nach der Wende, als keine Devisen mehr benötigt wurden und die Pelzzucht aufgrund der Einstellung staatlicher Subventionen nicht mehr attraktiv war, wurden die Nutrias häufig einfach freigelassen, um die Kosten für ihre Entsorgung zu sparen (Adolphi/Fleischmann 2024). In der Folge konnten sie sich unter anderem in städtischen Räumen in

ganz Deutschland etablieren. 2016 klassifizierte sie die EU (ebenso wie die Nilgänse 2017) als invasive Art.

Nutrias graben in Uferbereichen Höhlen und Gänge. Sie ernähren sich überwiegend pflanzlich und sind – sofern sie an Menschenkontakt gewöhnt sind – sehr zutraulich, sodass sie sogar aus der Hand gefüttert werden können. Vertreter*innen des zuständigen Wasserwirtschaftsamtes, der städtischen Verwaltung, der Wissenschaft sowie von Natur- und Umweltschutzvereinen betonten in Interviews, dass die Höhlen der Nutrias zum einen ufernahe Infrastrukturen wie Brücken oder Gehwege gefährden und destabilisieren könnten. Zum anderen führe das Graben der Tiere zu einer verstärkten Ufererosion und somit zum Verlust wichtiger Lebensbereiche für andere Tier- und Pflanzenarten. Außerdem merkten die Interviewten an, dass Nutrias an den unterirdischen Wurzeln von Bäumen nagen, wodurch diese absterben und ins Wasser fallen könnten. Der enge Kontakt zu Menschen in der Stadt sei zudem unhygienisch und berge die Gefahr, dass Krankheiten übertragen werden. Solche Zuschreibungen zeichnen ein diskursives Bild der Nutrias, dass diese – ähnlich wie die Nilgänse in Frankfurt – als abstoßende Problemtiere im städtischen Raum hervorbringt: Nutrias werden nicht nur als Risiko für die Sicherheit der Uferbereiche, sondern auch als Gesundheitsgefahr in öffentlichen Parkanlagen eingestuft und so als Schädlinge kategorisiert – eine Zuschreibung, die nicht zuletzt auch durch den rattenartigen Schwanz der Tiere verstärkt wird: moralische und historisch gewachsene Vorurteile gegenüber Ratten (vgl. Beumer 2014) werden auch mit Nutrias in Verbindung gebracht.

Gleichzeitig zeigt sich aber auch, wie Nutrias durch ihre eigensinnigen Praktiken nicht nur Uferbereiche untergraben, sondern im übertragenen Sinne auch kulturelle und räumliche Grenzziehungen sowie etablierte Ordnungen in der Stadt. So wird häufig angemerkt, dass Nutrias keine „heimische“ (Interview vom 3.11.2022) Art seien und damit kein legitimer Teil der vermeintlich natürlichen Ökosysteme entlang der Saale. Stattdessen werden Nutrias – trotz ihrer erfolgreichen Ausbreitung und Adaption an lokale Gegebenheiten – als „gebietsfremd“ (Interview vom 21.11.2022) und daher als fehl am Platz wahrgenommen. So verwirren Nutrias nicht nur Grenzziehungen und Kategorisierungen zwischen heimisch und fremd, sondern auch zwischen wild und domestiziert: Als ehemalige Farmtiere, die zu Pelzzwecken gezüchtet worden waren, erscheinen sie weder gänzlich als Wildtiere noch als domestizierte

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

Haustiere. Gesprächspartner*innen und Interviewte merkten etwa an, dass Nutrias insgesamt „ökosystemfremd“ seien und dass sie sich in der Stadt „unnatürlich“ verhielten (Interview vom 21.11.2022). Nutrias „gehören einfach weg hier“ und sollten „wie in Holland“ systematisch getötet werden (Interview vom 7.11.2022). Solche und ähnliche Zuschreibungen stoßen Nutrias über Agambens biopolitische Schwelle, entwerten ihr Leben und konstruieren sie als tötbare Tiere.

Diese diskursiven Praktiken des Abstoßens werden unterstützt durch die rechtliche Einordnung von Nutrias als invasiv. Sie manifestieren sich auch in den Jagdstatistiken: In der Jagdsaison 2020/2021 wurden in Deutschland erstmals über 100.000 Nutrias erlegt – die Tendenz ist steigend (DJV 2022). Der Großteil der Jagdstrecke entfällt dabei auf den ländlichen Raum, während Nutrias in Halle ein urbanes Refugium gefunden haben, in dem bislang keine systematischen Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung durchgeführt werden.

Das widerspenstige Überleben der Nutrias in den städtischen Uferbereichen der Saale ist weniger auf eine aktive Entscheidung der Stadtverwaltung zugunsten eines *Leben Lassens* zurückzuführen – wie etwa bei der implementierten Vergrämung der Nilgänse in Frankfurter Parkanlagen. Vielmehr gehen Nutrias im spezifischen urbanen Kontext der Stadt Halle verschiedene Allianzen mit Menschen und Nichtmenschen ein und üben eigensinnige Praktiken aus, die ihre Tötung bislang verhindern.

Zum einen ergeben sich praktische Schwierigkeiten bei der Tötung von Nutrias dadurch, dass diese sich erfolgreich städtischen Verantwortlichkeiten entziehen. Das Fangen und Töten von Tieren in der Stadt gehört zum Aufgabenbereich der Jagdbehörde, die sich jedoch mit zwei Problemen konfrontiert sieht, wie einer ihrer Vertreter im Interview berichtet: Einerseits sei der Einsatz von Schusswaffen in städtischen Gebieten nicht erlaubt, andererseits werde der von den Nutrias bewohnte Bereich häufig von Menschen frequentiert. Daher komme der Einsatz von Fallen ebenfalls nicht infrage, wolle man Unfälle vermeiden. Dementsprechend sieht die Jagdbehörde die Verantwortung bei der Naturschutzbehörde oder beim Wasserwirtschaftsamt. Erstere sieht allerdings aufgrund fehlender wissenschaftlicher Belege über negative Auswirkungen der Nutrias auf die lokale Biodiversität keinen Handlungsbedarf. Für Zweiteres liegen die Nutrias außerhalb ihres

Handlungsauftrags. In der Folge können sich Nutrias städtischen Praktiken des Abstoßens, die auf ihre Tötung hinarbeiten, weitestgehend entziehen.

Ein populärer und unter anderem in Hamburg (Diekmann 2023), Gütersloh (NW 2019) und Steinfurt (Hagel 2022) bereits umgesetzter Lösungsvorschlag, den ein Vertreter des Hallenser Wasserwirtschaftsamts vertritt, ist die Einführung einer Jagdprämie. Diese soll die Jagd auf Nutrias in der Stadt attraktiver machen. Die Finanzierung der Nutriajagd aus Haushaltsmitteln ist jedoch politisch nicht umsetzbar, wie ein Stadtrat berichtet:

„Was aber auch daran liegt, dass die Zuschreibung der Menschen für Nutrias auch keine großen negativen sind. [...] Die werden als putzig wahrgenommen, eher als knuffig, als süß, als überhaupt nicht bedrohlich. [...] Und ich habe das Gefühl, dass sie schon absolut Teil des Bewusstseins sind, wie Halle ist und was zu Halle gehört.“

(Interview vom 18.12.2022)

Diesen positiven Eindruck von Nutrias bestätigen interviewte Spaziergänger*innen an der Saale. Diese nehmen Nutrias als „so ein Halleding“ (Interview vom 28.10.2022) und als Erinnerung an die Kindheit wahr oder suchen die Tiere gar gezielt auf, um sie – trotz offiziellen Verbots und hoher Geldstrafen – zu füttern. Durch die Praktik des Fütterns entstehen affektive Beziehungen zwischen menschlichen Stadtbewohner*innen und Tieren (Kornherr 2023). Das als „putzig“ (Interview vom 28.10.2022) empfundene Äußere der Nutrias verstärkt diese noch. So werden Nutrias in Halle als Spezies wahrgenommen, die mit nichtmenschlichem Charisma (Lorimer 2007) ausgestattet ist. Diese affektive Aufladung führt dazu, dass dem Leben der Nutrias Wert zugesprochen wird und ein Teil der Stadtbewohner*innen die Tiere als Bestandteil ihrer urbanen Identität und als wichtige Bereicherung für die städtische Lebensqualität wahrnimmt. Nutrias gelten aus dieser Perspektive nicht als fremde Risikofaktoren, die aus der Stadt entfernt werden sollten, sondern als integrale Bestandteile einer lebenswerten, mehr-als-menschlichen Stadt, in der Menschen und Nichtmenschen sich in ihrem Alltag begegnen und aufeinander beziehen. Das (Über-) Leben der Nutrias erscheint somit von gesellschaftspolitischer Relevanz zu sein, was eine Tierschutzaktivistin wie folgt ausdrückt: „In hundert Jahren redet da kein Mensch mehr drüber, dass die invasiv sind. Weil ab irgendeinem Zeitpunkt sind die auch wieder heimisch. Die bereichern!“

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

(Interview vom 12.12.2022). Nutrias können somit als eine betrauerbare Spezies im Sinne Butlers (2020: 59) verstanden werden, sodass „the loss of [their] live would matter; [their] body is treated as one that should be able to live and thrive“. Ihre Tötbarmachung durch städtische Praktiken des Abstoßens wird so verhindert.

Doch nicht nur Menschen unterstützen Nutrias dabei, in der Stadt zu überleben – sie haben auch Allianzen mit anderen nichtmenschlichen Lebewesen gebildet. Eine solche widerspenstige Relation geht bereits auf die Nutriafarmen in der DDR zurück. Dort wurden Nutrias zum Teil mit Schweinefleisch gefüttert (LJN 2020), wodurch manche Tiere Trichinen aufgenommen haben – kleine Fadenwürmer, die sich in den Muskeln ihrer Wirte vermehren und beim Menschen Symptome wie Schwindel, Erbrechen oder Durchfall auslösen können (Moretti et al. 2001). Aus diesem Grund unterlag Nutriafleisch seit 1981 in der Bundesrepublik (und seit 1990 auch in der ehemaligen DDR) einer generellen Fleischbeschauungspflicht (Hinz 1991). In der Folge wurde die Jagd der Nutrias in ostdeutschen Großstädten wie Halle aufgrund der zusätzlichen mit der sogenannten Fleischschau verbundenen Kosten unattraktiv. Die Nutrias bildeten gewissermaßen eine Partnerschaft mit Trichinen, die es ihnen ermöglichten, sich relativ ungestört in der Stadt anzusiedeln und zu vermehren. Erst 2020 wurde die Pflicht zur Fleischschau aufgehoben, sodass Nutriafleisch heute wieder häufiger als Delikatesse verkauft wird (Grommel 2022).

Mit Enten, die in Halle ebenfalls in den innerstädtischen Park- und Uferbereichen leben, bildeten Nutrias eine weitere Allianz. Beide teilen sich das Essen, das Menschen ihnen geben, da „Enten und Nutrias nie getrennt gefüttert“ (Interview vom 29.10.2022) werden können, wie eine junge Familie bemerkte. Auf diese Weise erschließen sich Nutria- und Entenpopulationen gegenseitig neue Futterquellen, von denen auch andere Tiere profitieren.

Diese beschriebenen mehr-als-menschlichen Allianzen von Nutrias in Halle verstehen wir als „multispecies collaborations“ (Welden 2023: 550), in der die Verbindungen von Menschen und mehr-als-menschliche Entitäten das gemeinsame (Über-)Leben gestalten. Gemeinsam mit Menschen, Trichinen und Enten haben die Nutrias in einer städtischen Verwaltungslücke Kollaborationen gebildet, die ihnen das Überleben ermöglichen, obwohl städtische Politiken sie als „fehl am Platz“ und die EU-Klassifikation sie als invasiv einstuft.

Mehr-als-menschliche Allianzen des Überlebens entfalten unserer Meinung nach auch eine politische Dimension: Sie zeigen Möglichkeiten des Zusammenlebens in der mehr-als-menschlichen Stadt auf, welche auf Partner*innenschaft, Verantwortung und gegenseitiger Fürsorge aufbauen (Steele/Wiesel/Maller 2019). Dabei verstehen wir die Kollaborationen der Nutrias als mehr als einen reinen Überlebensmechanismus, der ihnen das „nackte (Über-)Leben“ im Sinne Agambens (1998) sichert. In Anlehnung an Annie E. A. Welden (2023: 10) betrachten wir sie als „hopeful depiction of what it can be like to work and live with others“: Mithilfe der beschriebenen mehr-als-menschlichen Allianzen können Nutrias ihrer Abstoßung über die biopolitische Schwelle entgegenwirken und bedeutungsvolle Beziehungen aufbauen, die ihr Leben betrauerbar machen und mit politischem Wert füllen.

Das Beispiel der Nutrias in Halle verdeutlicht einerseits die limitierten Möglichkeiten städtischer Steuerung und Regulierung sowie andererseits die Widerspenstigkeit mehr-als-menschlicher Akteur*innen. Die Kontrolle über die biopolitische Schwelle und die Tötbarkeit der Nutrias obliegt in diesem Fall nicht der städtischen Verwaltung, sondern erscheint vielmehr als ein Ergebnis andauernder politischer Aushandlungen, in denen Praktiken des Abstoßens und Allianzen des Überlebens gegeneinander wirken.

7. Synthese und Fazit

In diesem Beitrag haben wir zu konzeptualisieren versucht, wie Orte und Räume des Tötens und Überlebens in der mehr-als-menschlichen Stadt produziert werden. In Rückgriff auf Agambens (1998, 2005) theoretisch-konzeptionelle Arbeiten zu souveräner Macht und der Figur des *homo sacer* haben wir in den Blick genommen, wie sich biopolitische Aushandlungen um das *Töten* oder *Leben Lassen* im spezifischen Kontext abstoßender Lebewesen in der mehr-als-menschlichen Stadt entfalten.

In unseren empirischen Beispielen – dem Umgang mit Nilgänsen in Frankfurt am Main und mit Nutrias in Halle an der Saale – sorgt die EU-Klassifikation als „invasive gebietsfremde Art“ zwar dafür, dass die Tiere als potenziell tötbare Lebewesen hervorgebracht werden. Dennoch bietet ihnen die Stadt einen gewissen Schutz, zum Beispiel durch juristische und territoriale Regelungen, aber auch durch widerspenstige und eigensinnige Praktiken. Dabei vollziehen sich vielfältige Aushandlungen darüber, ob Nilgänse und Nutrias tatsächlich zur Zielscheibe konkreter

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

Praktiken der Tötung werden. In beiden Fällen konnten wir Prozesse und Praktiken beobachten, die einer tatsächlichen Implementierung tödlicher Regulierungspraktiken durch städtische Entscheidungsträger*innen aktiv entgegenlaufen oder diese gar verhindern.

Ob Entscheidungen zugunsten des *Tötens* oder *Leben Lassens* von Nilgänsen ausfielen, war in Frankfurt abhängig vom spezifischen räumlichen Kontext, in dem sich die Tiere ansiedelten sowie von der jeweiligen politischen Zuständigkeit. Im spezifischen Fall des Brentanobads wurden Praktiken des aktiven Tötens durch den gezielten Abschuss der Tiere implementiert. Dabei war die EU-Klassifikation als invasive Art jedoch nicht ausreichend für die unmittelbare Tötbarmachung. Durch einen Prozess des Abstoßens wurden darüber hinaus zusätzliche Legitimationsgründe gefunden, was insbesondere die Hervorbringung der Nilgänse als Hygieneproblem und Gesundheitsrisiko verdeutlicht. Auch wenn die Tötung der Tiere weder stadtweit noch dauerhaft umgesetzt wird, nehmen Nilgänse in Frankfurt einen biopolitischen Schwellenzustand ein, in dem ihr Leben durch einen potenziellen Abschuss stets bedroht ist.

Auch Nutrias in Halle sehen sich mit Praktiken des Abstoßens konfrontiert. Ähnlich wie Nilgänse in Frankfurt wurden sie als potenzielle Gefahr und als Sicherheitsrisiko für die öffentliche Ordnung eingestuft. Dabei argumentierten städtische Entscheidungsträger*innen, dass die Tiere nicht nur Krankheiten auslösen, sondern durch das Untergraben von Uferbereichen auch den Einsturz von Infrastrukturen und die Erosion von Uferbefestigungen verursachen könnten. Dass Nutrias vor tödlichen Regulierungspraktiken in Halle weitestgehend geschützt waren, ist jedoch weniger auf die aktive Entscheidung der Stadtverwaltung zugunsten ihres *Leben Lassens* zurückzuführen, als auf die eigensinnigen Relationen der Nutrias und ihre widerspenstigen Kollaborationen mit Menschen und Nichtmenschen. Praktiken des Abstoßens sind also häufig auch von Prozessen begleitet, die eine eindeutige Kategorisierung als tötbar herausfordern. Die Bildung mehr-als-menschlicher Allianzen erscheint somit als widerständige Praxis im Kontext von Aushandlungen um das Töten in der mehr-als-menschlichen Stadt.

Die Beispiele zeigen, dass es sich lohnt, Aushandlungen um das *Überleben*, *Leben Lassen* und *Töten* nichtmenschlicher Lebewesen in der Stadt zu betrachten. Jenseits anthropozentrischer Konzeptionen wird die Stadt mit einer mehr-als-menschlichen Perspektive als Raum sichtbar, in dem Menschen mit Nichtmenschen auf konflikthafte oder

fürsorgliche Weise miteinander in Beziehung treten. Diese Relationen können zum Gegenstand städtischer Steuerung und Regulierung werden oder aber als widerständige Allianzen in Erscheinung treten. Unsere empirischen Beispiele illustrieren, dass die Tötbarkeit von Nichtmenschen als Ergebnis kontextspezifischer Relationen mit anderen menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen zu verstehen ist. Wir denken daher, dass eine Betrachtung räumlich spezifischer und kontextabhängiger Aushandlungen um das Sterben und Überleben ein vertieftes Verständnis der Mechanismen und Brüche in biopolitischen Machtstrukturen ermöglicht.

Die Arbeit von Elisa Kornherr wurde unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Projektnummer 512513565).

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Larissa Fleischmann forscht und lehrt als Humangeographin. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Mehr-als-menschlichen Politischen Geographie und der Kritischen Migrations- und Grenzforchung. larissa.fleischmann@geo.uni-halle.de

Elisa Kornherr ist Humangeographin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geographien von Mensch-Tier-Verhältnissen und Stadtgeographie. kornherr@em.uni-frankfurt.de

Lukas Adolphi ist Humangeograph und forscht zu mehr-als-Menschlichen Geographien. Zur Zeit arbeitet er an seiner Promotion über Phosphor und Geographien von Fruchtbarkeit. lukas.adolphi@ku.de

Literatur

- Abrell, Elan (2015): Lively sanctuaries: A shabbat of animal sacer. In: Irus Braverman (Hg.), *Animals, biopolitics, law: Lively legalities*. Abingdon: Routledge, 135-154.
- Adolphi, Lukas / Fleischmann, Larissa (2024): Placing animals in the plantationocene: The plantation after/lives of nutria in Eastern Germany. In: *Environment and Planning E: Nature and Space*, 25148486241256547.
- Agamben, Giorgio (1998): *Homo sacer: Sovereign power and bare life*. Stanford: Stanford University Press.
- Agamben, Giorgio (2005): *State of exception*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Atchison, Jennifer / Pilkinton, Mary (2022): Abject life and disaster: Opportunity and invasive species governance following the 2019-2020 Australian bushfires. In: *Political Geography* 99, 102774.
- Barua, Maan / Sinha, Anindya (2023): Cultivated, feral, wild: The urban as an ecological formation. In: *Urban Geography* 44/10, 2206-2227.
- Beumer, Koen (2014): Catching the rat: Understanding multiple and contradictory human-rat relations as situated practices. In: *Society & Animals* 22/1, 8-25.

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

- Bondt, Herre de / Wilde, Mandy de / Jaffe, Rivke (2023): Rats claiming rights? More-than-human acts of denizenship in Amsterdam. In: *PolAR – Political and Legal Anthropology Review* 46/1, 67-81.
- Braun, Bruce (2013): Power over life. Biosecurity as biopolitics. In: Andrew Dobson / Kezia Barker / Sarah L. Taylor (Hg.), *Biosecurity: The socio-politics of invasive species and infectious diseases*. Oxon: Routledge, 45-57.
- Braverman, Irus (2016): Introduction: Lively legalities. In: Irus Braverman (Hg.), *Animals, biopolitics, law: Lively legalities*. Abingdon/New York: Routledge, 3-17.
- Butler, Judith (2020): *The force of nonviolence. An ethico-political bind*. London/New York: Verso.
- Cadman, Louisa (2009): Life and death decisions in our posthuman(ist) times. In: *Antipode* 41/1, 133-158.
- Carver, Evan H. / Gardner, Chase (2022): Multispecies conservation movements and the redefinition of urban nature at Berlin's Tempelhof airfield. In: *Environment and Planning E: Nature and Space* 5/4, 2307-2331.
- Chrulew, Matthew (2012): Animals in biopolitical theory: Between Agamben and Negri. In: *New Formations* 76, 53-67.
- Clancy, Cara (2023): More-than-human territoriality: The contested spaces and beastly places of Canada geese in Europe's largest urban wetland. In: *Urban Geography* 44/10, 2098-2120.
- Clement, Bronwyn / Bunce, Susannah (2023): Coyotes and more-than-human commons: Exploring co-existence through Toronto's coyote response strategy. In: *Urban Geography* 44/10, 2144-2162.
- Coleman, Mathew / Grove, Kevin (2009): Biopolitics, biopower, and the return of sovereignty. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 27/3, 489-507.
- Collard, Rosemary-Claire (2014): Putting animals back together, taking commodities apart. In: *Annals of the Association of American Geographers* 104/1, 151-165.
- Colombino, Annalisa / Giaccaria, Paolo (2016): Dead liveness/living deadness: Thresholds of non-human life and death in biocapitalism. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/6, 1044-1062.
- Connors, John Patrick / Short Gianotti, Anne (2023): Becoming killable: White-tailed deer management and the production of overabundance in the Blue Hills. In: *Urban Geography* 44/10, 2121-2143.
- Crowley, Sarah L. / Hinchliffe, Steve / McDonald, Robbie A. (2018): Killing squirrels: Exploring motivations and practices of lethal wildlife management. In: *Environment and Planning E: Nature and Space* 1/1-2, 120-143.
- DJV – Deutscher Jagdverband (2022): Erstmals über 100.000 Nutrias erlegt, 18.1.2022. <https://www.jagdverband.de/erstmals-ueber-100000-nutrias-erlegt> (letzter Zugriff am 23.8.2024).
- Dickinson, Hannah (2022): Caviar matter(s): The material politics of the European caviar grey market. In: *Political Geography* 99, 102737.
- Diekmann, Lena (2023): Schwanzprämie für Nutrias: Behörde gibt 30.000 Euro frei. In: *Bergedorfer Zeitung*, 15.06.2023. <https://www.abendblatt.de/hamburg/bergedorf/kirchwerder/article238695095/Schwanzpraemie-fuer-Nutrias-Behoerde-gibt-30-000-Euro-frei.html> (letzter Zugriff am 17.9.2024).
- Dion, Mark / Rockman, Alexis (1996): *Concrete jungle – A pop media investigation of death and survival in urban ecosystems*. New York: Juno Books
- Edwards, Ferne / Popartan, Lucia Alexandra / Pettersen, Ida Nilstad (2023): Mapping the more-than-human city in theory, methods and practice. In: Ferne Edwards / Lucia Alexandra Popartan / Ida Nilstad Pettersen (Hg.), *Urban natures. Living the more-than-human city*. New York/Oxford: Berghahn, 1-30.
- Europäische Kommission (2017): Durchführungsverordnung (EU) 2017/1263 der Kommission vom 12. Juli 2017 zur Aktualisierung gemäß der Verordnung (EU) Nr. 1143/2014 des Europäischen Parlaments und des Rates der mit der Durchführungsverordnung (EU)

- 2016/1141 festgelegten Liste invasiver gebietsfremder Arten von unionsweiter Bedeutung. In: Amtsblatt der Europäischen Union 60, 37-39.
- Fleischmann, Larissa (2023): More-than-human political geographies: Abjection and sovereign power. In: *Political Geography* 107, 102949.
- Fleischmann, Larissa / Everts, Jonathan (2024): Abject lives: An introduction. In: *Political Geography* 111, 103102.
- Flitner, Michael (2019): Der Kiwi und das Possum: Räume schaffen für Leben und Tod. In: Friederike Gesing / Michi Knecht / Michael Flitner / Katrin Amelang (Hg.), *NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: transcript, 387-414.
- Franklin, Adrian (2017): The more-than-human city. In: *The Sociological Review* 65/2, 202-217.
- Gibbs, Leah (2021): Animal geographies II: Killing and caring (in times of crisis). In: *Progress in Human Geography* 45/2, 371-381.
- Gillespie, Kathryn (2016): Nonhuman animal resistance and the improprieties of live property. In: Irus Braverman (Hg.), *Animals, biopolitics, law. Lively legalities*. Abingdon/New York: Routledge, 117-132.
- Grommel, Christel (2022): Wird Nutria-Fleisch eine neue Delikatesse? In: *Land & Forst*, 27.10.2022. <https://www.landundforst.de/niedersachsen/nutria-fleisch-neue-delikatesse-568321> (letzter Zugriff am 23.8.2024).
- Hagel, Michael (2022): Grünen-Antrag zu Nutrias scheitert – Schwanzprämie und Lebendfallen bleiben. In: *Westfälische Nachrichten*, 12.12.2022. <https://www.wn.de/muensterland/kreis-steynfurt/kreisseite-steynfurt/grunen-antrag-zu-nutrias-scheitert-schwanzpramie-und-lebendfallen-bleiben-2674788?pid=true> (letzter Zugriff am 17.9.2024).
- Haraway, Donna Jeanne / Amir, Fahim (2016): *Das Manifest für Gefährten: Wenn Spezies sich begegnen: Hunde, Menschen und signifikante Andersartigkeit*. Berlin: Merve.
- Hering, Carina (2017): Zum Abschuss freigegeben: „Ich bin der Nilgans-Jäger vom Brentanobad“. In: *Bild*, 24.08.2017. <https://www.bild.de/regional/frankfurt/freibad/nilgans-jaeger-52984580.bild.html> (letzter Zugriff am 18.9.2024).
- Hinchliffe, Steve (2007): *Geographies of nature: Societies, environments, ecologies*. London: Sage.
- Hinchliffe, Steve / Kearnes, Matthew B. / Degen, Monica / Whatmore, Sarah (2005): Urban wild things: A cosmopolitical experiment. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 23/5, 643-658.
- Hinchliffe, Steve / Whatmore, Sarah (2006): Living cities: Towards a politics of conviviality. In: *Science as Culture* 15/2, 123-138.
- Hinz, Erhard (1991): Trichinellosis and trichinellosis control in Germany. In: *Southeast Asian Journal of Tropical Medicine and Public Health* 22 (Suppl.), 329-333.
- Hobson, Kersty (2007): Political animals? On animals as subjects in an enlarged political geography. In: *Political Geography* 26/3, 250-267.
- Hodgetts, Timothy / Lorimer, Jamie (2020): Animals' mobilities. In: *Progress in Human Geography* 44/1, 4-26.
- Holmberg, Tora (2015): *Urban animals: Crowding in zoocities*. London/New York: Routledge.
- Huysentruyt, Frank / Callaghan, Corey T. / Strubbe, Diederik / Winston, Katherine / Adriaens, Tim / Brooks, Daniel M. (2020): Egyptian goose (*Alopochen aegyptiaca* Linnaeus, 1766). In: Colleen T. Downs / Lorinda A. Hart (Hg.), *Invasive birds: Global trends and impacts*. Wallingford: CAB, 206-212.
- Jaffe, Rivke (2024): Rassistische Hunde und klassistische Ratten? Die mehr-als-menschliche Politik urbaner Ungleichheit. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/1, 129-148.
- Jerolmack, Colin (2008): How pigeons became rats: The cultural-spatial logic of problem animals. In: *Social Problems* 55/1, 72-94.

Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt

- Johnston, Jacquelyn (2021): Incongruous killing: Cats, nonhuman resistance, and precarious life beyond biopolitical techniques of making-live. In: *Contemporary Social Science* 16/1, 71-83.
- Kaur, Raminder (2021): Nuclear necropower: The engineering of death conditions around a nuclear power plant in south India. In: *Political Geography* 85, 102315.
- Keil, Horst (1967): *Der Handel mit Pelzrohffellen: Bedingung und Aufgaben des Beschaffungshandels zur Versorgung der Rauchwarenindustrie und Außenhandels d. DDR mit Pelzrohffellen*. Berlin: Zentrale Leitstelle für Information und Dokumentation.
- Kornherr, Elisa (2023): Fütterungen von Nilgänsen. Mensch-Tier-Begegnungen zwischen Nähe und Distanziertheit. In: Charlotte Uzarewicz / Robert Gugutzer / Michael Uzarewicz / Thomas Latka (Hg.), *Berühren und berührt werden. Zur Phänomenologie der Nähe*. Baden-Baden: Verlag Karl Alber, 277–308.
- Kornherr, Elisa / Pütz, Robert (2022): Othering, governing, and resistance of abject urban animals: Egyptian geese and their right to the city. In: *Political Geography* 99, 102775.
- Krieg, Lisa Jenny (2020): Caring for strangers: Alterity, alliances, and reptile conservation in the „Gecko Garden Refuges“ in Manapany-les-Bains, La Réunion. In: *Geographische Zeitschrift* 108/3, 176-196.
- Kristeva, Julia (1982): *Powers of horror: An essay on abjection*. New York: Columbia University Press.
- LJN – Landesjägerschaft Niedersachsen (2020): Nutria: Wegfall der Trichinenuntersuchung, 28.8.2020. <https://www.ljn.de/ueber-uns/aktuelles/news-artikel/news/wegfall-der-trichinenuntersuchung-von-nutrias> (letzter Zugriff am 23.8.2024).
- Leshem, Noam (2015): „Over our dead bodies“: Placing necropolitical activism. In: *Political Geography* 45, 34-44.
- Lorimer, Jamie (2007): Nonhuman charisma. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 25/5, 911-932.
- Margulies, Jared (2019): Making the „man-eater“: Tiger conservation as necropolitics. In: *Political Geography* 69, 150-161.
- Mather, Charles / Marshall, Amy (2011): Biosecurity's unruly spaces. In: *The Geographical Journal* 177/4, 300-310.
- McKiernan, Shaun / Instone, Lesley (2016): From pest to partner: Rethinking the Australian white ibis in the more-than-human city. In: *Cultural Geographies* 23/3, 475-494.
- Minca, Claudio (2007): Agamben's geographies of modernity. In: *Political Geography* 26/1, 78-97.
- Moran, Dominique (2015): Budgie smuggling or doing bird? Human-animal interactions in carceral space: Prison(er) animals as abject and subject. In: *Social & Cultural Geography* 16/6, 634-653.
- Moretti, Annabella / Fioretti, Daniela Piergili / Grelloni, Vincenzo / Marini, Carla / Leonardi, Leonardo / Velatta, Francesco (2001): Susceptibility of nutria (*myocastor coypus*) to trichinella infection: Biological aspects. In: *Parasite* 8, 206-208.
- Nagy, Kelsi / Johnson II, Philip David (2013): *Trash animals: How we live with nature's filthy, feral, invasive, and unwanted species*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Nayda, Jonas (2022): Wie ist es um Halles Nutrias bestellt? In: *Mitteldeutsche Zeitung*, 13.1.2011. <https://www.mz.de/lokal/halle-saale/wie-ist-es-um-halles-nutrias-bestellt-3320266> (letzter Zugriff am 23.8.2024).
- NW – Neue Westfälische (2019): Schwanzprämie für Nutria und Bisam gilt ab August. In: *Neue Westfälische*, 23.07.2019. https://www.nw.de/lokal/kreis_guetersloh/guetersloh/22514797_Tiere-sollen-gejagt-werden-Schwanzpraemie-fuer-Nutria-und-Bisam-gilt-ab-August.html (letzter Zugriff am 17.9.2024).
- PETA Deutschland (2018): Zu Unrecht gejagt: Brentanobad in Frankfurt lässt Nilgänse erschießen, 26.7.2018. <https://www.peta.de/neuigkeiten/brentanobad-nilgaense/> (letzter Zugriff am 19.9.2024).

- Philo, Chris (1995): Animals, geography, and the city: Notes on inclusions and exclusions. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 13/6, 655-681.
- Philo, Chris / Wilbert, Chris (2000): Animal spaces, beastly places. An introduction. In: Chris Philo / Chris Wilbert (Hg.), *Animal spaces, beastly places: New geographies of human-animal relations*. London: Routledge, 1-35.
- Pitas, John-Henry (2022): Deathly storytelling in the ecological city: How pigeons became falcon food in Baltimore, Maryland. In: *Social & Cultural Geography* 23/1, 29-46.
- Pohl, Lucas / Helbrecht, Ilse (2022): Imaginäre Naturverhältnisse: Psychoanalytische Einsichten zur Herstellung ontologischer Sicherheit in Berlin, Vancouver und Singapur. In: *Geographica Helvetica* 77/3, 389-401.
- Pütz, Robert (2020): Making companions: Companionability and encounter value in the marketization of the American mustang. In: *Environment and Planning E: Nature and Space* 4/2, 585-602.
- Pütz, Robert / Schlottmann, Antje / Kornherr, Elisa (2022): Einführung in die neue Tiergeographie. In: Christian Steiner / Gerhard Rainer / Verena Schröder / Frank Zirkl (Hg.), *Mehr-als-menschliche Geographien. Schlüsselkonzepte, Beziehungen und Methodiken*. Stuttgart: Franz Steiner, 181-222.
- Rösler, Ingo / Stiefel, Dagmar (2018): Wirkung von Lenkungsmaßnahmen auf die Gänsepopulation im Frankfurter Ostpark. Gutachten der Staatlichen Vogelschutzwarte für Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland. Frankfurt am Main.
- Ruddick, Sue / Bunce, Susannah / Clancy, Cara / Clement, Bronwyn / Casellas Connors, John Patrick / Fawcett, Leesa / Gianotti, Anne Short / Johnston, Jacquelyn J. / Luther, Erin (2023): Animating the urban: Between infrastructure and encounter. In: *Urban Geography* 44/10, 2063-2079.
- Rutherford, Stephanie (2018): The anthropocene's animal? Coywolves as feral cotravelers. In: *Environment and Planning E: Nature and Space* 1/1-2, 206-223.
- Steele, Wendy / Wiesel, Ilan / Maller, Cecily (2019): More-than-human cities: Where the wild things are. In: *Geoforum* 106, 411-415.
- Steiner, Christian / Rainer, Gerhard / Schröder, Verena / Zirkl, Frank (2022): *Mehr-als-menschliche Geographien. Schlüsselkonzepte, Beziehungen und Methodiken*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Sundberg, Juanita (2011): Diabolic caminos in the desert and cat fights on the rio: A posthumanist political ecology of boundary enforcement in the United States-Mexico borderlands. In: *Annals of the American Association of Geographers* 101/2, 318-336.
- Tsing, Anna (2012): Unruly edges: Mushrooms as companion species. In: *Environmental Humanities* 1/1, 141-154.
- Voigt, Annette / Hauck, Thomas E. / Hennecke, Stefanie / Reinert, Wiebke (2020): Wilde Urbaniten: Tier-Mensch-Regime im Habitat Großstadt. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/1-2, 253-262.
- Volze, Armin (1999): Zur Devisenverschuldung der DDR – Entstehung, Bewältigung und Folgen. In: Eberhard Kuhrt (Hg.), *Die Endzeit der DDR-Wirtschaft – Analysen zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik*. Opladen: Leske + Budrich, 151-187.
- Wadiwel, Dinesh (2015): *The war against animals*. Leiden: Brill.
- Welden, Annie E. A. (2023): Conceptualising multispecies collaboration: Work, animal labour, and nature-based solutions. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 48/3, 541-555.
- Whatmore, Sarah (2006): Materialist returns: Practising cultural geography in and for a more-than-human world. In: *Cultural Geographies* 13/4, 600-609.
- Wolch, Jennifer (1998): Zoöpolis. In: Jennifer Wolch / Jody Emel (Hg.), *Animal geographies: Place, politics, and identity in the nature-culture borderlands*. London/New York: Verso, 119-138.
- Yeo, Jun-Han / Neo, Harvey (2010): Monkey business: Human-animal conflicts in urban Singapore. In: *Social & Cultural Geography* 11/7, 681-699.

Killing and surviving in the more-than-human city. The production of abject animals in Frankfurt and Halle

This article argues for an understanding of cities as spaces in which political negotiations around the question of the killing or letting die of nonhumans unfold. In this sense, we understand cities as living – and therefore potentially deadly – assemblages of both human and nonhuman entities. We argue that coexistence in the more-than-human city is conflictual and subject to regimes of regulation and control, which aim at the exclusion and active killing of living beings perceived as abject. We discuss how Giorgio Agamben's theoretical work can provide a fruitful lens on the empirical example of the killing of supposedly problematic animals in cities. Based on two qualitative empirical studies on Egyptian geese in Frankfurt am Main and Nutria in Halle an der Saale, we show that decisions about killing are not only highly contested, but also bring about unruly nonhuman practices and struggles for survival.

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

Eine Sorgende Ethnographie der ada_kantine
 in Frankfurt am Main

Susanne Hübl

Die Krisenhaftigkeit sozialer Reproduktion macht Formen städtischen Sorgens erforderlich, die derzeit als „shadow care infrastructures“ (Power et al. 2022) diskutiert werden und jenseits dezidiert staatlicher und kleinfamiliärer Sorgelkontexte stattfinden. In diesem Artikel arbeite ich heraus, wie im konkreten Alltag einer solidarischen Stadtteilkantine Sorge geleistet und empfangen wird, welche Herausforderungen damit einhergehen und inwiefern dabei hegemoniale urbane Sorgeverhältnisse herausfordert werden. Konzeptionell greift der Beitrag die wissenschaftlich-aktivistische Debatte um Sorgende Städte auf und verbindet diese mit radical care als analytischer Perspektive. Die empirischen Ergebnisse sind Teil einer sorgend-ethnographischen Fallstudie in der ada_kantine in Frankfurt am Main von 2022. Ausblickend umreißt ich, welche transgressiven Potenziale für eine „sorgende Urbanisierung“ (Strüver 2021) sich in diesen Sorgepraktiken andeuten.

An English abstract can be found at the end of the document.

„Es ist Ende Mai 2022. Ich stelle mein Fahrrad in einem Hinterhof im Frankfurter Stadtteil Bockenheim ab und laufe die Treppen eines Gebäudes auf dem alten Campus hoch. An diesem schon fast sommerlichen Samstagvormittag habe ich mich zur zweiten Küchenschicht eingetragen. Ich öffne mit Schwung die Hintertür zur ada_kantine und rufe ein ‚Hallo‘ hinein. Noch im Türrahmen schlägt mir eine Geruchswolke von gedünsteten Zwiebeln, Kreuzkümmel und frisch gehackter Petersilie entgegen – es trânt sogar ein bisschen in meinen Augen. Fünf adaa:innen kochen schon seit 9 Uhr. Einer von ihnen begrüßt mich und sagt: ‚Schön, dass du da bist, der Schichtplan sieht ja sehr mau aus für heute.‘ Eine andere Person erwidert: ‚Cool, dann gibt’s heute doch Nachtisch, jetzt, wo du da bist. Irgendwie klappt es ja dann doch immer.‘“

(Feldnotiz vom 28.5.2022)[1]

In der ada_kantine werden an vier Tagen pro Woche kostenlos und aus geretteten Lebensmitteln gekochte Mahlzeiten serviert. Zum Essen kommen dürfen alle, unabhängig von ihrem Einkommen. De facto haben viele der Gäst:innen „am Ende des Monats nicht mehr genügend Geld übrig“ (Interview Gast, 19.9.2022[2]) oder leben in prekären Wohnsituationen bis hin zur Wohnungslosigkeit. Das Projekt initiierten 2020 mehrere stadtteilpolitische und künstlerische Gruppen aus Frankfurt. Getragen wird es mit städtischer Kofinanzierung von einem offenen Zusammenschluss aus rund 200 ehrenamtlichen adaist:innen. Das zuversichtliche „irgendwie klappt es dann doch immer“, das mir an jenem Samstagmorgen entgegengerufen wurde, hinterließ bei mir während meiner achtmonatigen ethnographischen Feldforschung in der ada_kantine einen bleibenden Eindruck. Denn angesichts der zunehmenden Ernährungskrise seit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine (Monetti 2023) und der anhaltenden Krisenhaftigkeit sozialer Reproduktion (Peake et al. 2021) geht hier jenseits kleinfamiliärer, nachbarschaftlicher, kirchlicher, karitativer oder explizit sozialstaatlicher Strukturen gezielt und politisch engagiert eine sorgende Praxis vonstatten. Die seit Projektbeginn stetig wachsende Gäst:innenzahl verdeutlicht, dass die Versorgung mit Nahrungsmitteln durch etablierte Sorgearrangements wie städtische Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, Tafeln, aber auch private Sorgenetzwerke in Frankfurt für immer mehr Menschen nicht auszureichen scheint.

Ausgehend von dieser Beobachtung bearbeite ich in diesem Beitrag die Fragen, wie im konkreten Alltag der ada_kantine Sorge geleistet und empfangen wird, welche Herausforderungen damit einhergehen und inwiefern dabei hegemoniale urbane Sorgeverhältnisse herausfordert werden. Damit beziehe ich mich auf aktuelle Debatten der kritischen Stadtforschung sowie feministischer Kämpfe. Diese heben zunehmend – und zuletzt katalysiert durch die Coronapandemie und die Energiekrise – die Notwendigkeit care-zentrierter Perspektiven auf Stadt hervor (Schilliger 2022; Kern 2020; Schuster/Höhne 2017) und fordern im Anschluss daran einen grundlegenden(!), an den Bedürfnissen der Stadtbewohner:innen orientierten Umbau des Städtischen. So weisen beispielsweise Emma R. Power und Miriam J. Williams (2020) darauf hin, dass bisherige stadtgeographische Forschungsarbeiten die Ideen der nachhaltigen, der resilienten und der smarten Stadt maßgeblich analysiert und weiterentwickelt haben. Sie fragen: „Warum [erforschen sie] nicht die [Idee] der sorgenden Stadt? Ist es möglich, dass Städte nicht

danach bewertet werden, wie wettbewerbsfähig sie sind, sondern wie gut sie darin sind, sich um die Menschen, den Planeten und zukünftige Generationen zu sorgen?“ (ebd.: 8; Übers. d. A.). Es wird eine „sorgende Urbanisierung“ (Strüver 2021) gefordert, die im Krisenkapitalismus eine Transformation urbaner Sorgeverhältnisse aus Sorge-ethischer Perspektive einleitet und dabei Gerechtigkeit und Sorge relational zusammendenkt (Williams 2017). Das Ziel ist eine „caring city“ (Davis 2022; Gabauer et al. 2022) als utopischer Gegenpol zu den alltäglichen Zwängen der kapitalistischen, patriarchalen und klassistischen Stadt. Auch in aktivistischen und parteipolitischen Kreisen in deutschsprachigen Ländern formiert sich zeitgleich ein Fokus auf den emanzipatorischen Umbau urbaner Sorgeverhältnisse und die konkrete „Ausgestaltung städtischer Räume, Politiken und Institutionen, die sich sorgen und die Care ermöglichen“ (Schilliger 2022: 175). Beispiele hierfür sind die Konferenz „Sorgende Städte“[3] in Bremen 2023 oder das „Care Revolution Netzwerk“[4].

Während die Forderungen nach einer sorgenden Stadt immer prominenter werden, bleibe „jedoch oft vage, *wie* und *von wem* diese unter den gegebenen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen durchgesetzt und realisiert werden“ (Laufenberg/Uhlmann 2023; Herv. i. O.) und wo dies stattfindet. Denn zur praktischen Umsetzung der abstrakten Idee einer sorgenden Stadt bedarf es Bemühungen diverser Akteur:innen-Gruppen, auch über Differenzen hinweg. So versuchen etwa Städte und Kommunen mit diversen Strategien die Krisenhaftigkeit sozialer Reproduktion zu bearbeiten. Inwiefern diese lokalstaatlich induzierten Bearbeitungsweisen nicht nur „care-fixes“[5] (Dowling 2022: 14 f.) bleiben oder ob sie darüber hinaus ihre eigenen Konstitutionsbedingungen aufbrechen können, bleibt jedoch fraglich (Schilliger/Schwiter/Steiner 2023). Kritisiert wird seitens der kritischen Stadtgeographie die Formation des Sozialstaats als Gewährleistungsstaat (Vollmer/Calbet i Elias 2022) wegen ihrer neoliberalen Responsibilisierungstendenzen (van Dyk/Haubner 2021; Laufenberg 2018) oder wegen ihrer individualisierten Vorstellungen von Resilienz (Edelman 2020). Im Unterschied dazu liefern beispielsweise das Maßnahmenpaket feministischer Sorgepolitik von *Barcelona en Comú* (Fried/Wischnewksi 2023), die Etablierung von Care-Räten in Städten wie in Freiburg im Breisgau oder die räumliche Reorganisation von Daseinsvorsorge in sogenannten *super care blocks* (Kussy/Palomera/Silver 2023) emanzipatorische Vorschläge für den Aufbau eines „Care-Munizipalismus“ (Dowling 2022: 203). Gleichzeitig

existiert seit Jahrzehnten eine Vielzahl informellerer und kleinräumigerer „shadow care infrastructures“ (Power et al. 2022) und lokaler Sorge-Infrastrukturen von unten (Flückiger/Maaroufi/Schilliger 2024). Manuela Zechner (2022) zeigt beispielsweise anhand von selbstorganisierten Kinderbetreuungsgruppen in Barcelona, welche bedeutsame Rolle Mikropolitiken des Alltags und damit auch Orte wie Spielplätze, Küchen oder Nachbar:innenschaftszentren für eine Sorgende Stadt spielen.

Im Folgenden skizziere ich zunächst das Konzept *radical care* als analytische Perspektive (1) und skizziere den Forschungsansatz einer *Sorgenden Ethnographie* (2). Anhand dreier konkreter Sorgepraktiken – dem Servieren von Essen am Tisch (3.1), der Suche nach neuen Räumlichkeiten (3.2) und der Selbstfürsorge im Team (3.3) – arbeite ich anschließend heraus, wie in der Frankfurter *ada_kantine* alltäglich gesorgt wird und welche Herausforderungen damit einhergehen. Abschließend umreißt ich die transgressiven Potenziale für eine „sorgende Urbanisierung“ (Strüver 2021), die sich in diesen Sorgepraktiken andeuten (4).

1. *Radical care* als analytische Perspektive

Grundsätzlich lassen sich mit *radical care* „all jene kollektiven Praktiken und Organisationsformen des Sorgens bezeichnen, die die herrschende institutionelle Organisation, Distribution und Ausführung von Sorge in grundsätzlicher Weise infrage stellen und hierzu Alternativen ausbilden, denen ein gesellschaftstransformierendes Potenzial innewohnt“ (Laufenberg 2020: 102). Seine historischen Ursprünge hat *radical care* in den kollektiven Antworten feministischer Selbsthilfegruppen, anti-rassistischer Bewegungen, des Aids-Aktivismus und von Behindertenrechtsbewegungen, welche die biopolitische Nicht-Sorge um marginalisierte Subjektpositionen nicht nur adressierten, sondern eine „Reihe an vitalen, aber unterschätzten Strategien [entwickelten], um prekäre Welten zu ertragen“ (Hobart/Kneese 2020: 2; Übers. d. A.). Auch heute umfasst *radical care* ein facettenreiches Spektrum. Darunter fallen beispielsweise illegalisierte Praktiken der *piracy care* (Graziano/Medak/Mars 2021), wie die Seenotrettung geflüchteter Menschen im Mittelmeer oder die queeren Kämpfe etwa von ACT UP (Gould et al. 2019) für eine queersensible Gesundheitsversorgung (Edelman 2020; Seeck 2021).

Radical care fungiert jedoch nicht nur als Deskription bestimmter Sorgepraktiken, sondern birgt als analytisches Werkzeug auch das Potenzial, konkrete sorgende Praktiken auf ihre Radikalität hin zu

befragen und so neue Sorgeformationen zu erschließen (vgl. etwa zu Wohnpolitiken Thompson 2024). Damit gehen unterschiedliche analytische Prämissen einher: Erstens geht *radical care* von einem relationalen Verständnis von *care* aus. Dieses fußt auf dem Zusammenspiel der fünf Sorgedimensionen, welche die Begriffe *caring about* (sich sorgen um), *taking care of* (sorgen für), *care giving* (Sorgearbeit leisten), *care receiving* (umsorgt werden) und *caring with* (sich gemeinsam sorgen, solidarisch sein) umreißen und die im Wechselspiel mit anderen Menschen, Materialitäten und der Umwelt stattfinden (Tronto 2000: 27). Diese Sorgekonzeption betont die gegenseitige Abhängigkeit von menschlichen und mehr-als-menschlichen Akteur:innen (Zechner 2021) und hinterfragt damit die moderne Vorstellung autonomer Subjektivität.

Zweitens lenkt die Charakterisierung von Sorge als *radical* – in Abgrenzung zu einem „normalen“, also ausschließlich auf Erhalt und Wiederherstellung reduziertes Verständnis von Sorge – den Blick auf die machtgeladenen „materiellen Lebens- und Reproduktionsbedingungen“ (Laufenberg 2020: 104), die ein bedürfnisorientiertes Sorgen erschweren oder verunmöglichen. Denn es sind bestimmte „prekäre Sorgelagen und Sorgelücken“ (Aulenbacher/Décieux 2019: 819) sowie brüchige Sorgeinfrastrukturen, die Menschen in der permanenten Krisenhaftigkeit sozialer Reproduktion sehr ungleich treffen (vgl. Fraser 2016). Ursächlich ist häufig eine „jahrzehntelange Austeritätspolitik [...] in Kombination mit oft selektiven und mangelhaften Investitionen in Folge von Privatisierungen [...] [was] eine höchst ungleichmäßige Landschaft von Inseln mit privilegierten Versorgungsstrukturen einerseits und ausgedehnten Gebieten mit maroden Transport-, Gesundheits-, Versorgungs- und Freizeitsystemen andererseits“ zur Folge hat (Hutta/Schuster 2022: 100). Schlussendlich werden Sorgeerfordernisse in der kapitalistisch geprägten Stadt hintangestellt, „während verwertungs-, akkumulations- und profitorientierte Bestrebungen“ voranstehen (Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2014: 216).

Drittens legt *radical care* den Fokus nicht nur auf eine Kritik an bestehenden machtvollen Normen des Sorgens, sondern beleuchtet bereits gelebte Praktiken, die „über die gegenwärtigen Bedingungen seiner Konstitution hinausweisen“ (Laufenberg 2020: 102). Damit gemeint sind Praktiken, die sowohl „Vorverkörperungen und Vorwegnahmen neuer Subjektivitäten und Beziehungsweisen“ (ebd.) als auch feministische Formen der Vergesellschaftung sozialer Reproduktion (Fried/

Wischniewski 2023) möglich werden lassen. Damit einher geht die Analyse des konflikthafter, manchmal auch komplett negierenden Verhältnisses von sorgender Praxis zum Sozialstaat (Laufenberg 2018).

Viertens geraten so auch die alltäglichen Widersprüchlichkeiten, mit denen sich radikale Praktiken und Organisationsformen des Sorgens konfrontiert sehen und zu denen sie sich zwangsläufig verhalten müssen, in den Fokus der Analyse. In der wissenschaftlich-aktivistischen Debatte um Sorgende Städte werden in diesem Zusammenhang drei zentrale widersprüchliche Felder benannt. Diese sind besonders prominent in Bezug auf die Frage, *wie* eine Sorgende Stadt innerhalb der gegenwärtigen Kräfteverhältnisse ausgestaltet werden kann (Fried 2023): Zum einen sind radikal sorgende Zusammenschlüsse häufig mit der Unmittelbarkeit menschlichen oder mehr-als-menschlichen Leids konfrontiert, das so groß ist, dass die reproduktiven Ressourcen kaum für dessen bloße Verwaltung und Abfederung ausreichen. Das Ziel, über eine reine Symptombekämpfung hinaus größere Sorgetransformationen im Blick zu behalten, wird angesichts fehlender ehrenamtlicher Kapazitäten oft nicht erreicht. Zum anderen sehen sich selbstverwaltete, zivilgesellschaftlich organisierte Formen des Sorgens häufig der Gefahr ausgesetzt, von einem aktivierenden Sozialstaat als Lückenbüßer für das Versagen sozialstaatlicher Absicherung im Sinne eines „Community-Kapitalismus“ (van Dyk/Haubner 2021) in die Pflicht genommen zu werden. Problematisch wird dies, wenn durch eine sozialstaatliche Indienstnahme, paternalistische und exklusive Sorgeformationen verstärkt anstatt aufgebrochen werden (für eine Problematisierung dieser Lückenbüßerthese vgl. Laufenberg 2021). Gleichzeitig wird sorgenden Gemeinschaften oftmals auch Exklusivität und reduktionistischer Lokalismus vorgeworfen, die keine gesamtgesellschaftlichen Veränderungen befördern könnten. Nicht zuletzt findet Sorge häufig mit einem paternalistischen Impetus statt, der klare Hierarchisierungen zwischen Sorgetragenden und Sorgeempfangenden aufspannt und diese als Subjektidentitäten fixiert (van Dyk/Haubner 2021: 99). Eine partizipative Aushandlung von Fürsorge als wechselseitiger und demokratisch ausgehandelter Praxis sowie der Frage, welche Formen des Sorgens von wem und für wen es überhaupt bedarf, sieht sich oft mit institutionellen Hürden und hegemonialen Sorgesubjektivierungen konfrontiert.

Fünftens bringt eine analytische Praxis der radikalen Benennung bestimmter sorgender Praktiken als dichotom verstandenes Gegenüber

immer wieder auch die kritisierte Norm mit hervor (Edelman 2020: 113). Dabei gibt das Attribut radikal – ähnlich wie bei zeitgenössischen Formulierungen wie „radikale Zärtlichkeit“ (Kurt 2021) – eine kritische Distanzierung von der heterosexuellen Kleinfamilie und vom Staat als zwei zentralen herrschaftsförmigen Institutionalisierungen von Sorgeverhältnissen vor, bekräftigt diese aber zugleich.

Zusammenfassend birgt *radical care* als konzeptionelles Prisma das Potenzial, gegenwärtige Sorgepraktiken und Organisationsformen des Sorgens mit all ihren Widersprüchlichkeiten analytisch zu fassen. *Radical care* richtet den Blick auf die strukturellen Bedingungen des Sorgens und die Möglichkeiten, transgressive Sorgeformationen zu erschließen. Operationalisiert habe ich diesen analytischen Anspruch mit einem sorgend-ethnographischen Forschungsansatz, den ich im Folgenden skizziere.

2. Forschungsdesign: Die Küche als sorgend-ethnographische site

Neben dem Gesundheitssektor, der Pflege und der Kinderbetreuung gelten vor allem Küchen in ihrer schon immer engen Verzahnung mit Geschlechterverhältnissen und der Organisation des Wohnens bereits seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in West- und Osteuropa als zentrale feministische Experimentierfelder urbaner Sorgetransformation (Kitchen Politics 2023: 9). So zeigten bereits die städteplanerischen Diskussionen im Roten Wien architektonische Vorschläge für die Reorganisation von Sorgearbeit, beispielsweise in Form von Einküchenhäusern als utopischem Vorschlag zur Kollektivierung ebendieser (Duma 2023: 154 f.). Aber auch die Frauenbewegung der 1968er oder die marxistisch-feministische Forderung nach *Lohn für Hausarbeit* stellte die Küche als Ort des *counter plannings* beziehungsweise des Aufstands ins Zentrum. Neben baulichen Veränderungen lässt sich das transformative Potenzial von kollektiven Küchen wie Demoküchen, Küchen für Alle (KüFas) oder Volxküchen in der alltäglichen Organisierung sozialer Bewegungen verorten:

„Placing the kitchen at the center of social mobilization implies a shift in the ways in which activists think of politics and engage with the communities around them. Caring becomes more relevant than leading, listening to the needs of people a more useful skill than mastering the arts of public speaking. Learning how to run a collective kitchen exercises the capacities to work together

towards a common aim. A revolution built around the kitchen does not sever body and mind, collective dreams and individual needs, the discussion about the structures and the small gestures through which another world gleams in the capitalist desert.“

(Ruiz Cayuela/Armiero 2022: 68)

Bei meiner Feldforschung schaute ich mir eine Küche näher an, die *ada_kantine* in Frankfurt-Bockenheim. Dort kochen und servieren variable Küchenteams freitags bis montags bis zu 300 Mahlzeiten pro Tag. Besonders an Sonntagen reisen einige der Gäst:innen auch aus entfernteren Stadtteilen Frankfurts an, viele kommen jedoch aus Bockenheim und Umgebung. Die ehrenamtliche Arbeit wird über einen Online-Schichtplan organisiert, in den sich alle kurzfristig verpflichten können – wahlweise für eine Service-, Küchen-, Empfangs- oder Spülschicht oder zur Abholung von Lebensmitteln, etwa vom Wochenmarkt. Wer mitmachen will, sollte einmalig ein *Onboarding*-Treffen besuchen und eine Hygieneschulung durchlaufen. Entscheidungen werden konsensbasiert im Plenum getroffen. Durch ihren politischen Anspruch, eine Küche zu sein, „die sich mit ihrem Handeln gegen soziale Ungerechtigkeit, gegen gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und für einen nachhaltigen Umgang mit den planetarischen Ressourcen einsetzt“ (Feldnotiz vom 21.9.2022), grenzt sich die *ada_kantine* explizit von bestehenden Orten der Versorgungsinfrastruktur mit Lebensmitteln und warmen Mahlzeiten wie Tafeln oder Bedürftigenpeisungen kirchlicher Träger ab. Durch ihre Einzigartigkeit im deutschsprachigen Raum ist sie eine geeignete ethnographische *site* zur Erforschung urbaner Sorgetransformationen.

2.1. Sorgend im Feld

Zur Erforschung des alltäglichen Sorgens in einer Küche entwickelte ich einen Forschungsansatz, den ich, inspiriert von Francis Seeck (2021: 35 ff.) als „Sorgende Ethnographie“ bezeichne. Darunter verstehe ich eine engagierte Forschungsweise, die ein relationales Verständnis von Sorge nicht nur bezogen auf den Forschungsgegenstand herausarbeitet, sondern auch in der Praxis der Feldforschung ernst nimmt. Das drückt sich für mich erstens darin aus, dass ich mein persönliches „besorgt-sein-um“ (*caring about*), die „strukturelle Verwundbarmachung bestimmter Körper“ (Govrin 2022), zum Ausgangspunkt genommen habe, um das

Sorgen in der ada_kantine überhaupt erst als gesellschaftspolitisch relevantes Forschungsfeld zu konstruieren.

Zweitens leistete ich im Sinne eines „researcher volunteering“ (Williams 2016: 515) im Jahr 2022 acht Monate lang mit meinen körperlich-emotionalen Ressourcen Sorge (*care-giving*). Ich übernahm Küchen-, Service- und Spülschichten, schnitt kiloweise Äpfel, bis ich Blasen am Daumen hatte, servierte Essen an Gäst:innen, sortierte gerettete Lebensmittel im Kühllager, diskutierte auf Plena, schrieb Protokolle, schob Mülltonnen hinaus, bezog bei kleineren Konflikten Position, reinigte Toiletten, war künstlerisch an der „Akademie der Radikal Sorgetragenden“ im Oktober 2022 beteiligt und bot bei einem internen Ada-Wochenende selbst einen Workshop zu kollektiver Selbstfürsorge und nachhaltigem Aktivismus an. Leitend war für mich dabei die Frage, wie dort Sorge organisiert, praktiziert und erlebt wird.

Drittens wurde ich auch von meinen Forschungspartner:innen wertschätzend umsorgt (*care receiving*), beispielsweise indem ich Ratschläge bekam, wen ich noch für ein Interview anfragen könnte oder indem ich ermutigt wurde, auch mal eine Pause zu machen und etwas zu essen. Darüber gaben mir einige Interviewpartner:innen die Rückmeldung, dass „unser Gespräch eine Bereicherung im eigenen Nachdenken über die ada“ gewesen sei (Feldnotiz vom 17.6.2022).

Viertens nehme ich eine relational-sorgende Haltung auch in Bezug auf die Prozesse des Lesens, Schreibens und Diskutierens meiner ethnographischen Forschung ein. Die Literatur, zu der ich im Laufe meines Erkenntnisprozesses in Beziehung trat und die mich emotional-affektiv berührte, begreife ich als „Text, dessen Begleitung dich dazu gebracht hat, einem Pfad zu folgen, der noch nicht besonders ausgetreten war“ (Ahmed 2017: 31). Auch die fürsorglichen kollegialen Beziehungen innerhalb der Universität, bei denen sich symbolische Wertschätzung zumeist in Danksagungen ausdrückt, machen das Sorgegeflecht dieses Textes deutlich – ebenso wie die Frage, wessen Wissen ich im Sinne einer feministischen Politik des Zitierens repräsentiere (ebd.).

Insgesamt wurde ich während meiner Feldforschung zunehmend Teil des fürsorgenden Beziehungsgeflechts in der ada_kantine. Ich gestaltete mein Feld immer aktiver mit, obwohl ich zu keinem Zeitpunkt das Gefühl hatte, dass meine Anwesenheit unentbehrlich wäre. Ich erfuhr Sorgende Ethnographie als einen wechselseitigen Prozess des Unterstützens und Unterstützt-Werdens. Meine Positionierung als Forscherin verschwamm

dabei oftmals mit jener als Aktivistin, Gästin oder Teil des künstlerischen Teams der Akademie. Das spiegelte sich sowohl in der Weise wider, wie ich von anderen gelesen und angesprochen wurde als auch in meinen Notizen im Feldtagebuch. Für Seeck (2021: 69) zeichnet sich eine Sorgende Ethnographie auch dadurch aus, dass sie „den Blick auf Sorgearbeit und Sorgebeziehungen, beides oft unsichtbare Bestandteile ethnographischer Praxis, [legt]; gemeint sind Sorgebeziehungen im Feld und die Selbstsorge und Fürsorge, die die forschende Tätigkeit überhaupt ermöglichen. Eine Sorgende Ethnographie nimmt Machtdynamiken und Machtungleichgewichte im Forschungsprozess kritisch in den Blick, auch in Bezug auf die Frage, wer von der Forschung profitiert und für wen sie zugänglich ist.“ So hatte ich beispielsweise einen sehr guten Zugang zum Feld, einerseits weil mir basisdemokratische Organisationsstrukturen bereits vertraut waren und ich mich selbstbewusst in ihnen bewegen konnte, und andererseits, weil ich Frankfurt und den politischen Diskurs rund um den Kulturcampus Bockenheim bereits vorher schon gut kannte.

2.2. Datenerhebung und -auswertung

Im Rahmen meiner sorgenden Ethnographie hielt ich in Feldnotizen und Sprachaufnahmen meine alltägliche Eindrücke davon fest, wie in der *ada_kantine* Sorge geleistet wird. Neben dichten Situationsbeschreibungen hatte dies den Zweck, meine Positionalität und Involviertheit sowie meine unterschiedlichen Rollen im Feld zu reflektieren (Genz 2020: 19 f.) sowie erste Überlegungen zur Konzeptualisierung des Erlebten festzuhalten. Darüber hinaus führte ich semistrukturierte Leitfadenterviews, darunter drei Einzelinterviews und sieben Interviews mit zwei Personen. Das Sampling fand nach dem Schneeballprinzip statt, wobei ich immer eine Person für ein Interview anfragte und sie bat, mir eine weitere Person für ein Tandeminterview vorzuschlagen. 15 Personen interviewte ich in ihrer Rolle als *adaist:in* und zwei in ihrer Rolle als *Gäst:in*. Die befragten *adaist:innen* waren zum jeweiligen Zeitpunkt des Interviews unterschiedlich lange und unterschiedlich intensiv in der *ada_kantine* aktiv. Zwar war es mir möglich, während meiner Serviceschichten Gespräche mit einigen *Gäst:innen* zu führen, meiner Anfrage nach einem formellen Interview wurde jedoch häufig mit Skepsis und Ablehnung begegnet (Feldnotiz vom 17.6.2024). Die Datenerhebung und die Auswertung des ethnographischen Materials folgte einem interpretativen Ansatz, der offenes und sequenziertes Codieren beinhaltete. Sämtliche Namen

in diesem Artikel wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte und in Absprache mit den Interviewpartner:innen pseudonymisiert, wobei ich die geschlechtliche Konnotation der Vornamen ebenso beibehielt wie Konnotationen zur ethnischen Herkunft (Nimführ 2023).

3. Empirie: Sorgende Praktiken in der ada_kantine

Im Folgenden arbeite ich anhand dreier konkreter sorgender Praktiken heraus, wie im Alltag in der ada_kantine Sorge geleistet und empfangen wird, welche Herausforderungen damit einhergehen und inwiefern dabei hegemoniale Sorgeverhältnisse herausgefordert werden.

3.1. Essen am Tisch servieren

In der ada_kantine müssen Gäst:innen nicht an einer Essensausgabe warten, sondern bekommen ein frisch zubereitetes veganes Drei-Gänge-Menü am Tisch serviert. Ein interviewter adaist beschrieb die Idee dahinter folgendermaßen:

„[D]ieser Restaurantgedanke, der in der ada getragen wird, kommt nicht von ungefähr. Wir könnten uns das Leben viel leichter machen, wenn die Leute sich da in eine Schlange stellen würden und mit ihrem Teller an der Essensausgabe vorbeigingen. Aber das haut ja genau in diese Kerbe, wir wollen auch ermöglichen, dass Menschen so dieses Restaurant-Feeling haben, dass sie bedient werden, dass sie sich mal verwöhnen lassen können. Dass es einfach mal ein bisschen mehr ist als nur ‚hier haste ne Dose Nudelsuppe‘.“

(I: adaist Luc, 28.9.2022)

Der Anspruch, ein *Restaurant für alle* zu sein, drückt sich auch darin aus, dass im Empfangsbereich der ada_kantine kein Nachweis der Bedürftigkeit erforderlich ist, wie beispielsweise ein amtlicher Bescheid über den Bezug von Sozialleistungen, wie ihn Tafeln oder karitative Einrichtungen verlangen. Denn, „wir sind hier keine Bedürftigenspeisung im klassischen Sinne, wo Leute sich erst mal abgrenzen müssen als bedürftig, um dann hier essen zu können“, formuliert es ein adaist (I: adaist Kai, 28.9.2022). Auch die Ausgabe von Lebensmitteltüten unter dem Motto „Inflation frisst Lebensmittel“ stand „unabhängig vom Status und auch für Menschen ohne Kochmöglichkeiten zur Verfügung [...]“. Denn die steigenden Lebensmittelpreise treffen die unterschiedlichsten Gruppen an Menschen“ (I: adaist Emil, 24.6.2023). Die seit Projektbeginn

stetig steigende Nachfrage nach Lebensmitteltüten, warmen Mahlzeiten, aber auch nach einem Ort zum Aufenthalt und Wärmen machen deutlich, dass Ernährungssicherung in Frankfurt keineswegs gegeben ist. Vielmehr sind „Tafeln und Suppenküchen wesentlich für die Ernährungssicherung von Millionen Mitbürger:innen geworden – und doch nicht in der Lage, alle bedürftigen Menschen zu erreichen noch die Ernährungssicherheit langfristig zu verbessern“ (Monetti 2023: 331). Doch auch diese Almoseninfrastruktur kommt zunehmend an ihre Belastungsgrenzen. Der steigende Bedarf und der gleichzeitige Rückgang von Spenden führen bundesweit zu einem Ausnahmezustand bei der Verteilung von Lebensmitteln (ebd.). Gleichzeitig werden die Tafeln dafür kritisiert, dass sie einen Beitrag zur Aufrechterhaltung einer mangelhaften Versorgung und eine kategorische Exklusivität innerhalb dieser Versorgungsstrukturen leisten (Lorenz 2010: 11).

Indem hochwertiges und schön angerichtetes Essen am Tisch serviert wird und Lebensmitteltüten unabhängig vom Einkommen ausgegeben werden, finden in der *ada_kantine* dagegen Sorgepraktiken statt, die Gäst:innen nicht explizit als bedürftige Personen markieren. Darüber hinaus kann das Servieren von Essen und das Sich-Bedienen-Lassen sowohl von Gäst:innen als auch *adaist:innen* als eine performative Arbeit verstanden werden. Diese birgt das Potenzial, klassisch-karitative Sorgesubjektivierungen wie bittstellende Bedürftige und fürsorgliche Ehrenamtliche für den „Moment der Begegnung“ (Gabauer et al. 2022: 11) am Empfang oder am Tisch zu irritieren. Subjektpositionen werden dabei nicht als fixe Identitäten hervorgebracht, sondern in einem sozio-materiellen sowie in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebetteten Gefüge und somit als wandelbar begriffen. Darüber hinaus wird in der *ada_kantine* immer wieder darüber diskutiert, das Angebot auszuweiten und etwa Rechtsberatungen, mobile Friseursalons oder sozialarbeiterische Tätigkeiten anzubieten, die den Restaurantcharakter ergänzen könnten. Hier zeigt sich jedoch eine grundlegende Skepsis:

„Aliya: Wir wollen ja auch eigentlich nicht nur ein Ort für Bedürftige sein, sondern wir wollen, dass alle Leute herkommen und es sich eben vermischt. Und dann ist natürlich die Frage, wenn wir solche Angebote schaffen, sorgen wir nicht dann dafür, dass sich die [*adaist:innen*, Gäst:innen mit Bedarf nach solchen Angeboten und Gäst:innen ohne Bedarf an solchen Angeboten] gegebenenfalls wieder ein bisschen trennen? Oder würde das überhaupt

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

wahrgenommen werden, weil es natürlich auch immer wieder eine Hürde ist? Und dann ist es vielleicht auch cooler, dass es halt solche Angebote woanders gibt, wo die Leute hingehen können. Und dass hier ein Ort ist, der Normalität an der Stelle bietet.

Nils: Ja, und dann gäbe es ja auch wieder Expert:innen und Leute, die Leistungen in Anspruch nehmen. Und das ist ja eigentlich hier nicht der Fall. Und ich glaube, das hat auch seine Vorteile.“

(I: adaist:innen Aliya und Nils, 26.6.2022)

Dass die beiden die Idee einer „gesonderten und damit auch sondernden Infrastruktur“ (Jahre/Schmiz 2023) ablehnen, unterstreicht den Versuch, Sorgeleistungen nicht als „gruppenspezifisches Angebot“ (ebd.) mit klarer Hierarchie zwischen Helfenden und Empfangenden zu organisieren. Auch andere Sorgepraktiken, etwa die Nachfrage, wie das Essen tatsächlich geschmeckt hat (I: adaistinnen Milena und Deborah, 30.9.2022), geben erste Hinweise auf mögliche Verschiebungen innerhalb der Widersprüche zwischen einer oftmals paternalistischen Praxis der Almoseninfrastruktur in Deutschland und dem „Anspruch, hier ein solidarischer Ort zu sein, in dem Menschen völlig losgelöst davon, was sie auf dem Konto haben, was sie für einen Pass haben oder so, einfach herkommen können“ (I: adaist Luc, 28.9.2022).

In solchen Momenten wird Sorge in der ada_kantine radikal insofern, als sie zeigt, dass „es nicht sozial-schwache Menschen [gibt], sondern ein sozial-schwaches System, dass es erst möglich macht, dass Menschen auf der Straße leben“ (Heindl 2022). Die Praktik des Servierens von Essen ist nicht nur eine nette Geste, vielmehr steckt darin eine grundlegende Kritik an der gegenwärtig von Klassismus geprägten Versorgung mit Lebensmitteln für marginalisierte Personengruppen, etwa wohnungslose Menschen.

3.2. Neue Räumlichkeiten suchen

Der Mietvertrag für die Räumlichkeiten auf dem alten Campus in Bockenheim, in der die ada_kantine kocht, war von Anfang an nur befristet – als Zwischennutzung. Die Frage, ob die ada_kantine weiter bestehen kann und wo sie hinziehen könnte, wird in der Arbeitsgruppe „ada bleibt!“ diskutiert. Einen Raum mit Kochgelegenheit und Platz für Gäst:innen sicherzustellen, ist angesichts der Zwänge wettbewerbsorientierter Stadtentwicklung eine komplexe Herausforderung. Seit einiger

Zeit gibt es die Hoffnung, in ein anderes Gebäude auf dem alten Campus umziehen zu können – das Juridicum:

„Wenn es jetzt zum Beispiel um den Umzug ins Juridicum geht, dann werden wir getragen vom Sozialdezernat in Frankfurt, die nämlich die Idee haben, da kommen Geflüchtetenwohnungen rein. Und wenn du dann als Sozialdezernentin denkst, die [Geflüchteten] können wegen Brandschutz dort nicht kochen, müssen aber irgendwo essen und dann könnte man da eine Küche einrichten, dann kann die ada das machen. Aber [...] das Projekt muss immer aufpassen, dass es sich gerade nicht von Institutionen sozusagen auf so einen Schlitten setzen lässt. Zu sagen, dann macht ihr das halt für uns, dann sind wir eine Sorge los. So ehrbar das auch ist, finde ich, dass die ada da so ein bisschen eine andere Perspektive hat.“

(I: adaist Kai, 28.9.2022)

Kai rekurriert hier mit der Metapher der Schlittenfahrt auf die Gefahr, dass die ada_kantine als kostenlose ehrenamtliche Ressource für die sozialstaatliche Krisenbearbeitung – in diesem Fall bei der Verschränkung von Care- und Ernährungskrise – in die Pflicht genommen wird (van Dyk/Haubner 2021). Über diese Gefahr wird intern diskutiert:

„Es ist auch die Frage, was wir als ada der Stadt eigentlich abnehmen an ‚Sorge‘ (lacht etwas), also und auch an strukturellem Mangel. Und da Parallelstrukturen aufzubauen, war immer eine kritische Frage, auch als wir uns [um die Nahrungsversorgung] für Geflüchtete aus der Ukraine gekümmert haben.“

(I: adaistin Lilly, 22.9.2022)

Für ihr Fortbestehen ist die ada_kantine dringend auf neue Räumlichkeiten angewiesen – und damit auch auf die Gunst der zuständigen Sozialdezernentin. Wie ein strategisches Sich-Indienstnehmen-Lassen aussehen kann und zu welchen Kompromissen die ada_kantine bereit ist, um einen neuen Raum zu erhalten, wird häufig im Plenum thematisiert. Gleichzeitig wird klar, dass die bloße Forderung nach mehr staatlichen Sorgeleistungen zu kurz greift:

„Ich glaube nicht, dass man einfach so eine politische Forderung ‚der Staat muss das alles ersetzen‘ [anbringen sollte], weil das kann er in der Vielschichtigkeit gar nicht ersetzen. Man kann jetzt nicht

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

nur sagen, der Staat sollte vielleicht Leistungen erhöhen, das kann man vielleicht auch sagen, aber der Staat soll sich nicht wieder alleine (betont) um alle Bedürfnisse der Menschen kümmern, sondern Initiativen wie die ada daran teilhaben lassen. Die [Initiativen] muss es schon immer geben, weil du damit wesentlich vielschichtiger Bedürfnisse befriedigen kannst, als so eine Verwaltung, die ja immer sagen muss, wir haben 1000 Leute, die kommen aus da und daher und deswegen behandeln wir die alle gleich. Und diese Gleichmacherei entspricht ja gar nicht dem Wesen von Menschen (lacht), sondern, also ich glaube, da spielt die ada schon eine Rolle, wenn du fragst, wo werden doch so Grundbedürfnisse befriedigt, die der Staat nicht befriedigt, aber ich weiß gar nicht, ob der die so gut befriedigen kann.“

(I: adaist Kai, 28.9.2022)

In solchen Momenten wird Sorge in der ada_kantine insofern radikal, als hier die Frage virulent wird, inwiefern sich städtische Sorgepolitiken durch rebellische Praxen der Selbstorganisation umgestalten lassen. So skizziert auch Tine Haubner in Bezug auf ihre Analyse zum Community-Kapitalismus: „Es geht darum, die Polarität zwischen öffentlicher und privatwirtschaftlicher Daseinsvorsorge aufzubrechen und die Rolle des Öffentlichen dahingehend neu zu denken, dass sie im Zusammenspiel mit Zivilgesellschaft neu bestimmt wird.“ (Haubner 2023) Konkret deutet sich in der Frage nach einer rebellischen Selbstorganisation an, wie die neoliberale Strategie eines Outsourcings von Sorge umgekehrt und im Sinne eines Insourcings (Saltiel/Strüver 2022: 161) oder einer *bottom-linked governance* (Vollmer/Calbet i Elias 2022: 21) umgestaltet werden könnte. Damit ist der Versuch gemeint, zivilgesellschaftliche und aktivistische Forderungen (in diesem Fall „ada bleibt!“) in kritischer Zusammenarbeit mit sozialstaatlichen Akteur:innen sicherzustellen. Um durch diese Zusammenarbeit nicht in neoliberaler Manier eine einseitige Entlastung des Staates zu befördern, sondern kooperative Strategien auf Augenhöhe zu ermöglichen, schließt die ada_kantine sich mit anderen Initiativen zum Bündnis „Kulturcampus selber machen“ zusammen (Feldnotiz vom 25.6.2024). Gemeinsam mit dem Studierendencafé KOZ, der zeitweise besetzten Dondorf-Druckerei sowie dem Offenen Haus wird mit der Stadt über Raumnutzungsmöglichkeiten des alten Universitätscampus Bockenheim verhandelt – jenseits kapitalistischer

Verwertungslogiken. Klar ist, dass es der ada_kantine nicht nur um eine Verbesserung staatlicher Daseinsvorsorge geht, sondern um das politische Eintreten für ein bedürfnisorientiertes und demokratisches Mitentscheiden darüber, wie diese ausgestaltet werden kann. Denn die Komplexität von Sorgebedürfnissen können staatlich professionalisierte Sorgeangebote bislang gar nicht vollständig abdecken. Damit schreibt sich in die Suche nach Räumlichkeiten immer auch die Forderung nach sicheren Rahmenbedingungen für ein umfassenderes Sorgeangebot ein.

3.3. *Sich um das Team kümmern*

Seit drei Jahren, so erzählte mir adaistin Lina, „haben wir es immer geschafft, irgendwas Leckeres auf den Tisch zu stellen, und wenn es dann nur Eintopf gab“ (I: adaistin Lina, 4.6.2022). Doch gerade während des Sommerlochs oder in besonders stressigen Hochphasen kommt das Team mit Catering, Lebensmittelabholungen und über 200 Gäst:innen an Spizentagen doch an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Während der oft hektischen Betriebstage, so Lina weiter, „merkt man gar nicht selbst, in was für Stresssituationen man so reinkommt“ (ebd.). Im Kantinenalltag besteht eine Herausforderung für die adaist:innen darin, den Bedarf an Fürsorge abzudecken. Sie fragen sich, was mit den knappen Ressourcen realisiert werden kann. Durch den steigenden Bedarf an warmen Mahlzeiten und die prekären sowie sehr flexibel organisierten ehrenamtlichen Strukturen entstehen Care-Lücken und Überlastungen im Team. Die alltägliche Sorgearbeit ist zwar anstrengend und erschöpfend, gleichzeitig betonen viele adaist:innen den sinnstiftenden sowie struktur- und energiegebender Charakter ihrer Tätigkeit. Auf den Plena thematisieren sie Lösungsvorschläge, wie das Team mit Kapazitätsengpässen umgehen kann, damit der „ada Organismus“ (I: Enno, 27.6.2022) nachhaltig funktioniert und adaist:innen nicht über ihre Grenzen gehen müssen. Die Strategien reichen von „notfalls Lebensmittel wegwerfen, bevor dann Leute auf dem Zahnfleisch gehen“ über „das Küchenteam soll bei der Essensplanung auch schauen, wie viele im Service und in der Spülküche sind und dann Geschirr reduzieren“ bis hin zu dem Vorschlag, „bevor Leute ausbrennen, können wir auch Betriebstage und die Komplexität beim Essen reduzieren. Die Entspannung, die daraus entsteht, haben manche noch gar nicht erlebt.“ (Feldnotiz vom 20.9.2022)

In meinen Gesprächen mit adaist:innen wurde deutlich, dass neben den bei Plena besprochenen Ansätzen, mit den alltäglich zu hohen

Anforderungen umzugehen auch auf individueller Ebene unterschiedliche Strategien existieren, die beim alltäglichen Miteinander thematisiert werden: So sehen viele adaist:innen die Möglichkeit, anders als in gängigen Lohnarbeitskontexten „die eigene Frequenz zu finden“ (I: adaist Moritz, 4.6.2022), etwa in Bezug auf die Häufigkeit, mit der sie eine Schicht übernehmen, auf das Arbeitstempo oder auf die Anzahl und Länge von Pausen. Sie beschreiben die ada_kantine als Ort, der die Möglichkeit gibt, im Vergleich zu gängigen Lohnarbeitskontexten „die eigene Frequenz zu finden“ (I: adaist Moritz, 4.6.2022) und „auf sich selbst hören zu lernen“ (I: adaistin Nathalia, 4.10.2022). Dass der Kantinenbetrieb in einem ehrenamtlichen Kontext stattfindet, in dem „man auch viel Nein sagen darf“ (Feldnotiz vom 13.09.2022), wird im Plenum immer wieder deutlich. Mehrere adaist:innen verwiesen darauf, dass die ada_kantine für sie ein Lernraum ist, an dem sie individuell Nein-Sagen erlernen und einen Umgang des Teams mit individuellen Neins als Form der Selbstfürsorge etablieren können: „Es die Aufgabe der anderen, sozusagen keinen Rechtfertigungsdruck aufzubauen“ (ebd.), wenn ein:e adaist:in zu einer an sie herangetragenen Aufgabe nein gesagt hat. Neben dem Umgang mit Neins haben sich in der ada_kantine weitere kollektive Selbstfürsorgestrategien etabliert, etwa das gemeinsame Essen beim Plenum oder das gegenseitige Nachfragen, ob jemand schon Pause gemacht hat.

Die entstehende Atmosphäre befördert das individuelle Eintreten für die eigenen Bedürfnisse und ermöglicht kollektive Strategien, diese in ihrer Heterogenität zu unterstützen. Dabei bleiben zwangsläufig Spannungen zwischen Flexibilität und Verbindlichkeit im Ehrenamt bestehen: Zum einen führen Wissenshierarchien innerhalb des Teams dazu, dass einige wenige adaist:innen einen höheren *mental load* haben, während viele Helfende das Ausmaß an Aufgaben gar nicht überblicken und mitdenken können. Während eines internen Ada-Wochenendes entstand ein großes Wandplakat, das Arbeiten visualisiert und der Disbalance begegnen und einen Wissenstransfer über die internen Abläufe generieren soll. Dieser Transfer funktioniert jedoch nur bedingt in einem Ehrenamt, das keiner langen Einarbeitungszeit bedarf: Diejenigen, die häufig und schon lange dabei sind, sind oftmals auch dieselben, die sich eher verpflichtet fühlen, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen oder bei großen Lücken im Schichtplan einzuspringen. Damit sind sie langfristig eher der Gefahr einer Überlastung ausgesetzt. Zum

anderen stellt man in der ada_kantine die in ehrenamtlichen Kontexten gängige Notwendigkeit von Verbindlichkeit trotz hoher Flexibilität durch die emotional-affektive Ebene des Sich-aufeinander-Beziehens und ein geteiltes Verantwortungsgefühl für die Aufrechterhaltung des Betriebs her – im Gegensatz zu Strategien der Herstellung von Verbindlichkeit über klar festgelegte Arbeitszeiten oder an bestimmte Personen gebundene Aufgabenbereiche. Ein Verantwortungsgefühl entsteht für viele dadurch, dass die ada_kantine sowohl für Helfende als auch Gäst:innen ein wichtiger Ort für die eigene Selbstfürsorge ist. So erzählt eine adaistin: „Also tatsächlich ist es so, dass während den Lockdownphasen weiß ich nicht, wie es mir psychisch gegangen wäre, wenn die ada nicht da gewesen wäre [...]. Weil das einfach der Ort war, wo man Menschen getroffen hat, wo ich mit anderen Leuten was essen konnte, wo ich was zu tun hatte, wo’s halt irgendwie ein bisschen normal war“ (I: adaistin Aliya, 26.6.22). Der Kantinenbetrieb ist seit Beginn des Projekts im Sommer 2020 durchgängig geöffnet, wenn auch zu Pandemiezeiten mit geringeren Kapazitäten für Gäst:innen, ausschließlich draußen und mit strengen Hygienevorschriften. Andere adaist:innen berichten, dass die ada_kantine auch jenseits von Lockdowns „unglaublich viel Halt und Struktur“ gebe (I: adaist Nils, 26.6.2022) und wie schön es sei, „einen Ort zu haben, wo man eigentlich zu vielen Zeiten irgendwie einfach hinkommen kann, und man jemanden sieht, den man dann kennt oder mag oder so diese Gemeinschaft hat“ (I: adaistin Deborah, 30.9.2022). Mehr noch, sei „die ada ein Ort, der in manchen Extremsituationen schon auch ein bisschen ein Auffangnetz sein kann. Ja so psychosozial, dass man Unterstützung findet und dann auch gekoppelt mit materiellen Ressourcen“ (I: adaist Nils, 26.6.2022).

In solchen Momenten wird Selbstfürsorge in der ada_kantine radikal insofern, als der relationale Charakter von Selbstfürsorge anerkannt und damit einer neoliberalen und westlichen Vorstellung individualisierter Selbstfürsorge entgegengetreten wird. Das gegenseitige Beachten und kollektive Sorgen umeinander irritiert die Idee eines autonomen selbstfürsorglichen Subjekts (Fokianaki 2021). Durch die Verankerung einer Ebene der Reflexion über individuelle und kollektive Ressourcen sowie Möglichkeiten der Selbstfürsorge festigt sich diese Anerkennung. Diese radikal-selbstfürsorglichen Versuche bringen im Alltag prekärer ehrenamtlicher Arbeit jedoch Herausforderungen mit sich: Die Möglichkeiten, die Kapazitätsengpässe und die wachsenden Anforderungen an die

ada_kantine intern abzufedern, sind begrenzt und stets von Kurzlebigkeit, Unsicherheit und Geringschätzung des Ehrenamts geprägt. Die finanziellen, zeitlichen oder zwischenmenschlichen Möglichkeiten, sich hinreichend um sich selbst zu sorgen – und damit langfristig auch die Voraussetzungen zur Sorge um andere mitzubringen, sind höchst unterschiedlich verteilt. In der ada_kantine wird zwar auf die strukturellen Bedingungen der Selbstfürsorge im sorgenden Alltag hingewiesen. Die Möglichkeiten, entsprechende Ressourcen zur Verfügung zu stellen – etwa durch die Schaffung bezahlter Stellen oder die Bereitstellung eines Ortes zum Aufwärmen oder Schlafen neben dem Essen – überschreiten jedoch schnell den eigenen Handlungsspielraum. Gleichzeitig gibt es diverse Versuche einer Distanzierung vom Alltagsgeschäft beziehungsweise von einer bloßen Verwaltung von Armut, beispielsweise bei politischen Picknicks, während interner Ada-Wochenenden oder in künstlerisch-performativen Diskursformaten. Diese sollen eine kritische Bezugnahme auf diese Bedingungen ermöglichen. So wurde beispielsweise beim Symposium „Akademie der radikal Sorgetragenden“ im Oktober 2022 in der ada_kantine nicht nur über Sorgearbeit diskutiert. Vielmehr wurde die ada_kantine als Bühne so inszeniert, dass unter dem Motto „how to be not too careful, but full of care?“ zwei Tage lang Sorgetätigkeiten im Vordergrund standen (andpartnersincrime 2022).

4. Von einer radikal sorgenden Stadtteilkantine zu einer radikal sorgenden Stadt?

Die Ergebnisse meiner Sorgenden Ethnographie in der ada_kantine verdeutlichen, wie in den alltäglichen Sorgepraktiken, mit denen hier experimentiert wird, gleichzeitig hegemoniale Sorgeverhältnisse herausgefordert werden: Beim Servieren von Essen wird als performativer Akt versucht, die paternalistischen Vorstellungen von Bedürftigkeit und damit einhergehende Sorgesubjektivierungen aufzubrechen. Auch beim Prozess der Suche nach neuen Räumlichkeiten wird deutlich, dass ehrenamtlich geleistete Sorgearbeit nicht davor gefeit ist, zum Spielball städtischen und damit sozialstaatlichen Zurücklehnens zu werden. Die Radikalität des Sorgens wird hier im konflikthaften Verhältnis zur Stadt deutlich. Die Suche zeichnet sich dadurch aus, dass die Gefahr der Vereinnahmung aktiv mitgedacht oder strategisch in Kauf genommen wird und man einen entsprechenden Diskursraum initiiert. Nicht zuletzt zeigt sich anhand

zahlreicher Strategien kollektiver Selbstfürsorge eine radikale Kritik am neoliberal geprägten Verständnis von individueller Selbstfürsorge.

Im Mikrokosmos einer solidarischen Stadtteilkantine werden hier tagtäglich konflikthafte Formationen des Sorgens erprobt, deren Radikalität sich trotz unmittelbarer Armutsverwaltung durch ein widersprüchliches Experimentieren mit alternativen Sorgepraktiken auszeichnet. Auch adaist:in Ida skizziert, dass „die ada_kantine halt ein Ort ist, der so ein bisschen eine Form von Wirklichkeitsbehauptung macht und im Prinzip so ein Theater der Potenzialität ist, in dem Sinne, dass dort Sachen probiert werden, die vielleicht an anderen Orten als nicht möglich erscheinen, und eine andere Form von Zusammenkommen dort möglich ist [...]. Und natürlich haben wir darin total viele tote Winkel.“ (I: Ida, 17.5.2022) Barbara Fried (2023) betont in der Debatte um Sorgende Städte, wie wichtig solche Orte sind – als transformative Einstiegsprojekte für eine Sorgende Stadt, „die dort ansetzen, wo die alltägliche Care-Krise stattfindet und überwunden werden kann“. Daran anknüpfend möchte ich abschließend anhand dreier Teilaspekte umreißen, welchen Beitrag das radikale Sorgen in der ada_kantine zu einer „sorgende Urbanisierung“ (Strüver 2021: 169) leisten kann.

Erstens kann die ada_kantine als Stichwortgeberin für die kollektive Mitbestimmung im Sinne eines demokratischen Umbaus der Daseinsvorsorge fungieren. Neben einer grundsätzlich basisdemokratischen Organisation im Team zeigt sich das auch an einem tatsächlichen Interesse an den Sorgebedürfnisse der Gäst:innen anstelle paternalistischer und universeller Annahmen über Sorgebedarfe. So werden beispielsweise im Rahmen von Weihnachtsaktionen konkrete Wunschlisten eingefordert und Wünsche nach Möglichkeit erfüllt, anstatt standardisierte Geschenke als altruistische Gesten auszugeben (I: adaistin Feli, 29.9.2022). Auch wird an einer Demokratisierung gearbeitet. Die ansonsten oftmals hierarchisch strukturierte und starre Gegenüberstellung von Sorgeempfangenden und Sorgetragenden ist in der ada_kantine bewusst poröser. Ein Rollenwechsel zwischen Gäst:in und adaist:in ist möglich, wird aber keineswegs erwartet. Augenscheinlich wird hier die Aushandlung darüber, wie Partizipation möglich ist. Die Partizipation ist keineswegs verpflichtend und Phasen des Engagements dürfen in Phasen des Sich-Bedienen-Lassens übergehen und andersherum. So werden beispielsweise Menschen, die eher als adaist:innen gelesen werden am Empfang häufig gefragt: „Ach schön, bist du heute einfach

nur zum Essen hier?“. Dieser poröse Charakter stellt die Relationalität des Sorgens heraus, ohne diverse (De-)Privilegierungsmechanismen des Sorgetragens und -empfangens zu unterschlagen. Der Rollenwechsel ermöglicht es Menschen auch, eine temporär sorgetragende Position einzunehmen, was ihnen auch viel zurückgeben kann. Gleichwohl geht mit dieser Porosität auch eine durchaus erwünschte Niedrigschwelligkeit und zeitliche Flexibilität für adaist:innen einher. Eine Vergrößerung und Professionalisierung des Konzepts solidarische Stadtteilkantine und eine damit einhergehende Effizienzsteigerung ehrenamtlichen Sorgetragens könnte diese beispielsweise nur bis zu einem gewissen Grad tragen (van Dyk/Haubner 2021: 96 f.). Das transgressive Potenzial steckt hier weniger in der Demokratisierung konkreter Kochentscheidungen als im Servieren von Essen, das sowohl die Bedürfnisse von adaist:innen als auch Gäst:innen zu vereinen versucht.

Zweitens zeigt sich in der ada_kantine die zentrale Rolle sogenannter Einstiegsprojekte bei der alltäglichen Sicherstellung der materiellen Ressourcen für eine Sorgende Stadt. So sagt adaist Luc: „Ich [habe] das Gefühl, dass das schon so ein bisschen eine gelebte Utopie hier ist, weil wir irgendwie so in dieser Realität von Frankfurt einen Ort etabliert haben, der eigentlich nicht den typischen Großstadtwängen unterworfen ist.“ (I: Luc, 28.9.2022) Das Sorgen um langfristig nutzbare Räumlichkeiten wird politisiert und damit die fehlende Verfügbarkeit von Freiräumen in einer unternehmerisch geprägten Stadt problematisiert. Dabei zeigt sich, dass für eine „feministische Vergesellschaftung von Care“ (Fried/Wischnewksi 2023) die Sicherstellung der materiellen Grundlagen – in diesem Fall Räumlichkeiten und Küchenequipment – unabdingbar ist. Ein weiteres Beispiel für die Suche nach Raumpotenzialen im Sinne einer sorgenden Urbanisierung ist die derzeit diskutierte Idee eines Sorgezentrums. Beispielsweise schlägt die Kampagne „Sorge ins Parkcenter“ (2024) vor, ein leer stehendes Einkaufszentrum im Berlin-Treptow zu einem Ort für gemeinschaftlich organisierte Sorgearbeit umzugestalten.

Drittens zeigt beispielsweise das in Kapitel 3.3 herausgearbeitete geteilte Verantwortungsgefühl, dass es neben den gemeinschaftlich verfügbaren Ressourcen wie Räumlichkeiten auch Orte wie die ada_kantine braucht, um eine andere sorgende Sozialität überhaupt emotional-affektiv erfahren zu können. Die letzten Jahrzehnte des Neoliberalismus, so Mike Laufenberg (2023) in Anlehnung an die *Social-de-skilling*-These,

haben uns „als eher ängstliche Subjekte sozialisiert, die Angst haben nicht gehalten zu werden. Und daher braucht es Räume, um wieder zu lernen, was es bedeutet und wie es sich anfühlt, wieder einander zu vertrauen, sich umeinander zu sorgen.“ Auch Zechner macht deutlich, dass ein Care-Munizipalismus nicht mit einer von städtischen Akteur:innen initiierten Idee von Gemeinschaft entsteht, sondern nur mit „sorgenden Gemeinschaften von unten“ (Zechner 2021: 168; Übers. d. A.) funktionieren kann. Um eine feministische Vergesellschaftung sozialer Reproduktion im Allgemeinen und das Fortbestehen der *ada_kantine* im Speziellen überhaupt als sinnvoll und begehrenswert zu begreifen – und zwar nicht nur in linken Szenekontexten, sondern für eine breitere Stadtgesellschaft –, braucht es Orte der Begegnung, die das (Wieder-)Erlernen vertrauensvoller, solidarischer Beziehungsweisen für eine sorgende Gemeinschaft jenseits von Kernfamilie oder Freund:innenschaften ermöglichen. In der *ada_kantine* werden solche Begegnungen neben dem regulären Kantinenbetrieb beispielsweise im Rahmen der *rider cantina* möglich. Unter dem Motto „gratis Mittagessen mit Kollegen“ können prekär beschäftigte Plattformarbeiter:innen von Essenslieferdiensten hier niedrigschwellig bei einem warmen Mittagessen miteinander ins Gespräch kommen. Auch der Film *Eigenbedarf – Leben auf dem Schleudersitz* (Knipping und Trammer 2022) mit anschließender Diskussion in der *ada_kantine* brachte im Oktober 2022 eine Gruppe von Menschen dazu, die Frage nach mangelndem Wohnraum dahingehend in politische Aktionen umzusetzen. Kurze Zeit später unterstützten *adaist:innen* maßgeblich eine Hausbesetzung in der Günderrodestraße (Grodensky 2022). Dort wurde für und mit wohnungslosen Menschen ein temporäreres Zuhause für die Wintermonate erkämpft. Nach mehrfacher Duldung ergaben Verhandlungen mit der Stadt ein Weiterbestehen des Wohnprojektes in einem neuen Objekt im Frankfurter Stadtteil Höchst. Neben dem Kantinenbetrieb bietet die *ada_kantine* also einen Ort des Zusammenkommens und der Solidarisierung an. Dieser unterstützt sowohl Gäst:innen als auch *adaist:innen* – sei es als Nährboden für das Erstreiten besserer Arbeitsbedingungen im Bereich gering bezahlter Sorgearbeit oder durch die Schaffung kostenlosen Wohnraums als sorgende Infrastruktur (Thompson 2024).

Was diese drei Teilaspekte deutlich machen, ist das transgressive Potenzial der *ada_kantine* als einem „Ort der Wirklichkeitsbehauptung“ (I: Ida, 17.5.2022) für eine sorgende Urbanisierung in

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

Frankfurt – ohne dabei die Widersprüchlichkeiten einer kapitalistischen Stadt und Geringschätzung von Sorgearbeit zu unterschlagen oder einen urbanen Experimentalismus unreflektiert zu befürworten (Dzudzek 2024). Was meine Sorgende Ethnographie lokal gezeigt hat, verdeutlicht die Notwendigkeit weiterer feministisch-stadtgeographischer Auseinandersetzungen mit den Möglichkeiten der Infrastrukturerung einer sorgenden Stadt – ausgehend von solchen Schauplätzen radikalen Sorgens. Mit Infrastrukturerung meine ich das materielle und symbolische Aufbrechen der hegemonialen Versorgungsformen sowie den Versuch, alternative Beziehungsweisen in tragende Strukturen zu übersetzen, um diese langfristig in die Stadt einzuschreiben (Lock 1993; zu sorgenden Energieinfrastrukturen vgl. Aue 2024). Für das *Wie* des Infrastrukturerens liefert die *ada_kantine* erste Ankerpunkte, deren Verschränkung mit Ideen von *care as urban common* (Federici 2020), mit solidarischer Gemeinwesenarbeit, aber auch mit der Forderung „Shoppingmalls zu Sorgezentren“ (Sorge ins Parkcenter 2024) weiterführend diskutiert werden sollte. Die Idee einer radikal Sorgenden Stadt ist hier schon in vollem Gange, und zwar weniger als explosive Geste denn in den alltäglichen Widersprüchlichkeiten kollektiven Kochens.

Danksagung

Ich möchte mich ganz herzlich bei allen *adaist:innen* bedanken, die diese Feldforschung erst möglich gemacht haben. Auch ich drücke die Daumen, dass die *ada* bleibt! Darüber hinaus danke ich den zwei Gutachter:innen sowie Nina Gribat für die sehr wertschätzenden Rückmeldungen zu früheren Versionen dieses Artikels. Danke für den inhaltlichen und emotionalen Support auch an die Arbeitsgruppe Kritische Stadtgeographie der Universität Münster und Rosa Aue.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Diese Situationsbeschreibung ist ein Auszug aus meinen Feldnotizen, die ich im Rahmen meiner Sorgenden Ethnographie in der *ada_kantine* 2022 aufgeschrieben habe. Weitere Erläuterungen zu meinem ethnographischen Vorgehen finden sich in Kapitel 2.
- [2] Zitate aus den Interviews mit Forschungspartner:innen kürze ich im Folgenden mit „I“ ab.

- [3] Die Konferenz „Sorgende Städte“ fand 2023 in Bremen statt und wurde von der Rosa-Luxemburg-Stiftung organisiert. In mehreren Paneldiskussionen und Workshops wurde hier die Debatte um Sorgende Städte erstmalig im deutschsprachigen Raum sichtbar. Ein Teil der Diskussionen ist online verfügbar (Rosa-Luxemburg-Stiftung 2023).
- [4] Das Netzwerk Care Revolution ist ein im deutschsprachigen Raum agierender Zusammenschluss an Menschen und Initiativen, die sich seit zehn Jahren für einen sorgenzentrierten gesellschaftlichen Umbau einsetzen (Care Revolution Netzwerk o. J.).
- [5] Unter einem „care-fix“ versteht Emma Dowling (2022: 14 f.) in Anlehnung an David Harveys Begriff spatial fix kurzfristige Versuche der Reorganisation kapitalistischer Funktionsweisen, um die Care-Krise zu lösen. Dowling konstatiert, dass diese Versuche Problemlagen zwar kurzfristig lindern können, diese langfristig jedoch nur verschärfen, da sie dem Kapitalismus inhärente Widersprüchlichkeiten nicht bearbeiten.

Autor_innen

Susanne Hübl ist feministische Geographin und forscht zu reproduktiven Geographien, sowohl im Sinne des Kindergebärens als auch dem kollektiven Kochen im Stadtteil.
susanne.huebl@uni-muenster.de

Literatur

- Ahmed, Sara (2017): *Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen*. Münster: Unrast.
- andpartnersincrime (2022): *Akademie der radikal Sorgetragenden*. <https://andpartnersincrime.org/akademie-der-radikal-sorgetragenden/> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Aue, Rosa (2024): *Intime Infrastrukturen: Feministisch-geographische Perspektiven auf Energie*. In: *Geographica Helvetica* 79/1, 65-72.
- Aulenbacher, Brigitte / Dammayr, Maria / Décieux, Fabienne (2014): *Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit. Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwarts-kapitalismus*. In: *PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 44/175, 209-224.
- Aulenbacher, Brigitte / Décieux, Fabienne (2019): *Prekaritäten: Internationale Forschung zu globalen Ungleichheiten, Ungleichzeitigkeiten und Geschlecht*. In: Beate Kortendiek / Birgit Riegraf / Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 813-822.
- Care Revolution Netzwerk (o. J.): *Netzwerk Care Revolution*. <https://care-revolution.org/> (letzter Zugriff am 22.9.2024).
- Davis, Juliet (2022): *The caring city. Ethics of urban design*. Bristol: Bristol University Press.
- Dowling, Emma (2022): *The care crisis. What caused it and how can we end it?* London: Verso.
- Duma, Veronica (2023): *Rotes Wien. Inspiration für feministische Utopien*. In: *Kitchen Politics* (Hg.), *Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens*. Originalauflage. Münster: edition assemblage, 139-173.
- Dyk, Silke van / Haubner, Tine (2021): *Community-Kapitalismus*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Dzudzek, Iris (2024): *Die „Lösung des Problems“ oder das „Problem der Lösung“?* In: *Geographische Zeitschrift* 112/1, 40-51. DOI: 10.25162/gz-2024-0005.
- Edelman, Elijah Adiv (2020): *Beyond resilience*. In: *Social Text* 38/1, 109-130.
- Federici, Silvia (2020): *Die Welt wieder verzaubern. Feminismus, Marxismus & Commons*. Wien/Berlin: Mandelbaum kritik & utopie.
- Flückiger, Natascha / Maaroufi, Mouna / Schilliger, Sarah (2024): *Lokale Sorge-Infrastrukturen von unten als Antwort auf strukturelle Sorgelosigkeiten*. In: Peter Bescherer / Elettra Griesi / Jenny Künkel / Gisela Mackenroth (Hg.), *Der Bewegungsraum der sozialen Frage: Wo Protest Platz hat und Raum findet*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 30-48.

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

- Fokianaki, iLiana (2021): A bureau for self-care: Interdependence versus Individualism. In: e-flux 119. <https://www.e-flux.com/journal/119/402021/a-bureau-for-self-care-interdependence-versus-individualism/> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of capital and care. In: *New Left Review* 100, 99-117.
- Fried, Barbara (2023): Was sind sorgende Städte? Auftaktpanel der Konferenz „Sorgende Städte. Kommunale Strategien für feministisches Vergesellschaften“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Bremen vom 20.-22. Januar 2023. <https://www.youtube.com/watch?v=gC5u-Q-HUZE> (letzter Zugriff am 5.3.2024).
- Fried, Barbara / Wischnewski, Alex (2023): Feministisch Vergesellschaften. Kommunalpolitische Strategien für eine sorgende Stadt. In: *communia und BUNDjugend* (Hg.), *Öffentlicher Luxus*. Berlin: Karl Dietz, 64-88.
- Gabauer, Angelika / Knierbein, Sabine / Cohen, Nir / Lebuhn, Henrik / Trogal, Kim / Viderman, Tihomir (2022): Care, uncare, and the city. In: Angelika Gabauer / Sabine Knierbein / Nir Cohen / Henrik Lebuhn / Kim Trogal / Tihomir Viderman / Tigran Haas (Hg.), *Care and the city. Encounters with urban studies*. New York/London: Taylor & Francis, 3-14.
- Genz, Carolin (2020): Stadt ethnographisch erforschen. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/3, 11-30.
- Gould, Deborah / Barron, Rory / Frodge, Brittany / Hardesty, Robby (2019): Affect and activism. In: *disClosure. a journal of social theory* 28. DOI: 10.13023/DISCLOSURE.28.08.
- Govrin, Jule (2022): Politische Körper. Von Sorge und Solidarität. Berlin: Matthes & Seitz.
- Graziano, Valeria / Medak, Tomislav / Mars, Marcell (2021): When care needs piracy: The case for disobedience in struggles against imperial property regimes. In: *Soundings* 77, 55-70.
- Grodensky, George (2022): Besetztes Haus an der Günderrodestraße könnte Notunterkunft für Wohnsitzlose werden. In: *Frankfurter Rundschau*, 13.12.2022. <https://www.fr.de/frankfurt/besetztes-haus-an-der-guenderrodestrasse-koennte-notunterkunft-fuer-wohnsitzlose-werden-91974291.html> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Haubner, Tine (2023): Sorgearbeit zwischen Community-Kapitalismus und Caring Communities. Beitrag zum Panel „Caring-Communities: Fallstricke und Potenziale selbstorganisierter Care-Strukturen“ auf der Konferenz „Sorgende Städte. Kommunale Strategien für feministisches Vergesellschaften“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Bremen vom 20.-22. Januar 2023. <https://www.youtube.com/watch?v=BREdRJAz0TE> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Heindl, Gabu (2022): Solidarische Stadt. Vortrag im Rahmen der Akademie der radikal Sorgetragenden. *ada_kantine*, Frankfurt am Main, 07.10.2022. <https://andpartnersincrime.org/akademie-der-radikal-sorgetragenden/>.
- Hobart, Hi'ilei Julia Kawehipuaakahaopulani / Kneese, Tamara (2020): Radical care. In: *Social Text* 38/1, 1-16.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Jahre, Sylvana / Schmiz, Antoine (2023): Arrival Infrastructures zwischen Fürsorge und Vor-sorge. Vortrag auf dem Deutschen Kongress für Geographie am 22.9.2023 in Frankfurt am Main. <https://dkg2023.de/papers/arrival-infrastructures-zwischen-f%C3%BCrsorge-und-89602> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Kern, Leslie (2020): *Feminist City. Wie Frauen die Stadt erleben*. Münster: Unrast.
- Kitchen Politics (2023): Wie wir wohnen und leben wollen. Revisionen materialistisch-feministischer Utopien. In: *Kitchen Politics* (Hg.), *Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens*. Münster: edition assemblage, 7-45.
- Knipping, Raphael / Trammer, Michael (2022): *Eigenbedarf - Leben auf dem Schleudersitz: Freelance Underground Produktion*.
- Kurt, Şeyda (2021): *Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist*. Hamburg: HarperCollins.
- Kussy, Angelina / Palomera, David / Silver, Daniel (2023): The caring city? A critical reflection on Barcelona's municipal experiments in care and the commons. In: *Urban Studies* 60/11, 2036-2053.

- Laufenberg, Mike (2018): Sorgende Gemeinschaften? „Demenzfreundliche Kommunen“ zwischen sozialstaatlichem Sparmodell und Emanzipationsgewinn. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6/1, 77-96.
- Laufenberg, Mike (2020): Radical Care und die Zukunft des Wohlfahrtsstaats: Konturen einer paradoxen Politik der Sorge. In: *Behemoth* 13/2, 99-120.
- Laufenberg, Mike (2021): Mehr als ein Lückenfüller: Emanzipatorische Potenziale zivilgesellschaftlichen Sorgens. In: *WSI-Mitteilungen* 74/5, 415-418.
- Laufenberg, Mike (2023): Sorgearbeit zwischen Community-Kapitalismus und Caring-Communities. Beitrag zum Panel „Caring-Communities: Fallstricke und Potenziale selbstorganisierter Care-Strukturen“ auf der Konferenz „Sorgende Städte. Kommunale Strategien für feministisches Vergesellschaften“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Bremen vom 20.-22. Januar 2023. <https://www.youtube.com/watch?v=BREdRJAz0TE> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Laufenberg, Mike / Uhlmann, Sarah (2023): CfP: Care in Bewegung. Strategien, Organisation und Kämpfe um soziale Reproduktion. Rosa-Luxemburg-Stiftung. https://ifg.rosalux.de/files/2023/10/CfP-Care-in-Bewegung_23-24.-Mai-2024-.pdf (letzter Zugriff am 5.3.2024).
- Lock, Margaret (1993): Cultivating the body. Anthropology and epistemologies of bodily practice and knowledge. In: *Annual Review of Anthropology* 22, 133-155.
- Lorenz, Stephan (Hg.) (2010): *TafelGesellschaft. Zum neuen Umgang mit Überfluss und Ausgrenzung*. Bielefeld: transcript.
- Monetti, Silvia (2023): Ernährungsarmut in Deutschland. Privatisierung des Hungers statt vorsorgender Sozialpolitik. In: *AgrarBündnis* (Hg.), *Der kritische Agrarbericht 2023*, 331-337.
- Nimführ, Sarah (2023): Politiken und Ethiken der Namensgebung in kollaborativen Schreibprojekten. In: Martina Blank / Sarah Nimführ (Hg.), *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*. Bielefeld: transcript, 191-214.
- Peake, Linda / Kolet, Elsa / Tanyiliz, Gökbörü Sarp / Reddy, Rajyashree / Patrick, Darren (Hg.) (2021): *A feminist theory for our time. Rethinking social reproduction and the urban*. Hoboken: John Wiley & Sons.
- Power, Emma R. / Wiesel, Ilan / Mitchell, Emma / Mee, Kathleen J. (2022): Shadow care infrastructures: Sustaining life in post-welfare cities. In: *Progress in Human Geography* 46/5, 1165-1184.
- Power, Emma R. / Williams, Miriam J. (2020): Cities of care: A platform for urban geographical care research. In: *Geography Compass* 14/1, e12474.
- Rosa-Luxemburg-Stiftung (2023): *Sorgende Städte. Kommunale Strategien für feministisches Vergesellschaften*. Konferenz in Bremen. Dokumentation. <https://www.rosalux.de/dokumentation/id/49987/sorgende-staedte-2> (letzter Zugriff am 24.9.2024).
- Ruiz Cayuela, Sergio / Armiero, Marco (2022): Cooking commoning subjectivities: Guerrilla narrative in the cooperation Birmingham Solidarity Kitchen. In: Alex Franklin (Hg.), *Co-creativity and engaged scholarship. Transformative methods in social sustainability research*. Cham: Palgrave Macmillan, 75-104.
- Saltiel, Rivka / Strüver, Anke (2022): Just care! Rethinking the uneven geographies of care. In: *Erdkunde* 76/3, 161-170.
- Schilliger, Sarah (2022): Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 171-183.
- Schilliger, Sarah / Schwiter, Karin / Steiner, Jennifer (2023): Care crises and care fixes under Covid-19: The example of transnational live-in care work. In: *Social & Cultural Geography* 24/3-4, 391-408.
- Schuster, Nina / Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 9-22.
- Seeck, Francis (2021): *Care trans_formieren. Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit*. Bielefeld: transcript.

Radikal Sorgende Stadt(-teilkantine)

- Sorge ins Parkcenter (2024): Shoppingmalls zu Sorgezentren. <https://www.sorgezentren.de/> (letzter Zugriff am 11.9.2024).
- Strüver, Anke (2021): The end of care-less capitalism (as we knew it)? In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 165-170.
- Thompson, Samantha (2024): Caring housing futures: A radical care framework for understanding rent control politics in Seattle, USA. In: *Antipode* 56/3, 779-800.
- Tronto, Joan (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien* 18/s1, 25-42.
- Vollmer, Lisa / Calbet i Elias, Laura (2022): Öffentliche Infrastrukturen als Ergebnis von Aushandlungsprozessen. Kommunale Kämpfe um mehr Teilhabe. In: *Bürger & Staat* 72/1-2, 19-25.
- Williams, Miriam J. (2016): Justice and care in the city: Uncovering everyday practices through research volunteering. In: *Area* 48/4, 513-520.
- Williams, Miriam J. (2017): Care-full justice in the city. In: *Antipode* 49/3, 821-839.
- Zechner, Manuela (2021): Commoning care & collective power. Childcare commons and the micropolitics of municipalism in Barcelona. Wien: transversal texts.
- Zechner, Manuela (2022): Childcare commons: Of feminist subversions of community and commune in Barcelona. In: *ephemera* 22/2, 19-49.

Radically caring city (canteen). A careful ethnographic study at the ada_kantine in Frankfurt am Main

The crisis-like nature of social reproduction makes forms of urban care necessary, which are currently being discussed as “shadow care infrastructures” (Power et al. 2022) and take place beyond decidedly state and small-family care contexts. In this article, I work out how care is provided and received in the concrete everyday life of a solidary neighborhood canteen, what challenges this entails and to what extent hegemonic urban care relationships are challenged in the process. Conceptually, the article takes up the academic-activist debate on caring cities and combines it with radical care as an analytical perspective. The empirical results are part of a caring-ethnographic case study in the ada_kantine in Frankfurt am Main from 2022. Looking ahead, I outline which transgressive potentials for a “caring urbanization” (Strüver 2021) are hinted at in these caring practices.

Angesprochen und doch ungefragt: zur Rolle von Kindern in der nachhaltigen Stadtentwicklung

Antonia Appel, Verena Schreiber

Das Thema Nachhaltigkeit ist aus Städten nicht mehr wegzudenken. Mittlerweile verfolgen zahlreiche Städte eine nachhaltige Stadtentwicklungsagenda und streben damit an, einen Beitrag zum Erreichen der 17 globalen Nachhaltigkeitsziele der UN zu leisten. Hierbei lässt sich beobachten, dass insbesondere Kinder angesprochen werden, Verantwortung für eine lebenswerte städtische Zukunft zu übernehmen. Dem politischen Konzept „Bildung für nachhaltig Entwicklung“ kommt in diesem Prozess eine entscheidende Rolle zu, wird es doch gezielt dafür eingesetzt, Kinder an formalen wie auch non-formalen Bildungsorten zu nachhaltigem Verhalten zu erziehen. Unter Rückgriff auf empirische Daten einer Feldstudie im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick gehen wir in diesem Beitrag zum einen der Frage nach, welche Rolle Kindern in Prozessen der nachhaltigen Stadtentwicklung zugeschrieben wird und welche Möglichkeiten sie haben, sich an diesen Prozessen zu beteiligen. Zum anderen setzen wir diese Zuschreibung in Kontrast zu den alltäglichen Erfahrungen von Kindern und ihren Ideen für eine lebenswerte Stadt der Zukunft. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion, wie Kinder ernsthaft und selbstbestimmt an städtischen Transformationsprozessen teilhaben und kritisch, kreativ und kollektiv an einer nachhaltigen Zukunft mitwirken können.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Nachhaltigkeit ist in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem der dominantesten Leitbilder städtischer Entwicklung avanciert. Während die Bemühungen um eine nachhaltige Stadtentwicklung im Zuge der Konferenz zu Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 (Lokale Agenda 21) um die Jahrtausendwende nur begrenzte Wirkung entfalten konnten oder vielfach sogar scheiterten, sind Städte und Kommunen mittlerweile zu zentralen Umsetzungsebenen globaler Nachhaltigkeitsvorhaben aufgestiegen (Koch/Krellenberg 2021; Krueger/Freytag/Mössner 2019; Rink 2018). Dies ist insbesondere auf

die im Jahr 2015 von den Vereinten Nationen verabschiedete Agenda 2030 *Transforming our world* (UN 2015) und die hierin formulierten 17 Nachhaltigkeitsziele (Sustainable Development Goals, SDGs) zurückzuführen. In diesem Rahmen wird den Städten die Aufgabe zugewiesen, den Umbau einer nachhaltigen Gesellschaft vor Ort anzuleiten und Menschen eine inklusive, sichere, widerstandsfähige und nachhaltige Umgebung zu bieten (SDG 11, UNESCO 2017). Das bedeutet, dass nachhaltige Städte einerseits selbst ein ausgewiesenes Ziel der Agenda 2030 sind, sie andererseits aber vor allem als zentrale Handlungsebenen und Motoren der Verwirklichung aller weiteren SDGs adressiert werden.

Um die städtische Bürger_innenschaft anzusprechen und zu motivieren, den Umbau einer nachhaltigen Stadt mitzutragen und voranzutreiben, wird vielfach das bildungspolitische Programm einer *Bildung für nachhaltige Entwicklung* (BNE) aufgegriffen. Lokale Bildungsprojekte und hiermit verbundene edukative Ansprachen und pädagogische Aufforderungen zu einer nachhaltigeren Lebensweise stellen somit ein zentrales Instrument bei der Implementierung von Nachhaltigkeitsstrategien auf städtischer Ebene dar. Die Verknüpfung von Nachhaltigkeits- und Bildungsanliegen in Form der BNE rückt insbesondere eine Bevölkerungsgruppe ins Zentrum: Kinder. Hintergrund bildet die Vorstellung, dass junge Menschen – als zukünftige Generation – sowohl mit den Maßnahmen von Nachhaltigkeitspolitik als auch mit den lokalen und globalen Konsequenzen einer (fehlenden) Umsetzung am längsten konfrontiert sein werden, wodurch ihnen eine besondere Verantwortung in diesem Prozess zugeschrieben wird. Im Rahmen sowohl formaler als auch außerschulischer Bildungsangebote werden Kinder aufgefordert, nicht nur ein Bewusstsein für das eigene Handeln und die Auswirkungen auf die (lokale) Umwelt zu entwickeln, sondern auch nach gemeinsamen Lösungen für die drängenden Probleme der Gegenwart zu suchen und ihr Verhalten entsprechend anzupassen (Christensen et al. 2018; Kolleck 2015). Gleichzeitig sind Kinder im städtischen Alltag aber eine vielfach marginalisierte Gruppe, die sowohl in ihren Aneignungsmöglichkeiten städtischer Räume eingeschränkt ist als auch nur punktuell und in klar vorgegebenen Rahmen Gelegenheit zur Beteiligung und Mitbestimmung an Stadtentwicklungsprozessen erhält (Ghafoor-Zadeh 2023; Percy-Smith/Burns 2013; Tonucci/Rissotto 2001). Zugespitzt formuliert, wird Kindern in der konkreten Praxis kaum die Möglichkeit gegeben, transformativ und ausgehend von ihrer

Lebensrealität an einem nachhaltigen Wandel mitzuwirken, während sie gleichzeitig in programmatischer Hinsicht zu Träger_innen des nachhaltigen Wandels „hochstilisiert“ werden.

In diesem Beitrag setzen wir uns mit dieser ambivalenten Rolle von Kindern in der nachhaltigen Stadtentwicklung auseinander und kontrastieren die Rollenzuschreibungen zum einen mit den alltäglichen Erfahrungen von Kindern in der Stadt und zum anderen mit ihren eigenen Ideen für eine nachhaltige Stadtzukunft. Hierfür geben wir zunächst einen Überblick über die Verknüpfung von Nachhaltigkeitsstrategien und Bildungsanliegen auf kommunaler Ebene, um darauf aufbauend die Adressierung und Partizipation von Kindern genauer zu beleuchten. Anknüpfend an Ansätze der Gouvernamentalität und der postpolitischen Stadt lässt sich zeigen, dass die in gängigen Konzepten der Nachhaltigkeitsbildung zum Einsatz kommenden pädagogisch geprägten Steuerungstechniken eher depolitisierende denn emanzipatorische und partizipative Wirkungen entfalten und die Belange und Sichtweisen von Kindern kaum ernsthaft erfassen.

Unter Rückgriff auf Ergebnisse unserer Feldstudie im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick legen wir dar, dass derzeit vorherrschende Vorstellungen von Stadtzukunft die gegenwärtigen Bedürfnisse und Erfahrungen von Kindern weitgehend übersehen. Gleichzeitig zeigen unsere Ergebnisse, dass junge Menschen sehr wohl konkrete, wenn auch eigenwillige Vorstellungen von einer Stadt der Zukunft haben und zur Irritation und Erweiterung gängiger Nachhaltigkeitsverständnisse beitragen können.

2. Bildung in der nachhaltigen Stadt

Waren Städte, Kommunen und Bezirke bis vor wenigen Jahren im Bereich der Bildungsversorgung auf ihre Zuständigkeit als Schulträger beschränkt, nehmen sie in jüngerer Zeit zunehmend auch inhaltlichen Einfluss auf das Bildungssystem. Als entscheidender Marker dieses Paradigmenwechsels lässt sich vor allem die Veränderung von Governancessstrukturen im Sinne eines kommunalen Bildungsmanagements betrachten (Freytag/Jahnke/Kramer 2015: 67). Richtungsweisend wurde in diesem Kontext die Aachener Erklärung des Deutschen Städtetags 2007, mit der Städte und Kommunen in Verantwortung genommen wurden, Bildung fortan in der Stadt- und Quartierentwicklung konsequent mitzudenken (Deutscher Städtetag 2007). Seither wird der formale Bildungsbegriff von

einem kommunalen Bildungsverständnis flankiert, das die Kommune als Bildungsakteurin viel stärker in den Vordergrund rückt (Freytag/Jahnke 2015; Kessl/Reutlinger 2013).

In diesem Kontext sind insbesondere neue lokale Partnerschaften zwischen formalen und non-formalen Lernorten in den Fokus wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gerückt. So ist Bildung in Städten längst nicht mehr nur den klassischen Bildungsorten wie Schulen oder Hochschulen vorbehalten. Vielmehr wird außerschulischen Lernangeboten in lokalen Kontexten eine zunehmend wichtigere Rolle zugesprochen (vgl. Coelen/Heinrich/Million 2015; Bleckmann/Durdel 2009). Vorangetrieben wird diese Entwicklung vor allem durch die Etablierung von Bildungslandschaften (Duveneck 2016). Bildungslandschaften sind lokale Netzwerke von verschiedenen Bildungsorten und -akteur_innen, welche nach dem sogenannten Pisa-Schock 2001 und dem damals überraschend schlechten Abschneiden Deutschlands im internationalen Bildungsvergleich eingerichtet wurden. Während anfänglich der Aufbau von Bildungslandschaften maßgeblich durch die Einrichtung von Ganztagschulen angetrieben wurde, sind die daraus entstandenen schulübergreifenden Netzwerke aus Kitas, Kindergärten, Jugendämtern, Jugendclubs et cetera mittlerweile in vielen Kommunen fester Bestandteil der Bildungsversorgung (Duveneck 2018; Million et al. 2017).

In dem Maße, in dem sich ein erweitertes kommunales Bildungsverständnis durchprägen und damit auch die Bandbreite an inhaltlichen Schwerpunkten der kommunalen Bildung erweitern konnte, stießen insbesondere Nachhaltigkeitsaspekte in der Stadtentwicklung auf Widerhall, die im Zuge der UN-Agenda 2030 formuliert wurden (Kolleck 2015: 34).

Die Verschneidung von Bildungs- und Nachhaltigkeitsaspekten wird somit von zwei Seiten vorangetrieben und findet auf kommunaler Ebene zusammen: Während einerseits in Verbindung mit veränderten Governancestrukturen zunehmend non-formale Lernorte im Quartier in Bildungsprozesse eingebunden werden, lässt sich andererseits seit der UN-Dekade zu BNE (2005-2014) parallel und verknüpft mit der Verankerung von BNE in den Bildungsplänen der Schulen eine wachsende Anzahl an außerschulischen Lernorten beobachten, die sich der BNE verpflichtet fühlen (Brock/Grund 2020). BNE wirkt hierdurch in bereits bestehende Strukturen hinein und erweitert Bildungslandschaften um neue nachhaltigkeitsorientierte Lernorte und -ziele (Singer-Brodowski/

Kminek 2023: 95 f.). Nicht zuletzt das auf die UN-Dekade folgende „Weltaktionsprogramm BNE“ (2015-2019) trug durch den Anspruch der „Förderung von nachhaltiger Entwicklung auf lokaler Ebene“ als eines von fünf ausgewiesenen Handlungsfeldern weiter dazu bei, dass die Integration und Anwendung von BNE in Kommunen und Städten gefestigt wurde (DUK 2014). Als nationale Strategie wurde analog zum Weltaktionsprogramm im Jahr 2017 in Deutschland der „Nationale Aktionsplan BNE“ der Bundesregierung verabschiedet, welcher ebenfalls Empfehlungen für Kommunen ausspricht, BNE strukturell zu verankern und breite Partizipationsprozesse vor Ort zu initiieren (NAP BNE/ BMBF 2017). Aktuell läuft mit dem Programm „BNE 2030“ (2020-2030) die „Decade of Action“, in der die Schlüsselrolle von Bildung zum Erreichen der Nachhaltigkeitsziele (SDGs) stark hervorgehoben und dazu aufgefordert wird, BNE weiter mittels lokaler Projekte in die Gesellschaft zu tragen. Hierzu wird auch eine Institutionalisierung von BNE beispielsweise in Form von BNE-Zentren in den Kommunen angestrebt (DUK 2021).

Vor dem Hintergrund des kommunalen Aufstiegs von BNE überrascht es nicht, dass im Kontext nachhaltiger Stadtentwicklung Synergien genutzt werden und vermehrt Strategien zum Einsatz kommen, die sich am Konzept einer BNE orientieren und diese als zentrales Instrument für eine zukunftsfähige Gestaltung der Gesellschaft betrachten (Hamborg 2018). Zudem tragen öffentlichkeitswirksame Programme und Wettbewerbe – wie beispielsweise der seit 2006 ausgeschriebene Titel „Offizielle Kommune der Weltdekade“ oder das derzeitige Programm der „BNE-Modellkommune“ – dazu bei, dass BNE auf kommunaler Ebene weiter etabliert wird (ebd.: 67). Gerade durch diese Ausschreibungen wird deutlich, dass BNE weit über den reinen Bildungsauftrag in die Kommune wirkt und als Standortfaktor genutzt wird, um so im Wettbewerb der Städte breit aufgestellt zu sein (Grapentin-Rimek 2019: 262 ff.). Ähnlich der Bildungslandschaften, deren Zweck über die Vernetzung hinaus eine Aufwertung des Quartiers und der Zuzug einkommensstärkerer Bewohner_innen ist (Duveneck 2016: 60 ff.), eignet sich auch BNE laut BMBF dazu, „sich als hochwertiger Bildungsstandort zu positionieren“, und kann zusätzlich „dazu führen, dass eine Kommune attraktiver als Standort für Wohnen, Arbeiten und Erholung wird“ (BMBF o. J.).

3. (Schlüssel-)Rolle von Kindern in der städtischen BNE

Im Kontext dieser Entwicklung fällt auf, dass eine Gruppe besonders häufig in den Fokus von städtischer Nachhaltigkeitsbildung rückt: die Gruppe der Kinder. Da Nachhaltigkeitsbildung seit der UN-Dekade BNE zunehmend auch in den deutschen Bildungsplänen verankert wird (Singer-Brodowski/Kminek 2023: 98; Holst/Brock 2020: 4), sind Kinder schon allein aufgrund der Schulpflicht Hauptadressat_innen von BNE. Doch auch abseits dieser klassischen Bildungssettings werden Kinder explizit angesprochen, an lokalen Projekten mit Nachhaltigkeitsbezug teilzunehmen. Zwar laufen städtische Projekte zu BNE oft unter dem Leitbild des lebenslangen Lernens und richten sich somit an die gesamte Bewohner_innenschaft. Jedoch fällt ins Auge, dass es gegenüber der jungen Generation eine Erwartungshaltung verantwortungsvoller Mitwirkung gibt, die sich von anderen Gruppen unterscheidet (ShtebunaeV/Gullino/Larkham 2023): So werden junge Menschen in Strategie- und Rahmenpapieren der nachhaltigen Stadtentwicklung oftmals in den Fokus gerückt und als „Träger des Wandels“ (UN-Habitat 2016: 23) in eine prominente Position gehievt (Hadfield-Hill/Christensen 2021: 835; Walker 2017: 74 f.). Als „personifizierte Zukunft“ sollen sie Verantwortung dafür tragen, die Welt und damit auch Städte als lebenswerte Orte zu erhalten. In dieser Adressierung spielt BNE eine entscheidende Rolle, wird es doch an formalen wie non-formalen Bildungsorten breitflächig eingesetzt, um Kinder für Nachhaltigkeitsthemen zu sensibilisieren und ihnen nachhaltige(-re) Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Dies wird beispielsweise im Weltaktionsprogramm BNE deutlich, indem hier „junge Menschen als Schlüsselpersonen für die Bewältigung von Nachhaltigkeitsherausforderungen und die damit verbundenen Entscheidungsprozesse anerkannt werden“ (DUK 2014:3).

Trotz des Status als Schlüsselpersonen des nachhaltigen Wandels bleibt allerdings unklar, wie und wo diese Rolle von Kindern genau ausgefüllt werden kann. So ist augenfällig, dass Kinder in Strategiepapieren oft als abstrakte Gruppe benannt werden, ohne genauer zu erläutern, von welchen Prozessen das städtische Leben von sehr unterschiedlich aufwachsenden Kindern geprägt ist und wie es in einer nachhaltigen Zukunft aussehen könnte. Häufig tauchen Kinder in Aufzählungen schlicht in einer Reihe mit anderen als marginalisiert markierten Gruppen wie Familien, Frauen oder älteren Menschen auf. Am häufigsten werden

Kinder zusammen mit Jugendlichen genannt, ungeachtet ihrer sehr unterschiedlichen (räumlichen) Bedürfnisse. Oft werden sie als vermeintlich homogene Gruppe einer „jungen“ oder „zukünftigen“ Generation angesprochen, wobei unklar bleibt, wer hierbei gemeint ist und was diese Gruppe neben ihrer wahrgenommenen Haupteigenschaft als „jung“ kennzeichnet. Hierzu passt der ständige Verweis auf die Zukunft, wenn Kinder in Stadtentwicklungspapieren erwähnt werden: Kinder werden vor allem als *zukünftige* erwachsene Stadtbewohner_innen adressiert, anstatt sie als *gegenwärtig* in der Stadt lebende Menschen wahrzunehmen. Bedürfnisse der Kinder für eine lebenswerte Stadt, die sie während ihrer Kindheit entwickeln, und Erfahrungen, die sie aktuell machen, rücken hierdurch in den Hintergrund (Evans/Honeyford 2012: 64).

Kinder (er-)leben Städte allerdings teils völlig anders als Erwachsene (s. Beiträge sub|urban 9/3-4 2021). Ihr alltägliches Leben ist insbesondere seit dem Aufstieg des motorisierten Individualverkehrs von vielerlei räumlichen Einschränkungen geprägt. So verbringen junge Menschen einen Großteil des Tages inzwischen in „verinselten“ (Bildungs-)Räumen oder zu Hause (Schreiber/Ghafoor-Zadeh 2023: 228 f.; Schreiber 2020; Zeiher 2009). Nichtsdestotrotz besitzen Kinder durch ihr spezifisches Mobilitätsverhalten, ihre langsameren Bewegungen im öffentlichen Raum und ihre erkundenden Streifzüge ein oft umfängliches Expert_innenwissen über ihr Quartier. Studien aus England konnten zuletzt zeigen, dass junge Menschen ihre sich stetig wandelnde Umwelt intensiver wahrnehmen als andere (erwachsene) Stadtbewohner_innen (Christensen et al. 2018; Horton/Hadfield-Hill/Kraftl 2015).

Diese Erfahrungen und Eindrücke finden – trotz der wiederholt betonten Schlüsselrolle von Kindern – bislang allerdings kaum Beachtung in der nachhaltigen Stadtentwicklung. So sind kindliche Perspektiven auf und Ideen für eine nachhaltige Stadt in den städtischen BNE-Strategien meist gänzlich abwesend oder nur punktuell präsent (Somerville/Green 2015: 17). Somit ist es auch kaum verwunderlich, dass nicht nur unklar bleibt, welche Räume Kindern eröffnet werden könnten, um ihre Rolle auszufüllen. Es stellt sich auch generell die Frage, wie Kinder ernsthaft und selbstbestimmt an einem städtischen Transformationsprozess teilhaben können.

Dabei steht Kindern eine Beteiligung und ein Mitspracherecht an allen Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, seit der UN-Kinderrechtskonvention (UN 1989) zu (Tisdall 2013: 183; Cele/van der

Burgt 2015: 26). Zwar zeigen zahlreiche Projekte und Konzepte in Kindertageseinrichtungen (siehe bspw. Knauer/Hansen/Sturzenhecker 2016; Hansen/Knauer/Friedrich 2004) oder in der offenen Kinder- und Jugendarbeit (bspw. Neumann/Riedel/Sturzenhecker 2020) auf, wie eine kindgerechte Beteiligung aussehen könnte. Gleichzeitig wird jedoch darauf hingewiesen, dass Kindern in vielen gesellschaftlichen Bereichen ein demokratisches Mitspracherecht weitgehend verwehrt bleibt. Auch sind die Beteiligungsprozesse vielfach von Machtverhältnissen zwischen Kindern und Erwachsenen, zu kurzen Projektzeiträumen oder räumlichen Einschränkungen – zum Beispiel durch stark reglementierte Räume oder Zugangsbeschränkungen zu den Räumen der Beteiligung – geprägt (Tsevreni/Tigka/Christidou 2023: 396; Mannion 2007; Tisdall 2013: 184, 2017; Blaisdell 2019; Mansfield/Batagol/Raven 2021: 177 f.). Häufig werden Kinder zudem nur punktuell beteiligt, und oft in Formaten, in denen sie lediglich in einer beratenden Funktion ihre Sichtweise auf ein von Erwachsenen vorgegebenes Thema schildern dürfen – ohne tatsächlich Entscheidungsgewalt zu haben und ohne dabei ihre alltägliche Lebenswelt über das vorgegebene Thema hinaus erläutern zu können (Percy-Smith 2010: 110; Percy-Smith/Taylor 2008). Auch in aktuellen Beteiligungsprozessen zu städtischer Nachhaltigkeit lässt sich beobachten, dass die Bedürfnisse von Kindern zwar stärker berücksichtigt werden (Nordström/Wales 2019) oder kreativere Methoden zum Einsatz kommen (Webb et al. 2023). Doch auch hier zeigt sich, dass Projekte nach wie vor von Erwachsenen dominiert werden und wenig Freiraum für Ideen außerhalb des vorgefertigten Rasters der SDGs bieten (Hadfield-Hill/Christensen 2021; Horton et al. 2013). In diesem Licht erscheinen viele BNE-Interventionen in der Stadt eher symbolischer, denn tatsächlich beteiligender und emanzipatorischer Natur zu sein.

3.1. Edukative Implikationen

Prozesse der Beteiligung von Kindern können mit dem von Michel Foucault (2006) begründeten Konzept der *Gouvernementalität* kritisch beleuchtet werden. So nutzen *gouvernementale* Regierungsweisen edukative Ansprachen und Anreizsysteme, um ein erwünschtes gesellschaftliches Handeln herbeizuführen (Pykett 2012; Newman 2010; Thaler/Sunstein 2008). In der Zusammenschau von Nachhaltigkeit und *Gouvernementalität* konnten Studien mit dem Begriff der *green environmentality* zeigen, wie Bürger_innen insbesondere seit dem Aufstieg

des Nachhaltigkeitsdiskurses im Zuge der Konferenz in Rio de Janeiro 1992 in vielfältiger Weise zu umweltfreundlicherem Verhalten angehalten werden (Fletcher/Cortes-Vazquez 2020; Soneryd/Uggla 2015). Mittels individualisierter Aufforderungen und dem Einüben von nachhaltigen Handlungsweisen wird so eine „new environmental population“ (Darier 1996: 596) angestrebt. Die Betonung, dass Nachhaltigkeit nur mithilfe aller erreicht werden könne, soll die Bevölkerung zusätzlich zum Mitmachen motivieren (Gebauer 2021; Grapentin-Rimek 2019).

Kindern kommt in diesem Kontext eine besondere Rolle zu. Ob Mobilität, Energie oder Ernährung: Im Rahmen von Informationskampagnen versuchen Städte gezielt, das Verhalten ihrer jüngsten Bürger_innen in eine nachhaltige Richtung zu lenken. Die „pädagogische Führung“ (*governing through pedagogy*) durch BNE setzt demnach vor allem auf Maßnahmen, welche neben Aufklärung und Information das Einstudieren von vermeintlich nachhaltigen Handlungen im privaten wie im öffentlichen Bereich umfasst. Wenngleich sich in der wissenschaftlichen Debatte um BNE mittlerweile ein zweiseitiges Verständnis etabliert hat, das zwischen einer instrumentell-normativen (BNE 1) und einer kritisch-emanzipatorischen (BNE 2) Dimension unterscheidet (Vare/Scott 2007: 193 ff.; Pettig 2021: 7; Wals et al. 2008), bleiben die Maßnahmen in der Praxis häufig in der normativen Dimension der BNE 1 verhaftet. Exemplarisch sei an dieser Stelle eine Maßnahme der BNE-Modellkommune Kreis Düren angeführt. Der jährlich von der Kommune herausgegebene Familienplaner widmete sich 2023 dem Thema „Nachhaltigkeit im Familienalltag“ (Kreis Düren 2022). Im Rahmen von Nachhaltigkeitstipps werden Kinder beiläufig beim Basteln oder Spielen zu Hause über Nachhaltigkeit informiert und mit den 17 Nachhaltigkeitszielen vertraut gemacht. Durch einen „Beste-Reste-Tag“, Upcycling oder Müllsammelaktionen werden sie durch eine teils moralisierende Ansprache dazu ermutigt, in alltägliche Situationen durch ein bestimmtes Verhalten oder den Konsum bestimmter nachhaltiger Güter individuell zum Erreichen der SDGs beizutragen. Hierbei wird nicht nur der normativ-instrumentelle Rahmen vieler BNE-Aktionen sichtbar, sondern auch, dass ein kritisches Hinterfragen der Inhalte und Ideen einer nachhaltigen Entwicklung in einem „kollaborativen und reflexiven Prozess“ (Vare/Scott 2007: 194; Übers. d. A.) im Sinne einer BNE 2 in der Praxis häufig fehlt.

Daneben sind auch kommunale Mitmachaktionen ein beliebtes Instrument, um Kinder mit Nachhaltigkeitsthemen in Berührung zu

bringen. Das Spektrum reicht hierbei von Hochbeetbepflanzungen bis hin zu Fahrraddemonstrationen für eine gerechtere, kinderfreundlichere und nachhaltigere Aufteilung des Straßenraums. Gemein ist diesen Aktionen, dass sie Kinder durch das aktive Einbinden für Nachhaltigkeitsthemen sensibilisieren und ihnen durch das direkte Ins-Tun-Kommen ein Gefühl der Selbstwirksamkeit vermitteln wollen. Wie wir in unserer Studie darlegen können, zeigen sich in der konkreten Praxis allerdings zahlreiche nicht intendierte Nebeneffekte und deutliche Widersprüche zu den angestrebten Verhaltensweisen.

3.2. Post-politische Tendenzen

Steuerungsweisen, die in der nachhaltigen Stadtentwicklung zum Einsatz kommen, weisen darüber hinaus Merkmale einer postpolitischen Stadt auf (Swyngedouw 2007, 2009). Hierbei spielt unter anderem die veränderte Bildungsgovernance eine wichtige Rolle. Durch die veränderten Zuständigkeiten und dem damit verbundenen *downscaling* von Aufgabenwahrnehmungen von der staatlichen auf die kommunale Ebene ändert sich auch der Umgang mit Problemlagen (Klöti 2016: 57). Das Erreichen einer nachhaltigen Entwicklung wird durch das Herunterreichen von Verantwortung auf immer niedrigere Ebenen ver- und ausgelagert. Bildungsnetzwerke vor Ort fungieren hier als Zwischenebene von Kommune und Bürger_innenschaft und werden dazu genutzt, BNE-Themen und Verantwortlichkeiten für Nachhaltigkeit in die Bevölkerung und die Gruppe der Kinder zu tragen. Diese „Denationalisierung“ (Koch/Beveridge 2018: 281 f.) führt vor allem zu einer Individualisierung der Verantwortung, indem gezielt jede und jeder Einzelne in die Pflicht genommen wird, sich für Nachhaltigkeit einzusetzen (Maniates 2001). Hierdurch wird einer Entpolitisierung von Nachhaltigkeitsaufgaben Vorschub geleistet, da durch die diffuse Verantwortungslage unklar ist, wer bei ausbleibenden Erfolgen zur Rechenschaft gezogen werden kann. Gerade bei städtischen BNE-Strategien, die sich vornehmlich an das Individuum richten und dazu auffordern, persönlich Einsatz für eine zukunftsfähige Stadt zu zeigen, kann das *downscaling* bis hin ins Private beobachtet werden.

Die postpolitische Stadt definiert sich außerdem vor allem dadurch, dass das genuin Politische – Momente des Widerspruchs, kontroverse Aushandlungen oder Dissens – aus der Stadt verdrängt werden (Allmendinger/Haughton 2012; Cook 2018; Etherington/Jones 2018). Sie

ist von einer konsenszentrierten und -produzierenden Art des Regierens gekennzeichnet, welche alternative Praktiken oder Meinungen zu vereinnahmen oder gar zu unterbinden versucht und auf diese Weise entpolitisiert wirken kann (Beveridge/Richter 2018). Gerade Nachhaltigkeit ist hierfür „anfällig“, da sie von einem Mantel des Konsenses umhüllt ist: So ist Nachhaltigkeit ein Thema, über das sich augenscheinlich schlecht streiten lässt, hat es doch zum Ziel, Städte als lebenswerte Orte zu erhalten. Daher lassen sich im Kontext der nachhaltigen Stadtentwicklung vor allem Praktiken der Steuerung beobachten, die gezielt Konsens produzieren, um so die Akzeptanz für Interventionen zu erhöhen, politisierende Momente zu unterbinden und alternative Herangehensweisen zu marginalisieren (Krueger/Freytag/Mössner 2019; Swyngedouw 2011). Hierzu zählen Partizipationsangebote, die den Bürger_innen suggerieren, sie könnten mitbestimmen, während die Rahmenbedingungen eine tatsächliche Mitbestimmung außerhalb vorgegebener Strukturen nahezu unmöglich machen. In diesem Sinne wird auch durch die Operationalisierung und „Portionierung“ von Nachhaltigkeit in 17 Handlungsfelder ein Konsens geschaffen, der kaum noch hinterfragt werden kann. Mit ihrem strahlkräftigen, bunten Logo werden die SDGs in verschiedensten Kontexten und Räumen sichtbar gemacht und manifestieren so ihre Dominanz im Nachhaltigkeitsdiskurs. Kommen Kinder in der Stadt mit Nachhaltigkeit in Kontakt, sind meist auch die SDGs Grundlage der jeweiligen Aktionen. Hierdurch werden diese als unumstößliche Definitionen und Inhalte einer nachhaltigen Entwicklung vermittelt, ohne je anzuregen, dieses Nachhaltigkeitsverständnis grundsätzlich zu hinterfragen. Durch den Fokus auf die SDGs wird von Kindern erwartet, dass sie einer Zukunftsvision zuarbeiten, die nicht nur von vornherein fix definiert ist, sondern auch ausschließlich von Erwachsenen festgelegt wurde (Reutlinger 2021: 28).

Charakteristisch für die postpolitische Stadt ist zudem ihre enge Verknüpfung mit der unternehmerischen Stadt. Dies wird in der Fokussierung auf nachhaltigen Konsum (vgl. SDG 12) besonders deutlich (Wood/Flinders 2014: 155). Kindern wird im Kontext der BNE oft vermittelt, sie könnten durch Änderungen ihrer Konsummuster politische Entscheidungen beeinflussen (siehe bspw. Bundesregierung 2021: 54; DUK 2015: 66, 2014: 22). Die Vorstellung, dass Kinder durch bewussten Konsum wie dem Kauf von Fair-Trade-Schokolade, regionalem und saisonalem Obst oder nachhaltigen Spiel- und Bastelmaterialien zu einer städtischen

wie globalen Nachhaltigkeit und Krisenbewältigung beitragen können, führt schlussendlich dazu, dass sie sich als „consumers first and citizens second“ (Maniates 2001: 34) verstehen. Viele BNE-Strategien zielen also darauf, Kinder zu konsumstarken, gesunden und informierten Menschen zu bilden, die später in einem neoliberalen Wirtschaftssystem mitwirken können. Alternative Visionen einer „anderen“, kinderfreundliche(re)n Stadt von morgen werden hierbei weder abgefragt noch wird dazu ermutigt, solche zu entwickeln (Swyngedouw 2011: 273).

4. Die Stadt von morgen gestalten: Beteiligung und Visionen von Kindern in der nachhaltigen Stadtentwicklung

Vor dem Hintergrund dieser Befunde und Diskussionsstränge im Feld der kritischen Stadtforschung wurde im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick erstens der Frage nachgegangen, welche Rollen Kindern in Prozessen der nachhaltigen Stadtentwicklung zugeschrieben und welche Beteiligungsmöglichkeiten ihnen eröffnet werden (vgl. Kap. 4.1.). Hierfür wurden im Zeitraum von Oktober 2021 bis Mai 2023 15 Expert_inneninterviews mit Akteur_innen der nachhaltigen Stadtentwicklung und der Kinder- und Jugendarbeit im Bezirk und im Land Berlin durchgeführt, um die Reichweite der Partizipation von Kindern an Stadtentwicklungsprozessen zu erfassen.

Zweitens war Ziel der Feldstudie, diesen Befunden die gegenwärtigen Erfahrungen des Städtischen (vgl. Kap. 4.2.) sowie die Sichtweisen von Kindern auf eine lebenswerte Stadt der Zukunft (vgl. Kap. 4.3.) gegenüberzustellen. Hierfür wurde im Mai 2023 mit Kindern in einem Jugendtreff in Treptow-Köpenick im Rahmen eines „Zukunftslabors“ mit verschiedenen Angeboten – wie Photovoice-Spaziergänge und Podcasts – ethnographisch und partizipativ zu ihren Vorstellungen und Wünschen einer zukünftigen Stadt geforscht. Während der Photovoice-Spaziergänge lag der Fokus auf der gegenwärtigen Situation von Kindern in ihrer Nachbarschaft. Bei den Podcasts wurde der Schwerpunkt auf ihre Ideen für eine lebenswerte Stadt von morgen gelegt, gleichzeitig aber auch der Freiraum gelassen, selbst Themen einzubringen.

In die Forschung waren insgesamt 13 Kinder[1] im Alter von 9 bis 14 Jahren eingebunden. Den ethischen Grundsätzen partizipativer Forschung folgend, wurden zahlreiche Möglichkeiten eröffnet, den Forschungsprozess selbst zu gestalten und somit mit und nicht über Kinder zu forschen (Schreiber/Ghafoor-Zadeh 2022; Gallagher 2009;

Christensen/James 2008). Um die Kinder und ihre Alltage näher kennenzulernen, verbrachten wir vor und nach den jeweiligen Angeboten Zeit im Jugendtreff und kamen so über das eigentliche Forschungsanliegen hinaus mit ihnen ins Gespräch. Die Teilnahme am Zukunftslabor war freiwillig und setzte eine Einwilligung der Erziehungsberechtigten sowie der Kinder voraus. Zur Einverständniserklärung wurde ein ausführliches Informationsschreiben über das Forschungsprojekt ausgehändigt. Zudem wurden die Kinder im Vorhinein durch eine Videobotschaft informiert. Die Kinder konnten sich aussuchen, an welchen Aktivitäten sie teilnehmen wollten und jederzeit – auch während den verschiedenen Angeboten – aussteigen.

Die Daten aus beiden Teilen der Forschung wurden transkribiert und dann mittels des Kodierverfahrens der Grounded Theory nach Charmaz (2014) ausgewertet.

4.1. Kommunale Nachhaltigkeitsmaßnahmen in Berlin Treptow-Köpenick – Rollenzuschreibungen und Partizipationsangebote für Kinder

Treptow-Köpenick weist eine lange Geschichte kommunaler Nachhaltigkeitsbemühungen auf. Bereits in den 1980er-Jahren entstand hier aus einer ökumenisch geprägten Umweltbewegung in der damaligen DDR ein kommunales Nachhaltigkeitsnetzwerk. Infolge des Aufrufs der Konferenz in Rio de Janeiro 1992 verabschiedete der Bezirk 2004 eine eigene *Lokale Agenda 21 Treptow-Köpenick* (Bezirksamt Treptow-Köpenick 2004). Da diese Initiative allerdings weitgehend scheiterte, wurde nach der Veröffentlichung der UN-Nachhaltigkeitsziele 2015 der Versuch unternommen, kommunale Nachhaltigkeit in Treptow-Köpenick wiederzubeleben. 2021 wurde die *Kommunale Nachhaltigkeitsstrategie* im Bezirk – als erste in Berlin – beschlossen (Bezirksamt Treptow-Köpenick 2021).

Kindern ist in diesen Bemühungen seit jeher eine zentrale Rolle zugewiesen worden. Schon zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Lokalen Agenda 21 wurde ihre Berücksichtigung mit dem Status als „zukünftige Generation“ begründet: „Weil die Lokale Agenda 21 Schüler in einem ganz besonderen Maße betrifft – es geht letztendlich um ihre Zukunft – sollen gerade sie die Chancen zum Einstieg in die umfangreiche Problematik bekommen.“ (Bezirksamt Treptow-Köpenick 2004: 96) Auch in aktuellen Initiativen werden Kinder vor allem in ihrer zukünftigen Rolle als Erwachsene gesehen, es „sind die, dies es dann betrifft“ (II). Zudem

ergänzt eine Interviewpartner_in, dass „Nachhaltigkeit [...], wenn man es mal ganz platt sagt, vor allem für die zukünftigen Generationen oder die jüngeren Generationen“ (I2) ist. So wird Kindern hier nicht nur die Rolle als für Nachhaltigkeit besonders verantwortliche Gruppe zugeschrieben. Sie werden außerdem auch nur in ihrer Zukünftigkeit wahrgenommen – ein möglicherweise gar nicht intendierter Effekt, der ihre gegenwärtige Situation aus dem Blickfeld rückt.

Um Kindern nahezubringen, wie sie ihre Rolle als nachhaltig handelnde, zukünftige Erwachsene ausfüllen können, nutzt der Bezirk vor allem Bildungsorte und -angebote. Bereits im Rahmen der Lokalen Agenda 21 wurde BNE als Leitbild formuliert und empfohlen, entsprechende Bildungsangebote vermehrt an Schulen zu platzieren. So sollten Agenda-21-Projektstage an Schulen durchgeführt und außerschulische Bildungsangebote ausgebaut werden, sodass Kinder bereits im Vorschulalter mit Umweltbildung in Kontakt kommen (vgl. Bezirksamt Treptow-Köpenick 2004: 94 ff.). Des Weiteren stellt der Bezirk aktuell sogenannte „Möhrchenhefte“ an Grundschulen zur Verfügung. Mit diesem „Hausaufgabenheft, wo verschiedene Zusatzinformationen drin sind“ (I2) gibt „Kiki Karotte“ zwischen Stundenplan und Ferienzeiten unter dem Motto „Nachhaltigkeit ist kinderleicht“ Tipps zu umweltfreundlichem Verhalten. Auf einer Energie-Checkliste kann abgehakt werden, welche Aufgaben schon umgesetzt wurden und wo noch Nachholbedarf ist. Darüber hinaus werden Kinder in Form von Kooperationen zwischen Bezirk und Schulen durch Aktionen wie „Kiezzrallyes“ über Nachhaltigkeitsthemen und insbesondere die SDGs informiert. Hierbei wurden:

„an verschiedene Orte die Nachhaltigkeitssymbole gehängt. Also zum Beispiel an die Bibliothek nachhaltige Bildung, an die Kirche Armut und Frieden [...]. Also so ein bisschen runtergebrochen auf den Kiez. Dass es halt, wenn man so ein bisschen drüber nachdenkt, was fällt alles darunter, fällt einem ganz viel ein, selbst hier [im Nachbarschaftszentrum]. Büchertausch und [...] Ausleihladen, Dinge teilen und so. Und so haben wir verschiedene Orte und die Kinder hatten dann nochmal so eine Liste, welche Symbole habt ihr gefunden und was verbirgt sich dahinter, was denkt ihr, was passiert da, warum ist das nachhaltig?“

(15)

Bezüge zu den SDGs finden sich an zahlreichen Stellen in den Interviews. Eine Mitarbeiterin der Senatsverwaltung erzählt etwa von einem Besuch bei einer 6. Klasse: „Da war ich ganz begeistert, weil die kannten sich extrem gut aus. Die kannten den ganzen UN-Prozess, die wussten was die SDGs sind, die haben auch Lieblings-SDGs, also das ist, das ist ganz, ganz wichtig.“ (I3) Auch im Entstehungsprozess der kommunalen Nachhaltigkeitsstrategie wurden Workshops zu zwei bis drei SDGs veranstaltet, zu welchen die breite Öffentlichkeit eingeladen wurden und „verschiedenste Ideen gesammelt zu jedem SDG, die dann ein bisschen rumgeknetet und gruppiert [wurden], um dann drei bis fünf konkrete Maßnahmen pro SDG zu haben“ (I2). Obwohl auch Schulen zu allen Workshops eingeladen wurden, konnte im gesamten Prozess nur eine Klasse für einen Workshop gewonnen werden, der als „ein bisschen turbulenter“ und „natürlich ein anderer Charakter von Workshop“ (I2) beschrieben wird.

Auch in Treptow-Köpenick zeigt sich folglich, dass die Beteiligungsmöglichkeiten für Kinder weitgehend vorgegeben sind und nicht von ihnen selbst mitgestaltet werden können. So orientieren sich die Angebote einerseits an vorgefassten Organisationsstrukturen, andererseits an den vordefinierten SDGs. Beteiligungsformate folgen vorrangig den zeitlichen und räumlichen Ressourcen sowie Methoden Erwachsener. Der vorgegebene inhaltliche Rahmen der SDGs verhindert darüber hinaus eine ergebnisoffene Einbeziehung der Perspektiven junger Menschen auf eine kinderfreundliche und zukunftsfähige Stadt und befördert, dass Ziele abgenickt und nicht hinterfragt werden, anstatt Ansätze außerhalb dieser 17 Ziele zu suchen. Es stellt sich daher die Frage, ob über solche Zugangsweisen tatsächlich ein Ort der kreativen und kritischen Aushandlung einer nachhaltigen Zukunft des Bezirks für junge Menschen geöffnet werden kann oder ob Beteiligung bloß pro forma erfolgt.

Zudem zeigt sich die Ambivalenz, dass Kinder in öffentlichen Belangen eher marginalisiert werden, während ihnen im Bereich des Privaten – ebenfalls angelehnt an die SDGs – wiederum sehr konkrete Verantwortung auferlegt wird. Über die Integration von Nachhaltigkeitsaufgaben in Schulmaterialien wird weit in das Privatleben von Kindern hineingewirkt – etwa indem sie dazu aufgefordert werden, ihr Kinderzimmer auf Nachhaltigkeitspotenziale zu untersuchen. Hier wird Nachhaltigkeit auf individuelle Änderungen des (Konsum-)Verhaltens reduziert, um jungen Menschen ein Gefühl der Selbstwirksamkeit zu geben. Anregungen,

nachhaltige Zukünfte selbst zu entwerfen oder Nachhaltigkeit als zwischen den Generationen auszuhandelnde Zukunftsaufgabe zu verstehen, sucht man vergebens. Vielmehr soll bereits feststehenden Zielen in klar vorgegebener Weise zugearbeitet werden. Über die individuellen Ansprachen hinaus werden Kinder dazu angehalten, als Multiplikator_innen der Nachhaltigkeitsidee in ihren Familien zu agieren (Ghafoor-Zadeh/Schreiber 2021: 70) und Eltern und Geschwister zu nachhaltigem Verhalten zu motivieren – beispielsweise beim Einkaufen auf Regionalität und Saisonalität zu achten. Wie diese Aufgaben in den tatsächlichen Alltag von Kindern passen und ob sich die jungen Menschen selbst in der Rolle sehen, bleibt offen.

4.2. *Unsichtbar, unerwünscht oder übersehen – alltägliche Erfahrungen des Städtischen von Kindern*

Um herauszustellen, in welchem Verhältnis diese Zuschreibungen als Wandelträger_innen der nachhaltigen Stadt zu den alltäglichen Erfahrungen des Städtischen von Kindern in Treptow-Köpenick stehen, legen wir im Folgenden unsere Forschung mit Kindern im Bezirk dar. Obwohl wir in unserem Forschungsaufenthalt vor allem Zukunftsfragen in den Blick nehmen wollen, wird direkt zu Beginn deutlich, dass die Kinder im Jugendtreff ein großes Bedürfnis haben, über ihre Gegenwart zu sprechen. Oft führen Gespräche und Aktivitäten zu Stadtzukünften zunächst dazu, dass die Kinder aus ihren städtischen Alltagen berichten. Die Kinder demonstrieren bereits durch diese Verweigerung, nur über mögliche Zukünfte zu sprechen, dass sie – den Logiken der Stadtentwicklungsprogrammen widersprechend – eben nicht nur als zukünftige, sondern insbesondere auch als gegenwärtige Stadtbewohner_innen wahrgenommen werden wollen. In unserer Zeit mit den Kindern wird zudem schnell ersichtlich, dass dieser Alltag als Kind in der gegenwärtigen Stadt von vielerlei räumlichen Beschränkungen und Ausschlüssen sowie wenig Aufenthaltsorten geprägt ist: Auf die Frage nach beliebten Aufenthaltsorten im Viertel fällt vielen Kindern zunächst kein konkreter Ort ein. Um Lieblingsorte zu sammeln, wird ein Plakat ausgelegt, worauf die Kinder Orte schreiben oder malen können, an denen sie sich gerne aufhalten. Sogleich kommt die Frage auf, ob man nicht auch ein Plakat für doofe Orte dazulegen könnte. Sofort wird die Schule als „Hassort“ draufgemalt und eine Art Unterschriftenaktion gestartet, bei der alle Kinder, die Schule auch nicht mögen, dazu aufgefordert

Angesprochen und doch ungefragt

werden, ihren Namen auf das Plakat oder auf die Zeichnung der Schule zu setzen (siehe Abb. 1).

Nachdem einige Unterschriften gesammelt sind, wird erneut nach einem weiteren Plakat gefragt, auf dem alle Namen von den Kindern, die an diesem Tag im Jugendtreff sind, gesammelt werden und das sich – im Gegensatz zum Lieblingsorteplakat – schnell füllt. In Bezug auf die Beteiligung von Kindern wird hieraus deutlich, dass das Angebot in seiner angedachten Form – punktuell Lieblingsorte zu erfassen – den Kindern nicht das Gefühl vermitteln konnte, ernst und richtig wahrgenommen zu werden. So zeigt auch diese Situation, dass es häufig zunächst zweier Schritte rückwärts bedarf: einem ersten Schritt rückwärts, um die unbeliebten Orte zu sammeln und zu verstehen, wie der gegenwärtige Alltag von Kindern in der Stadt aussieht, was sie bedrückt, von welchen Orten sie sich ausgeschlossen fühlen und wo sie unerwünscht sind; und einem zweiten Schritt zurück, um die Kinder selbst, hier in Form ihrer Sichtbarmachung durch das Aufschreiben ihrer Namen, als gegenwärtige Bewohner_innen der Stadt anzuerkennen.



Abb. 1 Plakat „Doofe Orte in Treptow-Köpenick“, Unterschriften der Kinder verpixelt (Quelle: eigenes Foto 2023)

Auch die genannten Aufenthaltsorte der Kinder geben Hinweise darauf, wie wenig Platz ihnen in der Stadt zugestanden wird. In den Gesprächen vor und während der Spaziergänge berichten sie vor allem davon, dass es neben dem Jugendtreff kaum Orte im Quartier gäbe, an denen sie ungestört Zeit verbringen können. Für die Zeiten, in denen der Jugendtreff geschlossen sei, werden zwei nahe gelegene Spielplätze genannt, für die sich manche „eigentlich schon zu alt“ (IG1) fühlen, die aber trotzdem während des Photovoice-Spaziergangs aufgesucht werden (siehe Abb. 2). Des Weiteren wird mehrfach ein wenige S-Bahn-Stationen entferntes Einkaufszentrum genannt. Die Zeit dort schildert eine Forschungsteilnehmer_in im Rahmen eines Podcasts



Abb. 2 Photovoice-Spaziergang mit den Teilnehmer_innen durch das Quartier (Quelle: eigenes Foto 2023)

folgendermaßen: „Also ich chill da halt mir Freunden, wir laufen da rum, spielen manchmal *hide and seek*, weil’s einfach lustig ist, und gehen halt shoppen oder probieren Klamotten an und sowas alles.“ (P2) Die Kinder berichten jedoch auch immer wieder von Platzverweisen, die ihnen das Sicherheitspersonal erteilt. Solche Situationen und Erlebnisse zeigen, warum diese Kinder auch als „Lücke-Kinder“ (I4) in den Interviews mit den Verantwortlichen im Bezirk bezeichnet werden: Wenn sie sich nicht in institutionalisierten (Bildungs-)Räumen aufhalten, ziehen sie in der Stadt zwischen Orten herum, für die sie entweder gerade etwas zu alt sind oder, noch öfter, für die sie noch zu jung sind, um dort ohne Begleitung Erwachsener (länger) Zeit zu verbringen. Am Jugendtreff hingegen schätzen die Kinder neben dem günstigen Essens- und Getränkeangebot vor allem, dass sie hier *unproduktiv* Zeit verbringen können – also gerade nicht mit Bildungsanliegen konfrontiert werden. Auch werden sie in die Gestaltung dieses Ortes aktiv und auf Augenhöhe miteinbezogen, was ihnen im öffentlichen Raum, in städtischen Beteiligungsformaten sowie in der Schule oft verwehrt bleibt.

Das Gefühl des Unsichtbarseins spiegelt sich auch in den Ausführungen einer Podcaster_in wider. Auf die Frage, wie man den benachbarten Marktplatz (siehe Abb. 3) kinderfreundlich gestalten könnte, antwortet das Kind: „Also ich würde Kinderstatuen da drauf bauen und Spielplätze und vielleicht noch eine Achterbahn.“ (P1) Neben dem Wunsch nach mehr Spielmöglichkeiten wird hier auf die fehlende visuelle Repräsentation von Kindern in Form von Statuen verwiesen. Kinder nehmen im Stadtbild materialisierte Machtasymmetrien zwischen Erwachsenen und Kindern also durchaus wahr und legen ihre Marginalisierung offen. In Anbetracht der symbolischen und oft auch physischen Unsichtbarkeit von Kindern in der gegenwärtigen Stadt scheint die Rollenzuschreibung der Kinder als Gestalter_innen der Stadt von morgen noch einmal mehr zweifelhaft. Um nachhaltig an einer zukunftsfähigen Stadt mitwirken zu können, müssen sich Kinder zunächst im öffentlichen Raum überhaupt wiederfinden und sich mit ihm identifizieren können.

4.3. Bunt, kostenlos und inklusiv – Stadtzukünfte von Kindern

Neben dem Wunsch, mehr in ihrer Gegenwartigkeit wahrgenommen zu werden, haben die Kinder auch vielfältige Ideen für eine lebenswerte Stadt der Zukunft, die sie während der Spaziergänge, in informellen Gesprächen und in den Podcasts äußern. Ihre ersonnenen Zukünfte

zeichnen sich durch Vorstellungen einer „bunten Stadt“ aus, die viele Spielgelegenheiten bietet. In einem Podcast, der von vier Kindern erstellt wurde (siehe Abb. 4), werden beispielsweise folgende Ideen zur kinderfreundlichen Umgestaltung des Marktplatzes (siehe Abb. 3) in der Nähe des Jugendtreffs geäußert:

„Also ich würde die Steine bunt anmalen, weil ich bin so bunt. Und ich würde auch noch dort so, vielleicht so 'ne Rutsche oder so, irgendwie so, ein bisschen so wie sozusagen Spielplatz oder so, wo man sich dann auch dranhängen kann, irgendwie so, an so Ringe oder so, damit Kinder auch Spaß haben, während die Eltern auf die Bahn warten, und das ist eigentlich auch schön für Kinder, wenn die nicht nur stehen müssen.“

(P1)

Der Wunsch nach Spielmöglichkeiten macht ersichtlich, dass Kinder durchaus wahrnehmen, dass der städtische Raum derzeit nicht nach ihren, sondern vor allem nach den Bedürfnissen Erwachsener gestaltet



Abb. 3 Der neu gestaltete Marktplatz in der Nähe des Jugendtreffs kurz vor der Fertigstellung (Quelle: eigenes Foto 2023)

Angesprochen und doch ungefragt

ist. Die Idee, den öffentlichen Raum bunter zu gestalten, wird auch von anderen Kindern geäußert. Gerne würden sie die Aufgabe übernehmen, die Stadt durch Graffiti oder Kreativaktionen farblich zu bereichern, auch um erkennbar zu machen, dass Städte Orte von Kindern und für Kinder sind. Der Wunsch nach einem bunteren Stadtbild und Spielmöglichkeiten außerhalb von Spielplätzen würde demnach nicht nur den Alltag der Kinder positiver gestalten, sondern grundsätzlich sichtbar machen, dass Kinder gegenwärtig in der Stadt leben.

In den entwickelten Visionen städtischer Zukünfte gibt es zudem vielfach den Wunsch nach kostenlosen Angeboten für Kinder. So sollen „Kinder [...] auch Spaß haben, auch wenn sie nicht so viel Geld haben“



Abb. 4 Das Podcaststudio des Jugendtreffs während einer Podcastaufnahme (Quelle: eigenes Foto 2023)

(IG2), weshalb der Jugendtreff als besonders attraktiver Ort erscheint. Auch Einkaufsmöglichkeiten, die alternative Zahlungsmöglichkeiten bieten oder umsonst sind, sodass sie sich dort mit Süßigkeiten oder Sammelkarten versorgen können, werden genannt:

„Dann gibt es noch bei mir, also es gibt verschiedene Häuser mit verschiedenen Sachen drinnen. Und es kostet halt kein Geld, sondern es kostet Wörter. Also wenn man jetzt was kaufen möchte, sagt man Danke und dann kriegt man das halt.“

(P1)

Auch dieser Wunsch lässt Rückschlüsse auf die aktuelle Situation von Kindern in der Stadt zu. So ist der Ausschluss aus vielen Teilen des öffentlichen Lebens aufgrund von begrenzten finanziellen Ressourcen ein viel diskutiertes Thema unter den Kindern. Edukative Ansprachen der BNE, die auf individuellen Konsum abheben, wirken vor diesem Hintergrund doppelt fragwürdig: Neben der bereits zuvor beschriebenen depolitisierenden Wirkung einer Fokussierung auf nachhaltigen Konsum wird deutlich, wie sehr diese Maßnahmen an der Realität von Kindern vorbeigehen und wieso sich Kinder eine Stadt mit mehr kostenlosen Angeboten wünschen. Die Annahme, Kinder könnten tatsächlich zwischen vermeintlich nachhaltigeren Produkten (fair, regional, bio) in Bezug auf Ernährung, technische Geräte oder Kleidung wählen, ignoriert die Tatsache, dass viele Kinder oft wenig bis gar keine finanziellen Ressourcen zur Verfügung haben. Somit scheinen sich diese Appelle zum einen vor allem an Kinder aus der Mittelschicht mit entsprechenden Ressourcen zu richten (vgl. Duveneck 2010: 87). Zum anderen zielen sie darauf, Kinder als Multiplikator_innen einzusetzen, um bei ihren Erziehungsberechtigten und in ihren Familien eine Änderung des Konsumverhaltens hervorzurufen.

Die Ideen der Kinder sind auch von Vorstellungen der Inklusion geprägt, die das Alltagsleben für sie selbst, aber auch für andere marginalisierte Gruppen gerechter machen. So haben Kinder häufig nicht nur ihr eigenes Wohlergehen im Blick, wenn sie etwa an ihnen verwehrte Zugänge zu städtischen Räumen und Ressourcen denken. Vielmehr wissen sie auch um andere Gruppen, deren alltägliche Bewegungen im Stadtraum erschwert sind – wie Mütter mit Kinderwägen, Menschen mit Gehbeeinträchtigungen, wohnungslose Personen und alte Menschen, denen sie auf ihren täglichen Streifzügen begegnen und dadurch um

ihre räumlichen Einschränkungen wissen (P1, P3, SP1). Sie hoffen durch Verbesserung der Infrastruktur – wie der Installation von mehr Ampeln oder dem Austausch von Asphalt zu Rasen (P3) – und Veränderungen in Organisationsformen in der Stadt auf inklusivere Zukünfte für sich und für andere.

Auch wenn einige Ideen der Kinder, wie beispielsweise „mehr Bäume“, „mehr Grün“ und weniger „laute und stinkende Autos“ und „Müll“ (P1, P3), an Problemfelder der zuvor beschriebenen BNE-Inhalte anknüpfen, gehen die meisten Vorstellungen weit über solche kleinteiligen Veränderungswünsche in der Stadt hinaus und hinterfragen aktuelle Entwicklungen viel grundsätzlicher. So stehen die Ideen einer bunten, inklusiven, spielerischen und insbesondere kostenlosen Stadt in vielen Teilen im Kontrast zu den Grundsätzen einer gewinnorientierten und sich am Alltag einkommensstarker Bürger_innen orientierenden unternehmerischen Stadt (vgl. Schipper 2018). Gerade aus diesem Grund bergen Visionen von Kindern das Potenzial politisierender Momente. Sie zeigen kreative und zum Teil irritierende Perspektiven auf, die mit gängigen Vorstellungen brechen, dem Ökonomisierungs- und Optimierungsdrang vieler aktueller Stadtentwicklungsprozesse widersprechen, sich außerhalb der BNE- und SDG-Logiken bewegen und oft auch wesentlich grundsätzlichere Aspekte eines gerechten, nachhaltigen Zusammenlebens in den Vordergrund rücken.

5. Kinder als eigenwillige Expert_innen nachhaltiger Stadtentwicklung

Nachhaltige Stadtentwicklung kann ihr Versprechen, Städte als lebenswerte Orte zu gestalten, nur einlösen, wenn auch diejenigen, die von Beginn an und am längsten in ihnen leben werden, mitgestalten können. Mit unserer Studie können wir zeigen, dass Kinder gerade aufgrund der vielfältigen Beschränkungen und ständigen Erfahrungen von Grenzsetzungen ihre städtische Umwelt sehr differenziert wahrnehmen und dafür sensibel sind, was mit ihnen passiert und wer neben ihnen von Teilen des städtischen Alltags ausgeschlossen wird. Sie sammeln geradezu beiläufig (Expert_innen-)Wissen über ihr Quartier und nehmen Veränderungen oft aufmerksamer wahr als Erwachsene. Allerdings bieten die derzeit implementierten Beteiligungsprozesse kaum Möglichkeiten für junge Menschen, dieses Wissen einzubringen (vgl. Percy-Smith 2010), sondern zielen eher darauf ab, Kindern durch

erzieherische Ansprachen eine individuelle Verantwortung für die nachhaltige Stadt zu übertragen. Dabei könnten die Kinder die städtischen Zukunftsplanungen durch ihre eigenwilligen Perspektiven nachhaltig bereichern. Die hier dargelegten Zukunftsvisionen von jungen Menschen zeigen exemplarisch auf, dass sie vielfältige Ideen für eine Stadt von morgen haben, die nicht nur ihnen, sondern vielen benachteiligten Stadtbewohner_innen zugutekommen.

Gleichzeitig werden Kinder im Rahmen konditionierter Beteiligungsprojekte „auf Kurs“ gebracht, dabei aber auch oft mit der Verantwortung für die Zukunft und mit den damit einhergehenden Ängsten und Hoffnungen alleine gelassen. Unsere Studie legt dar, dass BNE-Maßnahmen häufig genau dort aufzuhören scheinen, wo sich politisierende und kreative Prozesse herausbilden könnten. So sorgt der omnipräsente Fokus auf die SDGs dafür, dass Kindern nur punktuell und zu bestimmten Unterthemen von Nachhaltigkeit Beteiligung angeboten wird. Diese Formate bieten zudem durch ihren ständigen Blick auf die Zukunft keinen Raum für Kinder, über ihre gegenwärtige Situation als heutige Stadtbewohner_innen zu berichten und, von ihren alltäglichen Erfahrungen ausgehend, mögliche zukünftige Veränderungen anzustoßen (vgl. Kallio/Häkli 2013). Hinzu kommt, dass Beteiligungsmöglichkeiten entweder eher symbolischer Natur sind oder aber der zeitlichen und räumlichen Dynamik von Kindheit widersprechen. Das Herausfordernde an nachhaltiger Stadtentwicklung mit Kindern ist demnach, ihnen ausreichend Zeit einzuräumen, sich mitzuteilen und ihre Perspektive sowohl auf die gegenwärtige als auch auf die zukünftige Stadt darzulegen.

Nicht zuletzt der Umgang mit der Protestbewegung Fridays for Future führt deutlich vor Augen, dass Kinder und junge Menschen bei ihren Bemühungen, eine nachhaltige Stadt mitzugestalten, noch unzureichend unterstützt werden und ihnen kaum die Möglichkeit gegeben wird, sich öffentliche Räume sowohl für ihre eigenen Anliegen als auch unser aller Belange anzueignen. Aus diesem Grund scheint es unabdingbar, Fragen nachhaltiger Stadtentwicklung immer auch durch die Augen und ausgehend von den Alltags von Kindern zu betrachten und sie darin zu unterstützen, alternative Stadtvisionen zu formulieren und aktiv an der Gestaltung von Stadtpolitik mitzuwirken.

Dieser Artikel wurde mit Mitteln der DFG (Projektnummer: 413584860) gefördert. Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Wir verwenden für die Teilnehmenden den Begriff „Kinder“, da sich (auch die älteren) Teilnehmenden im Forschungsprozess selbst als Kinder bezeichneten. Auch möchten wir dafür sensibilisieren, dass es „die“ Kinder im Sinne einer homogenen Gruppe nicht gibt, sondern sich ihre Alltage und Erfahrungen deutlich voneinander unterscheiden.

Autor_innen

Antonia Appel forscht im Feld der geographischen Kindheitsforschung an der Schnittstelle von Bildungs- und Stadtgeographie im Kontext von Nachhaltigkeit. antonia.appel@ph-freiburg.de

Verena Schreiber lehrt in den Bereichen Geographiedidaktik und Humangeographie und forscht zu aktuellen Stadtentwicklungsprozessen, Children's Geographies und feministisch-transformativer Bildung. verena.schreiber@ph-freiburg.de

Literatur

- Allmendinger, Phil / Haughton, Graham (2012): Post-political spatial planning in England: A crisis of consensus? In: Transactions of the Institute of British Geographers 37/1, 89-103.
- Beveridge, Ross / Richter, Anna (2018): Die post-politische Stadt. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 63-68.
- Bezirksamt Treptow-Köpenick (2004): Lokale Agenda 21: Treptow-Köpenick. Berlin: Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin.
- Bezirksamt Treptow-Köpenick (2021): Kommunale Nachhaltigkeitsstrategie: Treptow-Köpenick. Berlin: Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin.
- Blaisdell, Caralyn (2019): Participatory work with young children: The trouble and transformation of age-based hierarchies. In: Children's Geographies 17/3, 278-290.
- Bleckmann, Peter / Durdel, Anja (2009): Lokale Bildungslandschaften. Perspektiven für Ganztagschulen und Kommunen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (o. J.): Kommunen. <https://www.bne-portal.de/bne/de/bundesweit/kommunen/kommunen.html> (letzter Zugriff am 10.7.2023).
- Brock, Antje / Grund, Julius (2020): Non-formale Bildung für nachhaltige Entwicklung: Divers, volatil und dabei feste Säulen der Nachhaltigkeitstransformation. Berlin: FU Berlin/ Institut Futur.
- Bundesregierung (2021): Bericht der Bundesregierung zur Bildung für nachhaltige Entwicklung. Berlin: Bundesanzeiger Verlag.
- Cele, Sofia / van der Burgt, Danielle (2015): Participation, consultation, confusion: Professionals' understandings of children's participation in physical planning. In: Children's Geographies 13/1, 14-29.
- Charmaz, Kathy (2014): Constructing grounded theory. Los Angeles: SAGE.
- Christensen, Pia / Hadfield-Hill, Sophie / Horton, John / Kraftl, Peter (2018): Children living in sustainable built environments. New urbanisms, new citizens. Abingdon/New York: Routledge.
- Christensen, Pia / James, Allison (Hg.) (2008): Research with children. Perspectives and practices. New York/London: Routledge.
- Coelen, Thomas / Heinrich, Anna Juliane / Million, Angela (Hg.) (2015): Stadtbaustein Bildung. Wiesbaden: Springer VS.
- Cook, Nicole (2018): More-than-human planning: The agency of buildings and bodies in the post-political city. In: Geographical Research 56/4, 368-381.

- Darier, Éric (1996): Environmental governmentality: The case of Canada's green plan. In: Environmental Politics 5/4, 585-606.
- Deutscher Städtetag (2007): Aachener Erklärung des Deutschen Städtetages anlässlich des Kongresses „Bildung in der Stadt“ am 22./23. November 2007. <https://www.staedtetag.de/files/dst/docs/Dezernat-3/Archiv/aachener-erklaerung-2007.pdf> (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- DUK (Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) (2014): UNESCO Roadmap zur Umsetzung des Weltaktionsprogramms „Bildung für nachhaltige Entwicklung“. Bonn: DUK.
- DUK (Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) (2015): UN-Dekade mit Wirkung. 10 Jahre „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ in Deutschland. Bonn: DUK.
- DUK (Deutsche UNESCO-Kommission e.V.) (2021): Bildung für nachhaltige Entwicklung. Eine Roadmap. Bonn: DUK.
- Duveneck, Anika (2010): Zur paradoxen Beziehung zwischen Kindern und dem öffentlichen Raum – ein explorativer Vorstoß zur Etablierung einer konstruktivistischen Geographie der Kindheit. Jena: Universität Jena.
- Duveneck, Anika (2016): Bildungslandschaften verstehen. Zum Einfluss von Wettbewerbsbedingungen auf die Praxis. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Duveneck, Anika (2018): (Kommunale) Bildung. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 200-206.
- Etherington, David / Jones, Martin (2018): Re-stating the post-political: Depoliticization, social inequalities, and city-region growth. In: Environment and Planning A: Economy and Space 50/1, 51-72.
- Evans, Bethan / Honeyford, Emma-Jay (2012): Brighter futures, greener lives: Children and young people in UK sustainable development policy. In: Peter Kraftl (Hg.), Critical geographies of childhood and youth. Policy and practice. Bristol: Policy Press, 61-77.
- Fletcher, Robert / Cortes-Vazquez, Jose A. (2020): Beyond the green panopticon: New directions in research exploring environmental governmentality. In: Environment and Planning E: Nature and Space 3/2, 289-299.
- Foucault, Michel (2006): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freytag, Tim / Jahnke, Holger (2015): Perspektiven für eine konzeptionelle Orientierung der Bildungsgeographie. In: Geographica Helvetica 70/1, 75-88.
- Freytag, Tim / Jahnke, Holger / Kramer, Caroline (2015): Bildungsgeographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gallagher, Michael (2009): Ethics. In: E. Kay M. Tisdall / John M. Davis / Michael Gallagher (Hg.), Researching with children and young people: Research design, methods and analysis. London: SAGE, 11-64.
- Gebauer, Ronald (2021): Kritische Perspektive auf Bildung für nachhaltige Entwicklung aus der Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung. In: Jörg Eulenbeger / Lisa Artmaier / Korbinian Biller / Angela Firmhofer / Ronald Gebauer / Dieter Rink / Carolin Hoch / Katrin Otremba / Maria Albrecht / Tatjana Mögling / Anna-Luise Schönheit (Hg.), Strukturelle Verankerung von Bildung für nachhaltige Entwicklung in kommunale Bildungslandschaften: Forschungs- und Diskussionsstand. Leipzig: Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung, 149-171.
- Ghafoor-Zadeh, Dana (2023): Moving through, interacting with, and caring for the city. Children's and young people's everyday experiences in smart cities. In: Digital Geography and Society 4, 100051.
- Ghafoor-Zadeh, Dana / Schreiber, Verena (2021): Smarte Kindheiten. Wenn junge Menschen in das Blickfeld städtischer Regierungsweisen rücken. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/3-4, 57-82.
- Grapentin-Rimek, Theresa (2019): Bildung für nachhaltige Entwicklung in kommunalen Bildungslandschaften. In: Mandy Singer-Brodowski / Nadine Etzkorn / Theresa Grapentin-Rimek

Angesprochen und doch ungefragt

- (Hg.), Pfade der Transformation. Die Verbreitung von Bildung für nachhaltige Entwicklung im deutschen Bildungssystem. Opladen: Barbara Budrich, 233-290.
- Hadfield-Hill, Sophie / Christensen, Pia (2021): „I'm big, you're small. I'm right, you're wrong“: The multiple P/politics of „being young“ in new sustainable communities. In: *Social & Cultural Geography* 22/6, 828-848.
- Hamburg, Steffen (2018): Lokale Bildungslandschaften auf Nachhaltigkeitskurs. Bildung für nachhaltige Entwicklung im kommunalpolitischen Diskurs. Wiesbaden: Springer VS.
- Hansen, Rüdiger / Knauer, Raingard / Friedrich, Bianca (2004): Die Kinderstube der Demokratie. Partizipation in Kindertageseinrichtungen. Kiel: verlag das netz.
- Holst, Jorrit / Brock, Antje (2020): Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) in der Schule: Strukturelle Verankerung in Schulgesetzen, Lehrplänen und der Lehrerbildung. https://www.ewi-psy.fu-berlin.de/erziehungswissenschaft/arbeitsbereiche/institut-futur/Projekte/Dateien/2020_BNE_Dokumentenanalyse_Schule.pdf (letzter Zugriff am 25.8.2023).
- Horton, John / Hadfield-Hill, Sophie / Kraftl, Peter (2013): Children, young people and sustainability: Introduction to special issue. In: *Local Environment* 18/3, 249-254.
- Horton, John / Hadfield-Hill, Sophie / Kraftl, Peter (2015): Children living with 'sustainable' urban architectures. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 47/4, 903-921.
- Kallio, Kirsi Pauliina / Häkli, Jouni (2013): Children and young people's politics in everyday life. In: *Space and Polity* 17/1, 1-16.
- Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (2013): Urbane Spielräume: Bildung und Stadtentwicklung – Einleitung. In: Fabian Kessl / Christian Reutlinger (Hg.), *Urbane Spielräume. Bildung und Stadtentwicklung*. Wiesbaden: Springer VS, 7-16.
- Klöti, Tanja (2016): Zum Verhältnis von partizipativer Stadtentwicklung, neoliberaler Stadtpolitik und stadtteilbezogener Sozialer Arbeit. In: Patrick Oehler / Nicola Thomas / Matthias Drilling (Hg.), *Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt*. Wiesbaden: Springer VS, 53-73.
- Knauer, Raingard / Hansen, Rüdiger / Sturzenhecker, Benedikt (2016): Demokratische Partizipation in Kindertageseinrichtungen. Konzeptionelle Grundlagen. In: Raingard Knauer / Benedikt Sturzenhecker (Hg.), *Demokratische Partizipation von Kindern*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Koch, Florian / Krellenberg, Kerstin (2021): Nachhaltige Stadtentwicklung. Die Umsetzung der Sustainable Development Goals auf kommunaler Ebene. Wiesbaden: Springer VS.
- Koch, Philippe / Beveridge, Ross (2018): Postpolitische Stadt. In: Dieter Rink / Annegret Haase (Hg.), *Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen*. Opladen/Toronto: Barbara Budrich, 279-297.
- Kolleck, Nina (2015): Von der Bildungslandschaft zur nachhaltigen Bildungslandschaft. In: Robert Fischbach / Nina Kolleck / Gerhard de Haan (Hg.), *Auf dem Weg zu nachhaltigen Bildungslandschaften*. Wiesbaden: Springer VS, 27-38.
- Kreis Düren (2022): Gut organisiert mit dem Familienkalender des Kreises Düren. <https://www.kreis-dueren.de/presse/2022/vorstellung-familienkalender-2022-09-22.php> (letzter Zugriff am 25.8.2023).
- Krueger, Robert / Freytag, Tim / Mössner, Samuel (2019): The rise of sustainable urban development. In: Robert Krueger / Tim Freytag / Samuel Mössner (Hg.), *Adventures in sustainable urbanism*. Albany: SUNY Press, 23-48.
- Maniates, Michael F. (2001): Individualization: Plant a tree, buy a bike, save the world? In: *Global Environmental Politics* 1/3, 31-52.
- Mannion, Greg (2007): Going spatial, going relational: Why „listening to children“ and children's participation needs reframing. In: *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education* 28/3, 405-420.
- Mansfield, Robyn G. / Batagol, Becky / Raven, Rob (2021): „Critical agents of change?\": Opportunities and limits to children's participation in urban planning. In: *Journal of Planning Literature* 36/2, 170-186.

- Million, Angela / Coelen, Thomas / Heinrich, Anna Juliane / Loth, Christine / Somborski, Ivanka (2017): Gebaute Bildungslandschaften. Verflechtungen zwischen Pädagogik und Stadtplanung. Berlin: jovis.
- NAP BNE (Nationale Plattform Bildung für nachhaltige Entwicklung) / BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (2017): Nationaler Aktionsplan Bildung für nachhaltige Entwicklung. Der deutsche Beitrag zum UNESCO-Weltaktionsprogramm. https://www.bne-portal.de/bne/shareddocs/downloads/files/nationaler_aktionsplan_bildung-er_nachhaltige_entwicklung_neu.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- Neumann, Jana / Riedel, Julia / Sturzenhecker, Benedikt (2020): Partizipation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: deutsche jugend 2, 57-65.
- Newman, Janet (2010): Towards a pedagogical state? Summoning the „empowered“ citizen. In: Citizenship Studies 14/6, 711-723.
- Nordström, Maria / Wales, Mark (2019): Enhancing urban transformative capacity through children's participation in planning. In: Ambio 48/5, 507-514.
- Percy-Smith, Barry (2010): Councils, consultations and community: Rethinking the spaces for children and young people's participation1. In: Children's Geographies 8/2, 107-122.
- Percy-Smith, Barry / Burns, Danny (2013): Exploring the role of children and young people as agents of change in sustainable community development. In: Local Environment 18/3, 323-339.
- Percy-Smith, Barry / Taylor, Marilyn (2008): Children's participation: Learning from and for community development. In: The International Journal of Children's Rights 16/3, 379-394.
- Pettig, Fabian (2021): Transformative Lernangebote kritisch-reflexiv gestalten. Fachdidaktische Orientierungen einer emanzipatorischen BNE. In: GW-Unterricht 1, 5-17.
- Pykett, Jessica (2012): The new maternal state: The gendered politics of governing through behaviour change. In: Antipode 44/1, 217-238.
- Reutlinger, Christian (2021): Unsichtbare Kindergeographien. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/3-4, 13-32.
- Rink, Dieter (2018): Nachhaltige Stadt. In: Dieter Rink / Annegret Haase (Hg.), Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen/Toronto: Barbara Budrich, 237-258.
- Schipper, Sebastian (2018): Unternehmerische Stadt. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 147-152.
- Schreiber, Verena (2020): Geographien der Kindheit – Zur Relevanz des Räumlichen für die Kindheitsforschung. In: Sabine Bollig / Lars Alberth / Larissa Schindler (Hg.), Materialitäten der Kindheit. Körper – Dinge – Räume. Wiesbaden: Springer VS, 249-261.
- Schreiber, Verena / Ghafoor-Zadeh, Dana (2022): Geographiedidaktische Forschung als ethische Praxis. Anregungen aus den Childhood Studies. In: Mirka Dickel / Georg Gudat / Jochen Laub (Hg.), Ethische Orientierung für die Geographiedidaktik. Bielefeld: transcript, 149-168.
- Schreiber, Verena / Ghafoor-Zadeh, Dana (2023): Stadt entdecken. Kindheit, Bildung und Ungleichheit. In: Yvonne Franz / Anke Strüver (Hg.): Stadtgeographie. Aktuelle Themen und Ansätze. Berlin/Heidelberg: Springer, 223-251.
- Shtebunaev, Simeon / Gullino, Silvia / Larkham, Peter J. (2023): Planning the smart city with young people: Teenagers' perceptions, values and visions of smartness. In: Urban Planning 8/2, 57-69.
- Singer-Brodowski, Mandy / Kmínek, Helge (2023): Zu den Zielen von Bildung für nachhaltige Entwicklung und dem Stand der Implementierung im deutschen Schulsystem. In: DDS – Die Deutsche Schule 2023/2, 94-104.
- Somerville, Margaret / Green, Monica (2015): Children, place and sustainability. London: Palgrave Macmillan.

Angesprochen und doch ungefragt

- Soneryd, Linda / Ugglå, Ylva (2015): Green governmentality and responsabilization: New forms of governance and responses to „consumer responsibility“. In: *Environmental Politics* 24/6, 913-931.
- Swyngedouw, Erik (2007): Impossible sustainability and the post-political condition. In: Robert Krueger / David Gibbs (Hg.), *The sustainable development paradox. Urban political economy in the United States and Europe*. New York: Guildford Press, 13-40.
- Swyngedouw, Erik (2009): The antinomies of the postpolitical city: In search of a democratic politics of environmental production. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 33/3, 601-620.
- Swyngedouw, Erik (2011): Depoliticized environments: The end of nature, climate change and the post-political condition. In: *Royal Institute of Philosophy Supplement* 69, 253-274.
- Thaler, Richard H. / Sunstein, Cass R. (2008): *Nudge. Improving decisions about health, wealth, and happiness*. New Haven: Yale University Press.
- Tisdall, E. Kay M. (2013): The transformation of participation? Exploring the potential of „transformative participation“ for theory and practice around children and young people’s participation. In: *Global Studies of Childhood* 3/2, 183-193.
- Tisdall, E. Kay M. (2017): Conceptualising children and young people’s participation: Examining vulnerability, social accountability and co-production. In: *The International Journal of Human Rights* 21/1, 59-75.
- Tonucci, Francesco / Rissotto, Antonella (2001): Why do we need children’s participation? The importance of children’s participation in changing the city. In: *Journal of Community & Applied Social Psychology* 11/6, 407-419.
- Tsevreni, Irida / Tigka, Anna / Christidou, Vasilias (2023): Exploring children’s participation in the framework of early childhood environmental education. In: *Children’s Geographies* 21/3, 394-409.
- UN (United Nations) (1989): Konvention über die Rechte des Kindes. <https://www.ohchr.org/en/instruments-mechanisms/instruments/convention-rights-child> (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- UN (United Nations) (2015): Transforming our world: The 2030 Agenda for sustainable development. <https://sdgs.un.org/2030agenda> (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- UNESCO (2017): Education for sustainable development goals: Learning objectives. <https://unesdoc.unesco.org/ark:/48223/pf0000247444> (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- UN-Habitat (United Nations Human Settlements Programme) (2016): Neue Urbane Agenda. <https://habitat3.org/wp-content/uploads/NUA-German.pdf> (letzter Zugriff am 21.6.2024).
- Vare, Paul / Scott, William (2007): Learning for a change. In: *Journal of Education for Sustainable Development* 1/2, 191-198.
- Walker, Catherine (2017): Tomorrow’s leaders and today’s agents of change? Children, sustainability education and environmental governance. In: *Children & Society* 31/1, 72-83.
- Wals, Arjen E. J. / Geerling-Eijff, Floor / Hubeek, Francisca / van der Kroon, Sandra / Vader, Janneke (2008): All mixed up? Instrumental and emancipatory learning toward a more sustainable world: Considerations for EE policymakers. In: *Applied Environmental Education & Communication* 7/3, 55-65.
- Webb, Rebecca / Morelos-Juarez, Citlalli / Saha, Anindita / Kirby, Perpetua / Pociano, Paola / Karath, Kata / Palomeque, Emilia / Macias, Miguel / Meza, Paola (2023): „Hope in the present“. In: Barry Percy-Smith / Nigel Patrick Thomas / Claire O’Kane / Afua Twum-Danso Imoh (Hg.), *A handbook of children and young people’s participation*. London: Routledge, 98-107.
- Wood, Matt / Flinders, Matthew (2014): Rethinking depoliticisation: Beyond the governmental. In: *Policy & Politics* 42/2, 151-170.
- Zeiger, Helga (2009): Ambivalenzen und Widersprüche der Institutionalisierung von Kindheit. In: Michael-Sebastian Honig (Hg.), *Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. Weinheim/München: Juventa, 103-126.

Interviews (I), Podcasts (P), informelles Gespräch (IG), Stadtpaziergang (SP)

- I1 Mitarbeiter_in Kommunale Ökumene Treptow-Köpenick 28.9.2022
- I2 Mitarbeiter_in Bezirksamt Treptow-Köpenick 25.4.2022
- I3 Mitarbeiter_in Senatsverwaltung für Umwelt, Mobilität, Verbraucher- und Klimaschutz 27.4.2022
- I4 Mitarbeiter_in Jugendeinrichtung Treptow-Köpenick 1.8.2022
- I5 Mitarbeiter_in Nachbarschaftszentrum Treptow-Köpenick 29.3.2023
- P1 Podcastaufnahme vier Teilnehmer_innen Mai 2023
- P2 Podcastaufnahme vier Teilnehmer_innen Mai 2023
- P3 Podcastaufnahme drei Teilnehmer_innen Mai 2023
- IG1 Informelles Gespräch mit Teilnehmer_innen im Jugendtreff Mai 2023
- IG2 Informelles Gespräch mit Teilnehmer_innen im Jugendtreff Mai 2023
- SP1 Gespräch während Stadtpaziergang Mai 2023

Addressed and yet excluded: children's role(s) in sustainable urban development

Cities and sustainability seem to be inseparably intertwined nowadays. Countless cities are pursuing sustainable urban development agendas and are thus aiming at contributing to achieving the UN's 17 Sustainable Development Goals. In this context, it can be observed that oftentimes children are addressed and asked to take responsibility for a liveable urban future. The concept of „Education for Sustainable Development“ plays a key role in this process. Its implementation in various formal and non-formal educational settings is used to instruct specifically children to adopt sustainable ways of behaving. Drawing on empirical data from a field study in Berlin's district of Treptow-Köpenick, in this article we examine on the one hand the role ascribed to children in processes of sustainable urban development and what opportunities they have to participate in these processes. On the other hand, we contrast this attribution with children's everyday experiences and their ideas for a liveable city of the future. The article concludes with a discussion of how children can genuinely and self-determinedly participate in urban transformation processes and critically, creatively and collectively contribute to a sustainable future.

Vom Kolonialinstitut zur Universität

Das Gespenst des deutschen Kolonialismus an der Universität Hamburg

Tania Mancheno, Alexa Vaagt

2019 feierte die Universität Hamburg ihr 100-jähriges Jubiläum. Doch wann begann ihre Geschichte wirklich? Das Hamburgische Kolonialinstitut, das von 1908 bis 1919 der wissenschaftlichen Ausbildung von Kolonialbeamten diente, war im heutigen Hauptgebäude der Universität untergebracht. Das Kolonialinstitut war nicht nur der Vorläufer der Universität, sondern markierte auch die Entstehung einer der ersten Institutionen für höhere Bildung in der Hansestadt. Die Jubiläumsfeier spiegelt eine koloniale Amnesie wider, die eine Ausblendung dieses Teils der Universitätsgeschichte ermöglicht. In diesem Beitrag setzen wir uns kritisch mit der verdrängten Geschichte der Bildungsinstitution auseinander, indem wir folgenden Fragen nachgehen: Was bedeutet es für eine wissenschaftliche Institution, aus der deutschen Kolonialgeschichte hervorgegangen zu sein? Wie lässt sich diese Geschichte heute aus einer dekolonial- feministischen Perspektive rekonstruieren? Wir versuchen mit dem Beitrag in die offizielle Erinnerungskultur und -politik der Universität und in ihren amnestischen Umgang mit ihrem kolonialen Erbe zu intervenieren.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung[1]

Das heute prägnante Hauptgebäude der Universität Hamburg am Dammtor, das die ornamentale Inschrift „Der Forschung. Der Lehre. Der Bildung“ trägt, wurde 1911 fertiggestellt (Möhle 1999: 102). Der Bau des Gebäudes hatte 1908 begonnen. Es wurde allerdings nicht für die Universität konzipiert, sondern für das Hamburgische Kolonialinstitut, das sich dort bis 1919 befand. In jenem Jahr wurde das Institut durch eine parlamentarische Abstimmung aufgelöst und die erste Universität der Hansestadt gegründet.[2] Viele Mitarbeiter[3] des Kolonialinstituts behielten ihre Posten. Der Lehrplan wurde zwar erweitert, die koloniale Ausrichtung jedoch nicht grundsätzlich verändert.[4] Obwohl es sich bei genauer Analyse um einen Akt der Umbenennung handelt, feierte

die Universität Hamburg 100 Jahre später, im Mai 2019, das Jubiläum ihrer Gründung.

In diesem Beitrag diskutieren wir diesen reibungslosen Übergang vom Kolonialinstitut zur Universität und decken die Kontinuitäten kolonialer Gewalt in der offiziellen Erinnerungskultur auf. Da die Universität Hamburg die institutionelle Vorgeschichte bei ihrer Jubiläumsfeier ausblendete, können wir einen amnestischen Umgang mit dem kolonialen Erbe identifizieren, in den dieser Beitrag intervenieren möchte. Wir argumentieren, dass die Motivation, die moderne Universität Hamburg von ihrer Kolonialgeschichte entkoppeln zu wollen, in eine politische Sackgasse führt, in der sich die Universität als (post-)kolonialer Erinnerungsort verfestigt. Dies wiederum verunmöglicht die Anerkennung von institutionellem Rassismus.

Mittels einer skizzenhaften Rekonstruktion der Erinnerungslandschaften und der *color line* (Du Bois 2007 [1903]) auf dem Campus thematisieren wir die Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Kolonialismus, Antisemitismus und den heutigen Rassismuserfahrungen an der Universität. Zuerst kontextualisieren wir die Entstehung der Universität in einer postnationalen und intersektionalen Perspektive. Dabei wenden wir Prämissen des afrozentriert-diasporischen Denkens an. Wir orientieren unsere Recherche an den Arbeiten der Schwarzen Historikerin Fatima El-Tayeb (2015) sowie der nicht-weißen Feministin Françoise Vergès (2018; 2020). Anhand ausgesuchter Erinnerungsorte problematisieren beide Autorinnen die Koexistenz einer kolonialen Amnesie und einer nationalen Erinnerungskultur in Deutschland beziehungsweise Frankreich. Ihre Perspektiven zur europäischen und urbanen Kolonialgeschichte erlauben es, jene Erinnerungslandschaften zu kartieren, die traditionell kaschiert werden. Zudem beziehen wir uns auf Encarnación Gutiérrez-Rodríguez (et al. 2016; 2014) und María do Mar Castro Varela (2017), die aus einer feministischen Perspektive kolonial geprägte Strukturen in der deutschen Gesellschaft identifizieren.

In einem zweiten Schritt diskutieren wir Ereignisse, die prozesshafte Bestandteile der (post-)kolonialen Geschichte der Universität Hamburg sind. Dabei geht es einerseits um die neoliberalen Wettbewerbsstrategien der letzten Jahre mit dem Ziel einer sogenannten Internationalisierung der Hochschule, die andererseits mit einer tradierten Indifferenz gegenüber den Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Menschen und People of Color auf dem Campus koexistiert. Wir diskutieren, wie die

internationale Öffnung der Universität mit der Gleichgültigkeit und der systemischen Unsichtbarkeit von Reinigungsarbeit (Vergès 2020) und einer rassifizierten Arbeitsteilung einhergeht.

Anschließend definieren wir die Universität um in einen dekolonialen Ort, indem wir Erinnerungsformen vorstellen, die es erlauben, die Erfahrungen rassifizierter Menschen zu zentrieren. Der Beitrag schließt mit Antworten auf die Frage, wie die koloniale Geschichte durch eine dekoloniale Wissensproduktion vermittelt werden könnte.

2. Feministische Erinnerungslandschaften

Obwohl die Universität als Bildungseinrichtung es anstrebt, universelles Wissen zu vermitteln, grenzt sie dennoch aus. Emily Ngubia Kessé beschreibt die Universität als „Ort, der eine maßgebliche Rolle dabei eingenommen hat, eine weiße Weltanschauung als die zentrale Perspektive auf Lebensrealitäten und Erfahrungen zu etablieren“ (zitiert nach Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016: 164). Auch Castro Varela (2017: 3 f.) versteht Bildungseinrichtungen als Ort, an dem Menschen sich daran gewöhnen, „den vorgesehenen Platz innerhalb der Gesellschaft als den wahren und mithin allein richtigen Platz wahrzunehmen und schließlich auch einzunehmen“.[5] Als bedeutungstragende und bedeutungsproduzierende Institution ist die Universität ein Ort gesellschaftlicher Inklusion und Exklusion. Darüber hinaus ist ihre Geschichte mit globalen und transnationalen Machthierarchien verbunden.

Die fehlende kritische Erinnerungskultur ist ein frappierendes Beispiel für die koloniale Amnesie der Universität. Deren koloniale Geschichte ließe sich leicht anhand biografischer und historischer Elemente rekonstruieren. Doch die künstliche Entkopplung von der Kolonialgeschichte in heutigen Erinnerungsformen ist nicht nur auf die Universität beschränkt.

Der Historiker Jürgen Zimmerer (2013: 13) argumentiert, dass sich die koloniale Amnesie der deutschen Gesellschaft – vor allem bezüglich des ersten Genozides im 20. Jahrhundert im heutigen Namibia – in der Indifferenz gegenüber der Verantwortung für die Reparationen gegenüber den Nachkommen der Herero- und Nama-Communitys erkennen lässt (ebd.: 19).[6] Eine nicht aufgearbeitete Kolonialgeschichte nährt einen strukturellen und einen internalisierten Rassismus, der als individuelle oder gesellschaftliche Strategie versucht, die vermeintlich positiven Aspekte des deutschen Kolonialismus hervorzuheben.

Zimmerer zeigt, inwiefern (post-)koloniale Erinnerungsorte der gesellschaftlichen Indifferenz gegenüber dem Kolonialismus, aber auch seiner Verharmlosung oder sogar Romantisierung entgegenwirken (ebd.: 22). Die Markierung (post-)kolonialer Erinnerungsorte in urbanen Landschaften erlaubt es, so Zimmerer, die „nationalen Identitätsbildungs- und inner-europäischen Abgrenzungsstrategien durch gemeinsame europäische auf Abgrenzung von der nichteuropäischen Welt bedachte Konstruktionen [zu] ergänzen“ (ebd.: 17). Die Erweiterung der Erinnerungsfähigkeit ermöglicht es, den Kolonialismus als europäisches Projekt zu erforschen. Zudem kann die Bedeutung der deutschen Kolonien für die Kolonialmetropole in den Erinnerungslandschaften heutiger Städte aufgezeigt werden.

Fatima El-Tayeb (2015) erweitert Zimmerers Perspektive der ausgrenzenden Mechanismen zwischen „Eigenen“ und „Anderen“ (Zimmerer 2013: 13) durch die „Dimensionen von Diaspora“ (El-Tayeb 2015: 130). Sie beschreibt diasporische Erinnerungslandschaften, die aus einem dialogischen Modell der Identität entspringen. Dabei bezieht sie sich auf Michelle Wrights (2004: 12) Diasporabegriff als „a dialogic formation in which many subjectivities exist that cannot be organized into thetical and antithetical categories“. Wrights Diasporabegriff verbindet analytisch die Erfahrungen rassifizierter Menschen im Globalen Süden und im Globalen Norden miteinander, indem er einen Zugang zu einer afrozentrierten Geschichtsschreibung eröffnet. Dies ergänzt und verkompliziert die politische Geographie, die postkolonialen Erinnerungsorten zugrunde liegt und die zwischen einer kolonialen und einer kolonisierten Welt unterscheidet.

Nach El-Tayeb (2015: 134) lenkt der *women of color feminism* die Aufmerksamkeit auf globale intersektionale Machtstrukturen. Dadurch wird die Entstehung einer transnationalen Identität lokalisierbar. Diese bildet sich jenseits der Homogenität der imaginierten nationalen Identität (Anderson 1988). Sie entsteht stattdessen um diasporische Intersubjektivität herum.

Indem El-Tayeb den Begriff der Diaspora in die normative Ordnung von Erinnerungslandschaften und -politiken integriert, eröffnet sie eine transnationale Perspektive auf postkoloniale Erinnerungsorte, die auf eine kritische Rekonstruktion der Institutionsgeschichte der Universität Hamburg angewendet werden kann. Die Bildung von Zugehörigkeit und Wissenschaft jenseits des Universalismus der *Uni*-versität nehmen wir in den folgenden Abschnitten in den Blick, um erstens den

institutionalisierten Rassismus an der Universität durch die *color line* auf dem Campus zu veranschaulichen und ihm zweitens durch eine dekoloniale Auseinandersetzung mit ihrer räumlichen Geschichte – also durch eine kritische Kartierung – entgegenzuwirken.

Geleitet von Vergès' Annahme, dass die koloniale Amnesie eine „Politik der Vergesslichkeit“ (2018) voraussetzt, beschreiben wir Ereignisse an der Universität sowie Strukturen, die zeigen, dass sowohl die Lebenserfahrungen als auch das Wissen von Schwarzen und nicht-weißen Menschen systematisch entwertet und für unwissenschaftlich, überflüssig oder nutzlos verklärt werden (ebd.). Dabei gehen wir auch auf das zum Zeitpunkt des (aus der Kolonialgeschichte entkoppelten) 50. Jubiläum der Universität veröffentlichte Sammelband *Das permanente Kolonialinstitut* (ASTA 1969) ein. Das vom damaligen Allgemeinen Studentenausschuss (ASTA) der Universität herausgegebene Buch formuliert in sieben Beiträgen eine Kritik an der Datierung der Feierlichkeiten und deckt sowohl kolonial-patriarchale als auch imperialistische Kontinuitäten in der Universitätsgeschichte auf. Wir erweitern diese Machtkritik, indem wir auf die Intersektionalität eingehen, die entscheidend ist, um die Universität Hamburg als postkolonialen und neokolonialen Ort zu markieren und zu begreifen.

3. Verflochtene Erinnerungslandschaften

In den urbanen Landschaften der Kolonial- und Hafenmetropole Hamburg lassen sich zahlreiche Beispiele für postkoloniale Erinnerungsorte identifizieren, die von den Auswirkungen des deutschen und des europäischen Kolonialismus erzählen. Exemplarisch dafür ist das Vorlesungsgebäude des Kolonialinstituts in der Nähe des Bahnhofs Dammtor, das 1911 fertiggestellt wurde (Ruppenthal 2013: 262, 267). Den Bau finanzierte unter anderem der Hamburger Kaufmann Edmund Siemers. Seinen Reichtum erwarb Siemers mit seinem Unternehmen in der extraktivistischen Ölindustrie (Die Welt 1948), das später Teil von ExxonMobil wurde. Heute heißt die Straße, an der das zum Hauptgebäude der Universität Hamburg umfunktionierte Gebäude liegt, Edmund-Siemers-Allee.

Ende der 1990er Jahre wurde das Hauptgebäude der Universität Hamburg durch den Bau eines Ost- und eines Westflügels ergänzt. Im Stadtbild ergibt dies folgende Ordnung: Das Afrika-Asien-Institut der Universität liegt auf der Ost- und das Institut für Ethnologie auf der

Westseite des Hauptgebäudes. Beide genannten Institute dienen sozusagen als Wissensflügel des ehemaligen Kolonialinstituts.

Hinter dem Westflügel des Hauptgebäudes befindet sich heute der Platz der Jüdischen Deportierten. Zur Präsenz jüdischen Lebens mitten im einstigen jüdischen Viertel Hamburgs gehört auch die in unmittelbarer Nähe zum Campus liegende jüdische Schule (mit Polizeischutz). Auf dem heutigen Joseph-Carlebach-Platz neben der Schule befand sich bis 1938 die größte Synagoge der Stadt.[7] Die große Anzahl an Stolpersteinen, die im Univiertel verlegt wurden, zeigt die Verflechtungen zwischen Universitätsgeschichte, jüdischer Geschichte und der Vernichtungspolitik der Nationalsozialist_innen im 20. Jahrhundert. Bereits bei der Finanzierung des Kolonialinstituts gab es Verflechtungen zwischen Kolonialismus und Antisemitismus.

Unweit des Campus erinnert ein Straßename an den Hamburger Alfred Beit, dessen Eltern vom Judentum ins Christentum konvertierten, um den Antisemitismus zu entkommen (Albrecht 2011: 16). 1906 spendete Beit zwei Millionen Mark für die Finanzierung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung (HWS), aus der das Kolonialinstitut hervorging (Albrecht 2011: 199 f.). Beits Name steht zwar neben dem von Edmund Siemers auf den Gedenktafeln für die Förderer des Kolonialinstitutes im Hauptgebäude der Universität. Allerdings wurde er zur Zeit seiner Spende in der hamburgischen Presse mit antisemitischen Karikaturen beleidigt (Albrecht 2011: 121). Seinen Reichtum verdankt Beit der Diamantenindustrie in Südafrika (Zimmerer 2019), in der er Geschäftspartner des britischen Kolonialagenten Cecil Rhodes war.

Beit ging zusammen mit Werner von Melle zur Schule (ebd.: 20), dem ehemaligen Senator und Leiter der Hamburger Oberschulbehörde. An von Melle erinnern Straßen- und Gebäudenamen auf dem Campus, da dieser als Impulsgeber für die Gründung der ersten Hochschule der Stadt gilt. Weniger bekannt ist, dass von Melle ein Kolonialenthusiast war und maßgeblich zur Gründung des Hamburgischen Kolonialinstituts beitrug (Ruppenthal 2013: 259).

Siemers und von Melle prägen noch heute die Orientierung auf dem Campus. Ihre Würdigung im Univiertel blendet die Verflechtungen zwischen extraktivistischem Kolonialismus und Antisemitismus in der Geschichte der Universität aus, da die romantisierte offizielle Erinnerungskultur in Form von Straßennamen, Gebäude- und

Platzbenennungen sowohl die Geschichte des Kolonialinstituts als auch dessen wissenschaftliche Ausrichtung verdeckt.

4. Die Universität als (post-)kolonialer Erinnerungsort

Aufgrund der inhaltlichen, räumlichen und biografischen Kontinuitäten zwischen dem Kolonialinstitut und der Universität Hamburg kommen die Historiker Jens Ruppenthal (2013) und Rainer Nicolaysen (2021) zu dem Schluss, dass es sich bei dem Hauptgebäude um einen (post-)kolonialen Erinnerungsort handelt. Die administrative und räumliche Verbindung von Kolonialismus und Wissenschaft, die im Hauptgebäude der Universität Hamburg zustande kam, steht exemplarisch für die gegenseitige Bedingung von Modernität und Kolonialität in der postkolonialen Stadt.

Die Geschichte der Universität Hamburg zeigt nicht nur Verflechtungen zwischen deutscher Kolonialgeschichte und Metropolengeschichte. Indem es sich für die kolonialwissenschaftliche Grundlagenforschung und die Ausbildung von Kolonialbeamten verantwortlich erklärte, trug das Kolonialinstitut auch zur Identitätsbildung bei. Als Ort der Wissensproduktion steht es sowohl für die deutsche Kolonialgeschichte als auch für die Tatsache, dass die Wissenschaft im Dienst des Kolonialismus stand und dieser „als eine Technik wie jede andere“ verstanden wurde (Dernburg, zitiert nach Ruppenthal 2013: 260). Zum Lehrplan des Kolonialinstituts gehörten „Landeskunde der deutschen Kolonien“, „Eingeborenenrecht“ und Sprachkurse in der Kolonialsprache Kisuaheli (Möhle 1999: 102). Als Zentrum für angewandte Forschung und Lehre konzipiert (ebd.), bot das Kolonialinstitut einen diskursiven und ideologischen Überbau, der die systematische Ausbeutung Schwarzer und nicht-weißer Menschen in den deutschen Kolonien und darüber hinaus rechtfertigte (Zimmerer 2019). Das Ziel, Kolonialbeamte auszubilden, scheiterte teilweise, vor allem da andere Bildungseinrichtungen das Hochschulstudium nicht anerkannten (ebd.). Allerdings trug die 1919 gegründete Universität die „übersee- und kolonialkundliche Ausrichtung in Fortsetzung der Tradition des Kolonialinstituts“ (Micheler/Michelsen 1994: 13) weiter. Zu diesem Zeitpunkt wurden auch neue Institute für „Auslandsdeutschtum“, „deutsches Siedlungswesen“, „Kolonialgeschichte“ und „Kolonialpolitik“ gegründet (Möhle 1999: 104).

Ruppenthal und Nicolaysen setzten sich außerdem mit der Universitätsgeschichte während des Nationalsozialismus auseinander.

Sie berichten, dass die kolonialwissenschaftliche Ausrichtung zwischen 1938 und 1945 vertieft und unter dem Dach der Universität sogar erneut ein „Kolonial-Institut“ gegründet wurde (Ruppenthal 2013: 266; Nicolaysen 2021: 178). Die Autoren behandeln jedoch in ihren historischen Rekonstruktionen die Intersektionen zwischen Kolonialismus und Antisemitismus nicht.

Anders verhält sich die studentische Kritik an der Universitätsgeschichte, die in *Das permanente Kolonialinstitut* (ASTA 1969) formuliert wurde. In der Kritik an der 50-jährigen Jubiläumsfeier der Universität setzen sich die Autor_innen mit der fehlenden Entnazifizierung der Universität auseinander. Sie weisen nach, dass nach 1945 lediglich eine Rückkehr zum Hochschulgesetz von 1921 stattfand, womit die rechtlichen Bestimmungen auch 26 Jahre nach Gründung der Universität an deren ursprünglicher kolonialer Ausrichtung festhielten (ebd.: 31). Zudem diskutiert der Band Professoren mit einer nationalsozialistischen Kollaborationsgeschichte wie Peter R. Hofstätter[8], der trotz seiner antisemitischen und rassistischen Theorien bis in die 1960er Jahre weiter lehren durfte und sogar Direktor des Psychologischen Instituts der Universität Hamburg blieb (ebd.: 119-138).[9]

In *Das permanente Kolonialinstitut* stellt der damalige ASTA auch den Einfluss der Hamburger Kapital- und Industriegesellschaft dar, indem die Verquickungen von Rüstungsindustrie, Universitätsfinanzierung und Forschung aufgezeigt werden. In den 1950er Jahren trug die Rüstungsindustrie beispielsweise zur Militarisierung der Meeresforschung bei (ebd.: 71, 81-85). Auch Beispiele neokolonialer Wirtschaftsverbände, in denen Universitätsprofessoren aktiv waren, die sich 1964 unter dem Dach des „Übersee-Instituts“ zusammenschlossen (ebd.: 65, 78), werden ausführlich behandelt. Außerdem zeigt die Publikation, dass weiße Männer aus lokalen Reedereifamilien nicht selten eine Honorarprofessur an der Universität erhielten (ebd.: 75 f.).

Das permanente Kolonialinstitut zeigt die Ergänzungslogik zwischen Kolonialismus, Nationalsozialismus und Postkolonialismus und entlarvt die Entwicklungspolitik der Bundesrepublik auf dem afrikanischen Kontinent als „Neokolonialismus“ (ebd.: 36 f.). Die studentische Kritik an der selektiven Erinnerungskultur der Universität sowie an ihren rechtsnationalistischen und militaristischen Strukturen wurde nicht nur schriftlich ausgetragen. Die Kritik schlug sich auch in Protesten und Interventionen nieder, die sich gegen jene Männlichkeiten richteten,

die durch Denkmäler, Büsten und Platzbenennungen auf dem Campus geehrt und gewürdigt wurden. 1968, ein Jahr vor der Veröffentlichung von *Das permanente Kolonialinstitut*, hatten Studierende erfolgreich zwei Statuen deutscher Kolonialoffiziere gestürzt. Diese Denkmäler waren ursprünglich für die deutschen Kolonien gebaut und mehr als 50 Jahre vor dem Sturz nach Hamburg gebracht worden. Sie wurden der Universität von privaten Förderern gespendet. Zum einen handelt es sich um eine überdimensionale Statue von Hermann von Wissmann, die für die Stadt Dar es Salaam gebaut wurde – die Hafenstadt im heutigen Tansania – und zum anderen um eine Statue von Hans Dominik, die für Yaoundé – die Hauptstadt Kameruns – vorgesehen war. In Uniform und neben dem Hauptgebäude stehend, waren beide Kolonialagenten in ihren Leben für ihre Brutalität gegen Afrikaner_innen bekannt. Der Band beschrieb die Statuen nicht nur zutreffend als „eine Provokation“ „[i]nsbesondere für die Kommilitonen aus den betroffenen Ländern“, sondern auch als „eine tägliche, zynische Beleidigung unserer afrikanischen Kommilitonen“ (ASTA 1969: 39). Im Rahmen der weltweiten studentischen Proteste der 1968er Jahre diente der Sturz dieser Denkmäler als performative Ergänzung zum Sammelband.

Darüber hinaus dokumentiert der ASTA-Band eine politische Aktion der „Vereinigung Arabische Studenten“ am Campus, die sich mit der Unabhängigkeit Algeriens solidarisierte (ebd.: 214 f.) und erwähnt die Präsenz ostafrikanischer (ebd.: 11), algerischer, „afro-asiatischer“ (ebd.: 213) und anderer „ausländischer Studierender“ an der Universität. Allerdings berichtet er nicht von einer Kooperation mit diesen Gruppierungen zur Aufarbeitung der Kolonialgeschichte der Universität.[10] Daraus ergibt sich eine partielle Entpolitisierung dieser Geschichte, die sich während der Jubiläumsfeier 1969 vollzog. Sowohl die offizielle Erinnerungskultur der Universität als auch die linke Kritik, die *Das permanente Kolonialinstitut* artikuliert, exkludieren Rassismus aus der jeweiligen erinnerungskulturellen und -politischen Rekonstruktion der Universitätsgeschichte. Die Kritik des damaligen ASTA wagt nicht, die Kontinuitäten unterschiedlicher Formen der Gewalt zu beschreiben und zu analysieren. Mit anderen Worten: Es sind gerade jene Stimmen, die in erster Person von den generationsübergreifenden Kontinuitäten der Gewaltformen der Entmenschlichung berichten könnten, die sowohl aus der Institutionsgeschichte als auch aus der Kritik daran verbannt wurden. Obwohl *Das permanente Kolonialinstitut* feststellte, dass

afrikanischen Studierenden „im Gegensatz zu den übrigen Studenten“, die Bedeutung der Kolonialdenkmälern sehr genau kannten (ebd.: 215), blieb die Frage des internalisierten Rassismus in der kollektiven und kritischen Rekonstruktion der Universitätsgeschichte unthematisiert. So kann der Dokumentarfilm *Landfriedensbruch – Protokoll einer Denkmalsentweihung* des Zeitzeugen Theo Gallehr (1967) ausschließlich weiß-männliche Körper dokumentieren, die Seifenblasen pusten, Baskenmützen tragen und mit Seilen versuchen, das Denkmal vom Sockel zu stürzen.

Mehr als 50 Jahre nach Erscheinen von *Das permanente Kolonialinstitut* versucht dieser Beitrag nicht, eine Aufzählung der Gewaltformen in der Geschichte der Institution zu präsentieren. Eine solche addierende Liste von Gewaltausdrücken kann nie vollendet werden (Yuval-Davis 2006). Vielmehr geht es um die fehlende Intersektionalität in der Kritik, wodurch die Erfahrungen Schwarzer Menschen ausgrenzt werden.[11] Diese Ignoranz ist kein Versehen, sondern das Ergebnis der kolonialen Amnesie. Diese problematische Haltung der Indifferenz und des Vergessens gegenüber der anhaltenden Gewalt des Rassismus macht die Betroffenen unsichtbar.

Die fehlende offizielle Selbstkritik der Universität und des weißen, linken ASTA anlässlich des Jubiläums 1969 ist ein Zeugnis davon, dass Weiß-Sein und der dazugehörige Kolonialblick als Norm(-alität) galten und immer noch gelten: In diesem Kontext ist es nicht verwunderlich, dass Schwarze Studierende 2015 die „Afrikanische Studierende Organisation in Hamburg e. V.“ (ASTo o. J.) gründeten.

5. Internationalisierungsstrategien und die *campus color line*

Im Jahr ihres 100-jährigen Jubiläums wurde die Universität Hamburg zeitgleich zur „Exzellenzuniversität“ gekürt. Dieser zur Steigerung neoliberaler Wettbewerbsfähigkeit dienende Prozess sieht mitunter die Anwerbung internationaler Wissenschaftler_innen vor (Universität Hamburg o. J.).

Während die Universität damit wirbt, ihre globale wissenschaftliche Ausrichtung und Vernetzung auszubauen, werden strukturelle Hürden für internationale Studierende und Wissenschaftler_innen – insbesondere aus sogenannten Drittländern – bei ihrem Einstieg ins deutsche Wissenschaftssystem nicht thematisiert. Vielmehr suggeriert die im Rahmen der Exzellenzstrategie ausgebaute „Rhetorik von

Diversity und Internationalisierung [...] dass eine ‚liberale‘ und ‚zivilisierte‘ Institution“ (Kessé, zitiert nach Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016: 165) gar nicht in der Lage sei, Rassismus zu reproduzieren. Doch die Internationalisierung der Universität ist von Exklusionslogiken begleitet, die zum Beispiel Migrationspolitiken widerspiegeln, und die nach Gutiérrez-Rodríguez (ebd.: 174) auch die Kategorie der Klasse umfassen. Die akademische Eingliederung hängt oft von finanziellen und kulturellen Aufstiegsmöglichkeiten sowie von der Genehmigung eines Schengenvisums ab. Vielen Geflüchteten oder undokumentierten Migrant_innen, die bereits in Deutschland leben, bleibt der Zugang zu höherer Bildung an der internationalisierten Hochschule verwehrt.

Gutiérrez-Rodríguez (ebd.: 174 f.) erwähnt zudem Kontrolltechnologien der Migrationsüberwachung, die internationale Wissenschaftler_innen, Studierende und andere an der Universität Beschäftigte vermittelt bekommen – auch in Form von Alltagsrassismus.

In einem Gespräch zu Rassismus, Klassenverhältnissen und Geschlecht an deutschen Hochschulen zeigt der Kulturtheoretiker Kien Nghi Ha einen Zusammenhang zwischen der fehlenden Aufarbeitung struktureller Unterdrückung und der Entwicklung von Internationalisierungsstrategien auf:

„Anstatt die vielfältigen Bezüge zwischen Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis und der Universität als sozialem Arbeits- und Lernort zu thematisieren, wird mit einer glattpolierten Imagepolitik eigennützig für das eigene Renommee im internationalen Wettbewerb um wissenschaftliche ‚Exzellenz‘ geworben.“

(in Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016: 163)

Die Internationalisierungs- und Diversifizierungsstrategien lösen die kolonialen Kontinuitäten der Universität nicht auf, im Gegenteil: Sie verschleiern strukturelle Ausgrenzungsmechanismen, vor allem in Fällen, in denen multiple Diskriminierungsformen miteinander interagieren. So wird auch hier eine „Politik der Vergesslichkeit“ fortgeführt, die bestimmte Subjekte aus dem Bild der internationalen Universität ausschließt. Die auf Klasse, Herkunft und *race* basierte Ordnung befestigt eine rassifizierende Trennung auf dem Campus, die auch *campus color line* (Cole 2020) genannt wird. Diese offenbart sich anhand von *Policing*-Strategien auf dem Universitätsgelände, wie zwei frappierenden Ereignissen 2019 zeigten:

Einerseits fand 2019 parallel zum Universitätsjubiläum auf dem Campus der Einsatz privater Sicherheitsdienste statt, um die Rückkehr von Bernd Lucke, eines Mitbegründers der neofaschistischen Partei Alternative für Deutschland (AfD), an seinen Lehrstuhl zu sichern. Der Zugang zu Luckes Vorlesung sah eine Kontrolle der Personalausweise der Studierenden vor. Es wurden *checkpoints* eingerichtet, um den Professor vor den gewaltlosen Protesten Studierender oder der aktivistischen Gruppe „Omas gegen Rechts“ zu schützen.[12] Den Vorlesungssaal im Hauptgebäude verließ Lucke unter eigens für ihn bereitgestelltem Polizeischutz.

Der Einsatz von privatem Sicherheitspersonal kostete andererseits einige Monate zuvor William Tonou-Mbobda, einem BWL-Studenten an der Universität Hamburg, das Leben. Er verstarb im April 2019 an den Folgen eines rassistischen Übergriffs durch Sicherheitspersonal auf dem Gelände des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE), wo er sich freiwillig auf der psychiatrischen Station aufhielt.[13] Augenzeugen zufolge sollte Tonou-Mbobda gegen seinen Willen medikalisiert werden und wurde von drei Sicherheitskräften gewaltvoll zu Boden gedrückt. Wenige Tage später verstarb er auf dem Gelände des Klinikums der Universität (Thompson 2021: 62). Tonou-Mbobda kam aus Kamerun, einem ehemaligen Schutzgebiet Deutschlands.

Die Schwarze Community in Hamburg stand Tonou-Mbobda bei und setzte sich sofort für eine Aufklärung der Tat ein. Nachdem das UKE selbst die Obduktion durchgeführt hatte,[14] bestritt die Staatsanwaltschaft die Verantwortung des UKE für seinen Tod durch das Sicherheitspersonal. 2020 wurden die Ermittlungen eingestellt.

Seitdem gedenkt die Schwarze Community Tonou-Mbobda mit einer jährlichen Kundgebung vor dem UKE. Diese spannt einen diasporischen Bogen Schwarzen Widerstands gegen rassistische Brutalität zwischen Hamburg, Deutschland und der Black-Lives-Matter-Bewegung in den USA. Ebenfalls waren und sind diasporische Verbindungen zum Globalen Süden zentral, um Tonou-Mbobda nicht allzu schnell zu vergessen. Denn eine dekoloniale Erinnerungskultur benötigt solche transkontinentalen Netzwerke.

Diese Ereignisse zeigen zwei unterschiedliche Modi einer rassifizierten Sicherheit auf dem Campus. Als Schauplatz von Polizeikontrollen bleibt die Universität ein Ort, an dem folgende Fragen gestellt werden müssen: Für wen werden Sicherheitsmaßnahmen getroffen und wer wird von genau solchen diskriminiert und bedroht? Wer wird an der

Universität geschützt und wer muss Angst vor dem Sicherheitspersonal haben? Die Asymmetrie der Ereignisse, gar Verbrechen in der jüngeren Universitätsgeschichte addieren sich wie eine neue Schicht zu einer unaufgearbeiteten Kolonialgeschichte der Universität, die aus der Jubiläumsfeier verbannt wird.

6. Die postkolonialen Kontinuitäten des Kolonialinstituts: Wer putzt die Uni?

Die kapitalistischen und rassifizierenden Logiken, die als Grundlage für die Entwertung feminisierter (Reproduktions-)Arbeit dienen, tragen gleichzeitig zur Befestigung der *campus color line* bei. Für Vergès (2020: 123) steht im Zentrum eines dekolonialen Feminismus die Frage: Wer macht die Welt sauber? Denn Reinigungsarbeit wird meist von rassifizierten oder migrantischen Frauen verrichtet (ebd.: 13). Diese Arbeit ist eine unabdingbare Voraussetzung für den Betrieb von Institutionen wie einer Universität. Für diejenigen, die täglich in gereinigten Räumen arbeiten, lehren und lernen dürfen, wird die unverzichtbare Arbeit jedoch nicht als Teil des Universitätskörpers wahrgenommen.[15]

Die *color line* oder die Trennlinie zwischen akademischer Arbeit und Reproduktionstätigkeiten wird erneut sichtbar anhand der Prekarisierung Letzterer: Die für die Institution notwendige Reinigungsarbeit wird aus ökonomischen Gründen an externe Unternehmen outgesourct (Bose 2018: 300). Aufgrund der institutionellen Verantwortungsabgabe gibt es keine Möglichkeit für Reinigungskräfte, sich an Tarifverhandlungen zu beteiligen (ebd.: 305). So können Debatten über prekäre Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft von der Frage „Wer putzt die Uni?“ entkoppelt werden.

Putzende Menschen sind systematisch giftigen Stoffen ausgesetzt und meistens prekär angestellt. Zur Gefährdung ihrer Gesundheit kommt eine Hyperausbeutung der Arbeiter_innen hinzu, die Vergès als „Ökonomie der Erschöpfung“ (2020: 116) zusammenfasst. Auf der Grundlage erschöpfter rassifizierter und sehr häufig feminisierter Körper kann das Funktionieren staatlicher Institutionen wie der Universität gewährleistet werden. Auf diese Weise tragen die Universitäten zur Herausbildung einer Klasse bei, die getrennt rassifizierte und feminisierte Tätigkeiten verrichtet, obwohl diese für die akademische Arbeit grundlegend sind. Mehr noch: Die Klasse der putzenden Menschen ist für die akademische Klasse unsichtbar (ebd.: 14). Die Abspaltung der Reinigungsarbeit

vom Hochschulbetrieb wird dadurch gewährleistet, dass sie meist zu Randzeiten stattfindet (ebd.: 116 f.).

Vergès (ebd.: 122 f.) konstatiert zusätzlich eine Kausalität zwischen der Unsichtbarkeit feminisierter Arbeitsformen und deren sozialer Missachtung als wertlose Tätigkeiten. Diejenigen, die diese systematisch abgewertete Arbeit verrichten, werden diesbezüglich sozial markiert (Bose 2018: 302). Das bedeutet, dass in der Intersektion von gegenderter, klassenspezifischer und rassifizierter Ausgrenzung die putzende Arbeit für minderwertig erklärt wird, wodurch eine „Kolonialität der Arbeit“ (Gutiérrez-Rodríguez 2014) aufrechterhalten bleibt. Diese äußert sich in subtilen und alltäglichen Machtbotschaften, die zu einer „Normalisierung der vermeintlichen Natürlichkeit hierarchischer Positionierungen und Ordnungen“ (Auma [Eggers] 2020: 56) führen. Solche gewaltvollen Arbeitsbedingungen werfen Fragen zur Aufrechterhaltung von Menschenrechten auf, die gerade Universitäten vertreten. Gutiérrez-Rodríguez, die von 2000 bis 2005 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Hamburg war, greift genau diese Thematik auf, wenn sie sagt:

„Ich erinnere mich [...], als in einer Berufungskommission ein professorales Mitglied meinte: ‚Wir werden doch nicht mit dem Servicepersonal am gleichen Tisch sitzen.‘ Diese Bemerkung war zwar nicht an mich gerichtet. Doch mir wurde sofort bewusst, dass die Frage, mit wem Mensch am Tisch sitzt, eine Frage ist, die für Menschen, die ihre Privatsphäre mittels sozialer Distinktion organisieren und faktisch von anderen Menschen bedient werden, von Gehalt ist.“

(Gutiérrez-Rodríguez in Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016: 172)

Gutiérrez-Rodríguez zufolge setzt der Erhalt der eigenen akademischen Stellung die Abwertung anderer, nicht-akademischer Klassen voraus. In dieser Differenzkonstruktion werden die Privilegien und die Ausbeutung nicht hinterfragt, die unterschiedlich auf an der Universität arbeitende Körper verteilt sind. Migrationspolitiken vertiefen die ungleiche Verteilung von Arbeitsformen, da sie in einer „nationale[n], rassifizierende[n] Matrix“ (Gutiérrez-Rodríguez et al. 2016: 174) operieren. Vor dem Hintergrund derartiger migrations- und bildungspolitischen Beschränkungen sollte die Frage nach den Subjekten, die solche als unqualifiziert beschriebenen Arbeitsformen verrichten, auch in einen

Kontext gestellt werden, der die oft langwierigen und nicht selten erfolglosen Anerkennungsprozesse von ausländischen Bildungsabschlüssen berücksichtigt (Bose 2018: 305).

Die Politik der Vergesslichkeit gegenüber den Folgen des Kolonialismus in Form einer rassistischen und gegenderten Arbeitsteilung wird aufrechterhalten, indem die rassifizierte Arbeitskraft, die das Universitätsleben ermöglicht, ebenfalls ignoriert, gelehnet oder vergessen wird. In diesem Zusammenhang wird die Trennung zwischen körperlicher Arbeit und akademischer Arbeit vertieft.

7. Die Universität Hamburg als dekolonialer Erinnerungsort

Die Kontinuitäten, die vom Hamburgischen Kolonialinstitut bis zur Universität reichen, zeigen Kreuzungen zwischen Kolonialismus, Antisemitismus und Nationalsozialismus auf, welche die Universitätsgeschichte ausmachen. Unser Beitrag zeigte, wie die koloniale Amnesie, die während der Jubiläen 1969 und 2019 performt wurde, diese historischen Intersektionen ignoriert – ob intendiert oder nicht. Gerade dieser politische Akt des Vergessens bewirkt, dass Rassismus in der Erinnerungs- und Institutionskultur der Universität bestehen bleibt. Bis heute erzählt die Universität Hamburg mit jedem Gebäude und jedem Straßennamen „die einzelne Geschichte“ (Adichie 2009), die Schwarze und nicht-weiße Perspektiven ausradiert.

Die Kritik an der Erinnerungskultur und -politik der Universität Hamburg ist gleichzeitig eine Kritik an einer Erinnerungslandschaft, die ein Verlernen solcher Narrative nicht zulässt. Eine ehrlichere und komplexere Rekonstruktion der Universitätsgeschichte, die von der Konvergenz von Gewaltformen erzählt, ist notwendig, um die historischen Zusammenhänge zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus kritisch und aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu verstehen. Denn eine diasporisch-feministische Erinnerungskultur erfordert ein Umlernen der offiziellen Erzählungen, aus denen die Kolonialgeschichte der Universität verbannt wird.

Um aufzuzeigen, wie koloniale und postkoloniale Gewaltformen in der Geschichte der Universität konvergieren, sind kritische Kartierungen zentral. Sie lassen diasporische und intersektionale Erinnerungsformen zu und dezentrieren dabei das traditionelle Narrativ, das einerseits die Namen, Biografien und Denkmäler der Akteure der Kolonialgeschichte ehrt, während andererseits ein namenloses Kollektiv

von Kolonialsubjekten imaginiert wird. Eine kritische Erinnerung an die deutsche Kolonialgeschichte lässt eine dekoloniale Analyse einer Erinnerungslandschaft zu, indem sie geteilte Wissensformen generiert, mit denen wir uns in der Universität und in den (post-)kolonialen Landschaften unserer Stadt anders bewegen und begegnen können.

Eine dekoloniale Wissensvermittlung ist zugleich rassismus- und sexismuskritisch. Sie inkludiert die problematische Ordnung der *color line* und die rassifizierte und gegenderte Arbeitsteilung, um dadurch den intersektionalen Charakter der Institutionsgeschichte aufzuzeigen und die vergessenen – oder kaschierten – kolonialen Kontinuitäten zu beleuchten. Dies impliziert die Notwendigkeit, eine dekoloniale Erinnerungskultur und -politik zu kultivieren, denn nur so kann eine demokratische Wissenschaft(-skultur) an der Universität entstehen und etabliert werden.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Der Aufsatz basiert teilweise auf dem Interview „100 Jahre Kolonialinstitut?“, das 2021 im Sammelband 100 Jahre Politikwissenschaft in Hamburg (Niesen und Weiß 2021) erschienen ist. Der Sammelband, der im Rahmen des Jubiläums der Universität Hamburg entstanden ist, erhält über hundert Beiträge. Unser Interview ist der einzige Beitrag, der die Kolonialgeschichte der Universität kritisch erinnert. Die Autorinnen bekamen keine Möglichkeit, das Interview vor der Veröffentlichung zu überarbeiten.
- [2] Zeitgleich wurde die „Zentralstelle für deutsche Kolonien“ in „Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv“ (HWWA) umbenannt. Das HWWA kooperierte bis zu seiner Auflösung 2006 mit der Universität Hamburg (Micheler und Michelsen 1994: 15; Ruppenthal 2013: 266).
- [3] Aus der Literatur sind uns nur männliche Mitarbeiter des Kolonialinstituts bekannt.
- [4] Exemplarisch dazu ist das Asien-Afrika-Institut, das 2008 sein 100-jähriges Jubiläum feierte und somit das Gründungsjahr des Kolonialinstituts als Bezugspunkt hat. Einige aktuelle Disziplinen des Instituts wie die Orientalistik wurden bereits im Rahmen des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens eingeführt (Raßhofer 2008).
- [5] Castro Varela (2017) bezieht sich auf die Schule als Bildungsinstitution. Wir sind der Meinung, dass sich die Ergebnisse ihrer Analyse auf Universitäten übertragen lassen.
- [6] Erst 2021 erkannte die Bundesrepublik die Verbrechen offiziell als Völkermord an. Zu Reparationszahlungen verpflichtete sie sich jedoch nicht.
- [7] 1938 setzten Nationalsozialist_innen die Synagoge in Brand. Erst seit 2004 erinnert eine Gedenktafel, die ursprünglich von einer Bürger_inneninitiative privat finanziert worden war, offiziell an die Synagoge, siehe dazu SHGL (o. J.).

Vom Kolonialinstitut zur Universität

- [8] 1967 verbrachte Hofstätter zwei Monate an der südafrikanischen Rhodes University, die zu dieser Zeit unter dem Apartheidregime operierte. Mit seiner dort veranlassten Forschung zu gruppenbezogenen Differenzen versuchte Hofstätter die vermeintliche Unterlegenheit von Schwarzen und jüdischen Menschen zu belegen (ASTA 1969: 128). Solche rassentheoretischen Begründungen trugen zur Naturalisierung rassistischer Stereotype bei, die eine Kontinuität in der deutschen Wissenschaftsgeschichte bilden.
- [9] Weitere personelle und inhaltliche Kontinuitäten ergaben sich durch Bernhard Nocht und Georg Thilenius – Kolonialwissenschaftler und Professoren des Kolonialinstituts, die nach 1919 die Kolonialforschung an der Universität Hamburg weitertrugen (Ruppenthal 2013: 267).
- [10] In einem Interview zu den damaligen Protesten spricht die Zeitzeugin Inge Jahnke (2019) von der weiß-männlichen Dominanz in der Studierendenbewegung. Zu Beginn des Interviews erwähnt sie auch die informelle Bildungsarbeit, die ausländische Studierende leisteten, um ihre Empörung gegen Wissmann argumentativ zu untermauern.
- [11] Für ein aktuelleren dokumentierten Fall siehe Lauré al-Samarai und Piesche 2017. In einer Trilogie wird die kurze und zutiefst verletzende Geschichte vom Studiengang Black Studies an der Universität unserer Nachbarstadt Bremen dokumentiert.
- [12] Gegen die Rückkehr von Luckes gab es keinen offiziellen und kollektiven Protest von Professor_innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen der Universität Hamburg.
- [13] Siehe dazu die Stellungnahme der Black Community Hamburg 2019 in einem Offenen Brief ans UKE.
- [14] An der Obduktion war der Hamburger Arzt Klaus Püschel beteiligt, der für seine Befürwortung des Brechmitteleinsatzes bei Verhören bekannt ist – eine Methode, die Achidi John 2001 unter dem Einsatz rassistischer Polizeigewalt das Leben kostete. Für eine Hinterfragung des Prozessausgangs sowie der Unabhängigkeit der Beweisführung aus journalistisch-investigativer Perspektive siehe Zuschlag 2020.
- [15] Die Autorinnen dieses Beitrags bemühten sich um ein Gespräch mit einer Reinigungskraft an der Universität. Die angefragten Personen äußerten sich jedoch skeptisch gegenüber unseren Forschungsinteressen und lehnten ein Interview ab.

Autor_innen

Tania Mancheno arbeitet als externe Dozentin im Bereich der Sozialwissenschaften und der Geographie. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Raum und Gewalt aus einer dekolonialen Perspektive und die transkontinentale Migrationsgeschichte.
tania.mancheno@uni-hamburg.de

Alexa Vaagt ist Masterstudentin der Kulturwissenschaften mit einem Schwerpunkt auf antikoloniale Perspektiven und Theorien sozialer Reproduktion.
alex.vaagt@gmail.com

Literatur

Adichie, Chimamanda Ngozi (2009): The danger of a single story. https://www.ted.com/talks/chimamanda_ngozi_adichie_the_danger_of_a_single_story (letzter Zugriff am 4.7.2024).
Albrecht, Henning (2011): Alfred Beit. Hamburger und Diamantenkönig. Hamburg: Hamburg University Press.

- Anderson, Benedict (1988): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main: Campus.
- ASTA – Allgemeiner Studentenausschuss an der Universität Hamburg (1969): Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität. Hamburg: Allgemeiner Studentenausschuss (ASTA) an der Universität Hamburg.
- ASTO (o. J.): Afrikanische Studierende Organisation in Hamburg e.V. <http://astohamburg.de/> (letzter Zugriff am 26.8.2024)
- Auma [Eggers], Maureen Maisha (2020): Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland. In: Maureen Maisha Auma [Eggers] / Grada Kilomba / Peggy Piesche / Susan Arndt (Hg.), Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast, 56-72.
- Black Community Hamburg (2019): Offener Brief an das Universitäts-Klinikum Eppendorf. <https://blackcommunityhamburg.blackblogs.org/2019/05/01/offener-brief-an-das-universitaets-klinikum-eppendorf/> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Bose, Käthe von (2018): Atmosphärische Sauberkeit, gefährlicher Schmutz und die Paradoxien der Reinigungsarbeit. Bewertungspraktiken in klinischen Räumen. In: Stefan Nicolae / Martin Endreß / Oliver Berli / Daniel Bischur (Hg.), (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit. Wiesbaden: Springer VS, 299-324.
- Castro Varela, María do Mar (2017): (Un-)Wissen. Verlernen als komplexer Lernprozess. In: MIGRAZINE. Online Magazin von Migrantinnen für Alle 2017/1. <https://www.migrazine.at/artikel/un-wissen-verlernen-als-komplexer-lernprozess> (letzter Zugriff am 26.8.2024).
- Cole, Eddie R. (2020): The campus color line. College presidents and the struggle for Black freedom. Princeton / Woodstock: Princeton University Press.
- Die Welt (1948): Mit sechszehn Faß Erdöl fing er an. Edmund Siemers, Petroleum-Importeur und Stifter. In: Die Welt, 28.12.1948.
- Du Bois, W. E. B. (2007 [1903]): The souls of Black folk. New York: Oxford University Press.
- El-Tayeb, Fatima (2015): Anders Europäisch. Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa. Münster: Unrast Verlag.
- Gallehr, Theo (1967): Landfriedensbruch – Protokoll einer Denkmalsentweihung. (3. von 3 Teilen), 6.9.2010. <https://www.youtube.com/watch?v=ltmWJqMQtYU> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2014): Haushaltsarbeit und affektive Arbeit: über Feminisierung und Kolonialität von Arbeit. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44/174, 71-91.
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación / Ha, Kien Nghi / Hutta, Jan / Kessé, Emily Ngubia / Laufenberg, Mike / Schmitt, Lars (2016): Rassismus, Klassenverhältnisse und Geschlecht an deutschen Hochschulen. Ein runder Tisch, der aneckt. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 161-190.
- Jahnke, Inge (2019): Denkmalsturz (Interview mit Caroline Herfert und Lisa Hellriegel). In: Hamburgs (post-)koloniales Erbe, 4.4.2019. <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/2019/04/04/denkmalsturz-inge-jahnke/> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Lauré al-Samarai, Nicola / Piesche, Peggy (2017): Exclusionary acts: Tthe un-making of Black German agency in transnational Black (German) Studies. In: transversal. <https://transversal.at/blog/Exclusionary-Acts-1> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Mancheno, Tania / Pelosi, Katharina (2021): Der Riss zwischen den Löwenfüßen. Koloniale Verflechtungen an der Rothenbaumchaussee. <https://markk-hamburg.de/der-riss-zwischen-den-loewenfuessen/> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Micheler, Stefan / Michelsen, Jakob (1994): Chronologische Zusammenstellung zur Geschichte der Universität und der Studierenden. In: Stefan Micheler / Jakob Michelsen (Hg.), Der Forschung? Der Lehre? - Wissen ist Macht! 75 Jahre Hamburger Universität. Studentische Gegenfestchrift zum Universitätsjubiläum 1994. Hamburg: Allgemeiner Studierendenausschuss der Universität Hamburg, 11-210.

Vom Kolonialinstitut zur Universität

- Möhle, Heiko (1999): *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche*. Hamburg: Verlag Libertäre Assoziation.
- Nicolaysen, Rainer (2021): *Kolonialer Anspruch und Vehikel für die Universität*. In: Jürgen Zimmerer / Kim Sebastian Todzi (Hg.), *Hamburg: Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung*. Göttingen: Wallstein, 163-179.
- Niesen, Peter / Weiß, David (2021): *100 Jahre Politikwissenschaft in Hamburg. Bruchstücke zu einer Institutionsgeschichte*. Bielefeld: transcript.
- Raßhofer, Veit (2008): *Das Hamburgische Kolonialinstitut*. In: Ludwig Paul (Hg.), *Vom Kolonialinstitut zum Asien-Afrika-Institut. 100 Jahre Asien- und Afrikawissenschaften in Hamburg*. Gossenberg: Ostasien Verlag, 13-30.
- Ruppenthal, Jens (2013): *Das Hamburgische Kolonialinstitut und die Kolonialwissenschaften*. In: Jürgen Zimmerer (Hg.), *Kein Platz an der Sonne: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 257-269.
- SHGL – Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen (o. J.): „Synagogenmonument“ am Bornplatz und Wandgemälde im Pferdestall. <https://gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/zeige/synagogenmonument-am-bornplatz-und-wandgemaelde-im-pferdestall> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Thompson, Vanessa E. (2021): *Policing in Europe: Disability justice and abolitionist intersectional care*. In: *Race & Class* 62/3, 61-76.
- Universität Hamburg (o. J.): *Die Exzellenzuniversität Hamburg*. <https://www.uni-hamburg.de/exzellenz/ziele.html#internationalisierung> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Vergès, Françoise (2018): *Politics of forgetfulness*, 21.3.2018. <https://www.youtube.com/watch?v=5cF4B2QB7hE> (letzter Zugriff am 4.7.2024).
- Vergès, Françoise (2020): *Dekolonialer Feminismus*. Wien: Passagen.
- Wright, Michelle M. (2004): *Becoming Black. Creating identity in the African diaspora*. Durham: Duke University Press.
- Yuval-Davis, Nira (2006): *Intersectionality and feminist politics*. In: *European Journal of Women's Studies* 13/3, 193-209.
- Zimmerer, Jürgen (2013): *Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. In: Jürgen Zimmerer (Hg.), *Kein Platz an der Sonne: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 9-37.
- Zimmerer, Jürgen (2019): *Wissenschaft und Kolonialismus. Die Hamburger Universität vom Kolonialinstitut bis zum Sturz des Wissmann-Denkmal*. <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/24572> (letzter Zugriff am 6.6.2021).
- Zuschlag, André (2020): *Todesfall William Tonou-Mbobda*. In: *taz. Die tageszeitung*, 12.8.2020. <https://taz.de/Todesfall-William-Tonou-Mbobda/!5702145/> (letzter Zugriff am 26.8.2024).

From Kolonialinstitut to University. The spectre of German colonialism at the University of Hamburg

In 2019, the University of Hamburg celebrated its 100th anniversary. However, when did its history actually begin? Hamburg's Colonial Institute (*Hamburgisches Kolonialinstitut*), which provided scientific training for colonial civil servants from 1908 to 1919, was housed in what is now the University's main building. The *Kolonialinstitut* was not only a forerunner of the University, but also marked the emergence of the first institutions of higher education in the Hanseatic city. The anniversary celebrations reflect a colonial amnesia that allows this part of the University's history to be ignored. In this article, we discuss critically the history of this institution of higher education by exploring the following questions: What does it mean for an academic institution to have emerged

Tania Mancheno \ Alexa Vaagt

from German colonial history? How can this history be reconstructed from a decolonial feminist perspective? We aim to intervene in the university's official culture and politics of remembrance as well as in the amnesic approach to its own colonial heritage.

Thanatostadtforschung

Aufruf zu einer Debatte des Verhältnisses von
 Stadt, Sterben und Tod

Johanna Hoerning, Lucas Pohl

Debatte zu:
 Johanna Hoerning
 und Lucas Pohl „Zum
 Verhältnis von Stadt,
 Sterben und Tod“

Kommentare von:
 Jan Hutta, Akin
 Iwilade, Nina Kreibitz

Obwohl der Tod ein allgegenwärtiger Bestandteil des städtischen Gefüges ist, wurde dem Zusammenhang zwischen Stadt und Tod bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Zwar wurden alltägliche Aspekte des Sterbens (z. B. Gressgård 2017; Hope/Marshall 2000; Shcheglovitova 2020) und auch die krisenhaften Dimensionen untersucht, die die komplexen Wechselwirkungen zwischen dem Sterben in und von Städten betreffen (z. B. King 2010; Martínez/Short 2021), nichtsdestotrotz bleibt die Thematisierung des Todes in der Stadtforschung eine Randerscheinung und ist unserer Wahrnehmung nach gerade im deutschsprachigen Raum stark begrenzt. Es fehlt sowohl an einer umfassenden Erörterung der bereits existierenden Forschungen aus dem internationalen Kontext als auch an einer eigenständigen Beleuchtung der spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen und Herausforderungen des Sterbens in deutschen Städten. Dafür soll der folgende Aufruf den Anstoß zu einer Debatte geben.

Ein Grund für die Marginalisierung des Todes in der Stadtforschung, wie auch in anderen Teilen der Sozialwissenschaften, liegt in ihrer grundsätzlichen Priorisierung des Lebens vor dem Tod. Der Stadtforschung wohnt ein Hang zum Vitalismus inne (Pløger 2006), der sich in einer direkten Auseinandersetzung mit dem städtischen Leben sowie in einer indirekten Betonung von Dynamiken, Strömungen, Bewegungen und Begegnungen als elementaren Aspekten des Städtischen zeigt. Ein vitalistisches Denken suggeriert „einen permanenten Anspruch des Lebens im Lebendigen [...], die Identität des dem Lebendigen immanenten Lebens mit sich selbst“ (Canguilhem 2009: 155). Übertragen auf Stadt und Stadtforschung, steht der Vitalismus folglich für eine Perspektive, die städtisches Leben als ausschließlich lebendiges Leben verhandelt und dabei die dem Leben immanente Rolle des Todes für städtisches Leben

aus dem Blick verliert. In der Soziologie ist mit der „Thanatosoziologie“ bereits ein kleines Forschungsfeld entstanden, das sich mit dem gesellschaftlichen Einfluss auf und dem Umgang mit dem Tod widmet (vgl. Feldmann 2004), und auch in der Geographie sind jüngst ähnliche Vorstöße unternommen worden (vgl. Griffiths 2022).

Der Tod prägt die Stadt schließlich genauso wie das Leben. Dies geschieht über den gesamten Stadtraum verteilt sowie an besonderen Orten, die dem Alltag mehr oder weniger äußerlich und teilweise sogar entfremdet sind. Zugleich sind Städte dynamische Räume, in denen das komplexe Zusammenspiel soziokultureller, ökonomischer und politischer Kräfte die Erfahrungen und Praktiken rund um den Tod in besonderer Weise prägen. So wird etwa durch die hohe Konzentration von Industrie, Verkehr und Bevölkerung die Umweltverschmutzung zu einer explizit städtischen Todesursache. Hinzu kommen erhöhte Mortalitätsraten bedingt durch Verkehrsunfälle, Gewaltverbrechen, Wohnungslosigkeit und andere Formen struktureller Gewalt (vgl. Godarzani-Bakhtiari 2024). Abseits menschlicher Todeserfahrungen sind auch nicht-menschliche Akteure wie Tiere im städtischen Raum auf besondere Weise vom Tod betroffen (vgl. Fleischmann/Kornherr/Adolphi 2024): Vögel kollidieren mit Fensterscheiben von Hochhäusern, Insektenpopulationen werden durch Pestizide vernichtet, Haustiere landen regelmäßig nach ihrem Ableben zusammen mit anderen Abfällen in der städtischen Mülltonne. Während das Sterben im Alltag ein oft unbemerkter Faktor des städtischen Zusammenlebens bleibt, erhält der Tod insbesondere in Krisenzeiten eine markante Sichtbarkeit im städtischen Raum: Kriege zerstören nicht nur Städte, sondern vernichten auch das Leben ihrer Bevölkerungen; gesundheitliche Krisen, ausgelöst durch Infektionskrankheiten, steigern die Sterberaten insbesondere in verdichteten Stadträumen; Umweltkatastrophen wie Überflutungen und Hurrikane gehen vor allem in Städten oft mit einer großen Zahl von Opfern einher.

Als Beginn für eine umfassendere Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod erschien es uns naheliegend, einige Stimmen aus unterschiedlichen Disziplinen zu versammeln, die in den letzten Jahren bereits zu der Verbindung von Stadt, Sterben und Tod geforscht haben, um danach zu fragen, was aus ihrem disziplinären und themenspezifischen Fokus heraus Argumente für die Auseinandersetzung mit der Stadt als einem Ort des Sterbens und Todes

Zum Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod

sind. Im Dialog mit Autor*innen aus unterschiedlichen Disziplinen und mit verschiedenen regionalen sowie thematischen Bezügen wollen wir eruieren, warum wir eine Forschung zu Stadt und Tod heute benötigen und was aktuelle Forschungslücken in diesem Bereich sind. Wir haben Forschende aus der Soziologie, Geographie, Planung, den Politik- und Geschichtswissenschaften sowie der internationalen Entwicklungsforschung eingeladen und sie um Beiträge gebeten. Drei Texte finden sich bereits in diesem Heft. Weitere folgen hoffentlich in zukünftigen sub\urban-Ausgaben.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Johanna Hoerning ist Soziologin und arbeitet zu stadt- und raumtheoretischen Fragen. hoerning@tu-berlin.de

Lucas Pohl ist Humangeograph mit einem Schwerpunkt auf kritischer Stadtforschung, politischer Ökologie und psychoanalytischen Geographien. lucas.pohl@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Canguilhem, Georges (2009): Aspekte des Vitalismus. In: Georges Canguilhem, Die Erkenntnis des Lebens. Berlin: August, 149-181.
- Feldmann, Klaus (2004): Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fleischmann, Larissa / Kornherr, Elisa / Adolphi, Lukas (2024): Töten und Überleben in der mehr-als-menschlichen Stadt: Die Produktion „abstoßender“ Tiere in Frankfurt und Halle. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 12/2-3, 43-67.
- Godarzani-Bakhtiari, Mina (2024): Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik: Forensic Architecture's Investigation des Polizeieinsatzes in Hanau. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 12/2-3, 13-42.
- Gressgård, Randi (2017): The racialized death-politics of urban resilience governance. In: Social Identities 25/1, 11-26.
- Griffiths, Mark (2022): Thanato-geographies of Palestine and the possibility of politics. In: Environment and Planning C: Politics and Space 40/8, 1643-1658.
- Hope, Valerie M. / Marshall, Eireann (Hg.) (2000): Death and disease in the ancient city. London/New York: Routledge.
- King, Anthony (2010): Urban warfare in the twenty-first century. Cambridge u. a.: Polity.
- Martínez, Lina / Short, John Rennie (2021): The pandemic city: Urban issues in the time of COVID-19. In: Sustainability 13/6, 3295.
- Pløger, John (2006): In search of urban vitalis. In: Space and Culture 9/4, 382-399.
- Shcheglovitova, Mariya (2020): Dawn of the lively dead: Living queerly with rot in the sustainable city. In: Social & Cultural Geography 23/1, 47-62.

Das Recht der Toten am urbanen Raum

Kommentar zu Johanna Hoerning und Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod“

Nina Kreibig

1. Einleitung

Dort, wo gelebt wird, wird auch gestorben. Diese banale Erkenntnis unterstreicht die Notwendigkeit von Orten respektive von Institutionen, die sich der Sterbenden oder der Verstorbenen annehmen. Der städtischen Umgebung kommt in diesem Kontext eine besondere Bedeutung zu, intensiviert sich hier doch aufgrund der räumlichen Enge im Gegensatz zu ländlichen Gebieten das Bedürfnis eines angemessenen Umgangs mit der Thematik, um hygienischen Standards hinsichtlich der Populationsverdichtung gerecht zu werden. Ein derartiges Erfordernis ergibt sich zum einen aus den formalen Vorgaben, die von Rechts wegen im Umgang mit menschlichen Überresten vorgeschrieben sind, berücksichtigt aber zum anderen auch Pietätvorstellungen, die explizit auf die Anerkennung einer Achtung von Verstorbenen rekurren. Der Anspruch auf Pietät in diesem Kontext kann unter anderem deswegen erhoben werden, da die Verstorbenen der menschlichen Spezies angehört hatten, und unter Berücksichtigung ihrer einstmaligen Individualität (Preuß 2015: 205). Daraus leitet sich auch der Hinweis auf eine Notwendigkeit von Raum für die Toten ab. Dieser Ansatz kann zugleich mit der seit den späten 1960er-Jahren wiederholt gestellten Forderung nach einer Teilhabe am urbanen Geschehen, einem „Recht auf Stadt“ (Harvey 2013: 19; Lefebvre 1996 [1968]) in Verbindung gebracht werden.

Verstorbene Menschen können hingegen keine Bedürfnisse geltend machen. Somit wird es im Folgenden darum gehen, den Partizipationsansprüchen der Lebenden nachzugehen, die Postulate auf

Gestaltung und Nutzung des urbanen Raumes nach Gesichtspunkten von Tod und Sterben erheben. Die Relevanz einer solchen Betrachtung zeigt sich nicht allein anhand aktueller Prozesse, die aufgrund demografischer und kultureller Veränderungen eine Transformation von Begräbnisplätzen realisieren, sondern auch an einem ausgeprägten Widerstand gegenüber einer Konfrontation mit dem Tod im eigenen Umfeld. Wenn somit die Architekt_innen Madeline Gins und Shūsaku Arakawa eine Architektur propagieren, die als Prolongierung des biologischen Lebens im umgebenden Raum verstanden werden soll, indem die Grenzen zwischen vergänglichem Organismus und fortexistierenden Bauwerken aufgehoben werden, fordern sie in diesem Kontext mittels der Architektur zugleich eine explizite Abwehr des Todes im Sinne eines „Schutzpanzer[s] des Lebens“ (2008: 32-35). Tod und Sterben werden hier zu einem Problem, dem sich aktiv widersetzt werden muss. Den Fragen, ob eine solche Perspektive den generellen Umgang mit der Thematik Tod im städtischen Raum erschwert, ob eine Nivellierung von Strukturen erkennbar ist, die mit Tod und Sterben verbunden sind, und nicht zuletzt welche Auswirkungen derartige Restriktionsforderungen auf die Erforschung der Thematiken haben, soll hier nachgegangen werden. Zudem steht auch die Bedeutung der Forschung über Tod und Sterben in den urbanen Zentren selbst im Fokus der Betrachtung, wenn an dieser Stelle postuliert wird, dass insbesondere ausgewiesene Orte, die mit dem Tod verbunden sind, vielfach Forschungsdesiderate darstellen und insbesondere in ihrer historischen Dimension bisher nicht ausreichend erfasst wurden.

2. Topologie des Todes

Orte, die unmissverständlich mit Tod und Sterben verbunden sind, verfolgen den Zweck, den Tod qua Ordnung einzuhegen oder den Verstorbenen – als einstigen Mitgliedern der Gemeinschaft der Lebenden – Respekt zu zollen. Orte, die diese Zwecke erfüllen, sind zuallererst Begräbnisplätze, aber auch Krankenhäuser, Leichenhallen oder Räumlichkeiten von Bestattungsunternehmen sowie relativ moderne Institutionen wie Hospize. Separiert davon, da allein dem Gedenken gewidmet, können an dieser Stelle auch Mahnmale genannt werden. Somit zeigt sich eine Zweiteilung: erstens in Orte, die den Umgang mit den Leichnamen praktisch umsetzen, und zweitens jene, die der Erinnerung dienen;

Begräbnisplätze stellen nach dieser Lesart eine Hybridvariante aus beiden Kategorien dar.

Wie andere Räume auch, sind jene, die dem Tod gewidmet sind, sozial konstruiert, repräsentieren bestimmte Auffassungen und bilden damit gesellschaftliche Machtstrukturen ab (Löw 2012: 146, 153, 171; Schroer 2006: 44, 175 f.). Bedenkenswert ist somit, welche Bedeutung diesen konkreten Orte in der urbanen Gesellschaft zugewiesen wird, welchen Veränderungen sie im Laufe der Zeit womöglich unterworfen waren und welche politischen und sozialen Meinungen sich an ihnen ablesen lassen. Einen besonderen Stellenwert erhalten zumindest Begräbnisplätze in historischen Übersichtsdarstellungen oftmals nicht. So wird der Begriff *cemetery* in Peter Clarks *European cities and towns 400-2000* nur zwei Mal verwendet (2009: 213, 335). In Jürgen Osterhammels Standardwerk zur Geschichte des 19. Jahrhunderts (2010) werden Friedhöfe nicht einmal im Register geführt. Prozesse und Orte des Todes – so meine Behauptung – werden historiografisch mit Ausnahme epidemischer Krankheiten oftmals nicht als relevant für politische und wirtschaftliche Entwicklungen erkannt. Bei sozialen Aspekten bilden sie mitunter nur periphere Bereiche ab, die zwar mitgedacht, aber keineswegs als eigenständige Kategorie behandelt werden.

Orte verfügen über spezifische Konnotationen und bedürfen daher womöglich einer besonderen Klassifikation. Eine solche Einteilung kann beim Kunsthistoriker Ernst Seidl entliehen werden, der von „Raumtypen“ spricht und damit räumliche Strukturen meint, die sich wiederholt in städtischen Kontexten finden lassen und zu „Grundformen des urbanen Raumes“ werden (2009: 12). Obgleich an dieser Stelle Orte des Todes und Sterbens behandelt werden, lässt sich Seidls Betonung der Ubiquität bestimmter Strukturen im städtischen Raum auch auf Friedhöfe und Krankenhäuser übertragen. Wenn hier nun „Grundformen“ festgestellt werden können, so drängt sich die Frage nach der Wechselwirkung zwischen diesen Orten und der mit ihnen lebenden Gemeinschaften auf. Wenn Seidl weiter fragt, ob diese Grundformen auf die Menschen (politisch) zu wirken vermögen, auch ohne, dass ihr Sinngehalt bekannt ist (ebd.: 13), so kann diese Überlegung emotionshistorisch noch erweitert werden, indem nach den Gefühlszuschreibungen geforscht wird, die von diesen Orten ausgehen, sie begleiten oder intendiert mittels dieser eingesetzt werden. Dabei ist fraglich, ob in allen Fällen von Orten, die mit Tod und Sterben verbunden sind, eine derartige Konstellation

angenommen werden kann. Hier spielen womöglich Persistenz und Kenntnisstand über die Lokalitäten eine nicht unerhebliche Rolle. Als *Topoi des Todes* werden im Folgenden somit lang etablierte Strukturen bezeichnet, wie Begräbnisplätze, Erinnerungszeichen sowie traditionelle Orte der Betreuung von Moribunden, wobei das Hauptaugenmerk auf Ersteren liegen wird.

3. Die Toten sind immer in der Überzahl

Die oben ausgeführte Feststellung, dass dort, wo gelebt, auch gestorben wird, suggeriert die Annahme einer erheblichen Relevanz von *Topoi des Todes* im gesellschaftlichen Gefüge. Schließlich sind die Verstorbenen gegenüber den Lebenden nicht nur in der Überzahl, sondern da wir alle sterben, kann ein ausgeprägtes Interesse am Umgang mit den Verstorbenen postuliert werden. Die Spuren der Menschen, die vor uns gelebt haben, sind ubiquitär. Berechnungen dazu, wie viele Menschen seit Anbeginn der Menschheit auf der Erde gelebt haben und somit auch gestorben sind, finden sich verstärkt seit den 1990er-Jahren. So kommt Carl Haub zur semiwissenschaftlichen Feststellung, dass die Anzahl heutzutage lebender Menschen nur 6,5 Prozent der 108 Billionen Geburten ausmacht, die mit dem Aufkommen des *Homo sapiens sapiens* angenommen werden können (Haub 2011 [2005]). Die Spuren der Toten, so kann daraus bei allen Zweifeln an der Genauigkeit der Daten geschlossen werden, befinden sich – bildlich gesprochen – unter unseren Füßen, gleichgültig, wohin wir treten.

Dem Begriff der Nekropolis, der Stadt der Toten, der auf Bestattungsplätze angewendet wird, kommt unter diesem Gesichtspunkt eine neue Bedeutung zu. In unserer Überlegung verbleiben die Verstorbenen nicht in ihren klar umgrenzten Bezirken – der Umstand, dass sich der Begriff Friedhof etymologisch keineswegs von *friedvoll* ableitet, sondern von *umfriedet*, also *umzäunt*, sei hier nur am Rande erwähnt. Vielmehr machen sich die Toten mittels des Verweises auf die Dominanz der Zahlen die Stadt – wenn auch nur indirekt – Untertan. Als der Fotograf Michael Ruetz 1976 einen Bildband mit dem Titel *Nekropolis* herausbrachte, stand für ihn fest, dass damit die Städte der Toten innerhalb und außerhalb der Ansiedlungen der Lebenden gemeint sind. Dies geht bereits aus einem vorangestellten Zitat von Philippe Ariès hervor, der die Totenstadt als „Kehrseite der Gesellschaft der Lebenden“ definierte (1982: 52). Zwei Aspekte sind bei dieser Definition bedenkenswert: Zum einen

ist die Frage berechtigt, ob die Anwesenheit der Toten tatsächlich nur auf den Bereich der Friedhöfe im städtischen Kontext begrenzt ist, sodass die Verwendung eines Begriffs wie Nekropolis gerechtfertigt ist. Diese Annahme setzt die Möglichkeit einer präzisen Trennung von Tod und Leben und auch den Wunsch danach voraus, wie er bei Ariès anklingt. Dass hier bereits Zweifel angebracht sind, wird dann deutlich, wenn berücksichtigt wird, dass auch die Lebenden permanent in den Bereich des Todes eindringen. Dies kann nicht allein mit einem Besuch der Gräber begründet werden, sondern drückt sich auch darin aus, dass spätestens mit dem Aufkommen sogenannter Parkfriedhöfe im 19. Jahrhundert der Begräbnisplatz als Möglichkeit der Entspannung vom anstrengenden innerstädtischen Alltag vor dem Hintergrund der Industrialisierung und des Bevölkerungswachstums gesehen wurde (von Zedlitz 1834: 374 f.). Die Lebenden machten den Toten in dieser Hinsicht den Raum streitig. Bedenken über eine derartige Entwicklung werden auch heutzutage wieder vermehrt erhoben, wenn ungenutzte Friedhofsareale zu Parkanlagen oder Kinderspielplätzen transformiert werden (Edible Cities Network / Humboldt-Universität zu Berlin / Technische Universität Berlin 2024). Dieses Postulat wiegt womöglich umso schwerer, wenn nicht nur die Verstorbenen, sondern auch die Sterbenden berücksichtigt werden. Obgleich der Rückzug moribunder Personen aus aktiv geprägten gesellschaftlichen Zusammenhängen oftmals den Bedürfnissen nach Ruhe entspricht, kann dieser auch indirekt erzwungen werden, wenn das Sterben als Last innerhalb der Gemeinschaft empfunden wird.

Sterben und Tod haben einen Preis, der in Form von Pflege und Bestattungen entrichtet werden muss. Auch die Erhaltung von Architekturen des Todes ist kostenintensiv. Grabmäler auf historischen Friedhöfen müssen aufwendig restauriert werden, und die Niederlage im Kampf gegen den Zerfall ist nur eine Frage der Zeit. Auch wenn die Berechtigung eines Anspruchs auf Aufmerksamkeit und Räumlichkeit der Verstorbenen nur selten thematisiert wird, ist es letztlich der monetäre Wert, der in einer kapitalistisch ausgerichteten Gesellschaft abgewogen wird. Wie viel Bedeutung wird den Sterbenden und Toten in unserer Welt, gemessen an der Form von Pflege und Erinnerung, somit zugestanden?

Der Begriff Nekropolis impliziert zum anderen, dass der Tod und seine Ausdrucksformen auf den toten Körper reduziert werden können, dass die Vergänglichkeit des Lebens und das Bewusstsein davon nicht auch anhand anderer Elemente, die auf die Verstorbenen verweisen,

innerhalb der Gemeinschaft der Lebenden verbleiben. Materielle Güter werden dadurch vom Nimbus des Todes befreit, indem sie dem Bereich der Lebenden zugeordnet werden oder im besten Fall eine Mittlerposition zwischen Tod und Leben einnehmen. Die Grenzziehung wird somit durch den Terminus unterstrichen, indem der Nekro-polis eine Bios-polis respektive eine Zoe-polis, eine genuine Stadt der Lebenden, gegenübergestellt wird. Erst diese Konfrontation verdeutlicht die implizite Einseitigkeit des Terminus Nekropolis, denn die Stadt der Toten wird gleichermaßen von den Lebenden bevölkert, wie auch die Biospolis oder Zoepolis von den Toten infiltriert wird. Der Versuch einer sauberen Trennung führt zwangsläufig zum unangenehmen Beigeschmack einer Ignoranz des Offensichtlichen. Dass sich dergleichen Trennungsvorstellungen indes tief im Bewusstsein verankert haben, zeigt sich auch bei Ruetz, der auf seinen Fotografien von Totenstädten keine lebenden Menschen ablichtete und damit die Annahme einer intendierten Separierung von Toten und Lebenden in selbstverständlicher Manier bildlich umgesetzt hat.

Das Bewusstsein von der Ubiquität der Toten mag ein unwohles Gefühl evozieren oder demütig machen im Angesicht dessen, wer vor uns war und nach uns kommen mag. Die Toten, die vor uns die Lebenden waren, begleiten uns auf Schritt und Tritt, nicht allein als historische Reminiszenzen, sondern konkret in Form ihrer Überreste. Dieses Verständnis der Überzahl muss nicht zwangsläufig zu einem verstärkten Respekt gegenüber den Toten führen, doch mag es dazu beitragen, sich zu vergegenwärtigen, dass die Verstorbenen eine gewichtige Kategorie darstellen, die sich eben nicht nur als Bewusstsein von früheren Lebenden, sondern von jetzigen Toten manifestieren könnte. Eine solche Bedeutung lässt sich nun auch in räumlichen Strukturen erwarten und führt uns zurück zu der Frage, welchen Stellenwert den Topoi des Todes in unserer Gesellschaft eingeräumt wird. Thomas Macho und Kristin Marek betonten bereits 2007 eine „neue Sichtbarkeit des Todes“ in den westlichen Kulturen und verweisen in diesem Kontext auf eine zunehmende Beschäftigung mit dem Sterben in den vergangenen Jahrzehnten (2007: 9). Dieser Aussage ist beizupflichten, aber es lohnt sich, die neue Ausdrucksweise näher zu betrachten. Wenn eine „neue Sichtbarkeit“ konstatiert wird, so ist überlegenswert, was wir sehen, wenn wir den Tod und die Toten betrachten, und wie wir den Umgang mit dem Tod selbst darstellen. Ein homogenes Bild vom Tod ist kaum denkbar, zu sehr ist es von persönlichen Erfahrungen beeinflusst, wobei

den individuellen Ausprägungen der Todesvorstellungen Muster gegenübergestellt werden können, die von Religion oder Medien im kollektiven Bewusstsein implementiert werden. Die Sichtbarkeit des Todes fällt somit stark unterschiedlich aus. Das Sehen des Todes bedeutet zudem nicht das Sehen der Sterbenden und Verstorbenen, und der Zustand des Todes ist nicht gleichzusetzen mit dem Vorgang des Sterbens. Verweise auf menschliche Leerstände können nur bedingt als Berührungspunkte zum Prozess des Sterbens erhalten. Der Tod ist der Zustand des Fortseins, das Sterben der Prozess des Fortgehens und in dieser Funktion von biologischen und vielfach intensiven emotionalen Zuständen gekennzeichnet. Starb ein Mensch früher oftmals im Kreis seiner Angehörigen und im vertrauten Rahmen seiner eigenen Wohnstätte, so erfolgt das Sterben heutzutage vielfach im Krankenhaus oder Hospiz. Damit geht der direkte Kontakt von Lebenden zu Sterbenden nicht selten verloren. Die neue Sichtbarkeit des Todes ist somit primär eine neue Beschäftigung mit der dem Sterbeprozess nachfolgenden Leere. Der Prozess des Sterbens selbst bleibt den meisten Menschen weiterhin verschlossen. Nekropolis bedeutet damit auch, dass es notwendig ist, die Spuren des Sterbens separat von den Spuren des Todes als nachfolgendem Zustand bei einer Betrachtung der urbanen Strukturen zu berücksichtigen.

Ogleich der erstarkenden Beschäftigung mit dem Tod in den letzten Jahrzehnten, existieren zum Teil erhebliche Forschungsdesiderate, wenn es um soziale oder räumliche Elemente des Todes insbesondere aus historischer Perspektive geht. Dies betrifft Personengruppen wie die Leichenfrauen in der Moderne, Tätigkeitsfelder oder Institutionen. Tod und Sterben – so scheint es – stellen in den Geschichtswissenschaften ein Themenfeld dar, das eher den Kulturwissenschaften zugewiesen wird. Wenn allerdings der Ägyptologe Jan Assmann vom Tod als „Kulturgenerator“ spricht und damit das innovative Potenzial vom Bewusstsein des Lebensendes meint, so wird deutlich, welche Relevanz dem Sterben auch historisch betrachtet zukommt (Assmann 2000: 14). Der Tod war und ist vielfach *die* große Triebfeder kulturellen Schaffens.

Gegen eine intensive Auseinandersetzung mit der Thematik wirken womöglich Ängste und Unsicherheiten gleichermaßen wie auch fortbestehende Tabus. Der ästhetisch ansprechende Leichnam einer *Tatort*-Folge im abendlichen Fernsehprogramm ähnelt in der Regel eben nicht den tatsächlichen Todeszuständen; ebenso wenig wie das filmisch

dargestellte Sterben sich mit dem tatsächlichen Übergangsprozess vom Leben in den Tod deckt.

Die Toten sind zwar in der Überzahl, doch sind sie zugleich die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft, die den Lebenden „wehrlos“ ausgeliefert sind, darauf hat der Historiker Karl Schlögel hingewiesen (2005: 256). Die Art und Weise, wie die Lebenden die Verstorbenen behandeln und ihrer gedenken, liefert auch eine Erkenntnis darüber, wie sich die Lebenden als Individuen und ihr soziales Gemeinwesen mit einem historischen Bewusstsein positionieren (ebd.: 255). Topoi des Todes sind nach dieser Auffassung auch Marker einer Empathie, die sich bewusst auf die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft konzentriert und von einem generellen Wert der menschlichen Spezies ausgeht.

4. Raum für die Toten und Raum für die Lebenden

Ob dem Tod und den Verstorbenen hingegen ein Raum im Umfeld der Lebenden zugestanden wird, hängt von den Lesarten ab, die zu den unterschiedlichen Zeiten den Umstand des Todes begleitet haben. Nicht allein in den vormodernen Zeiten der Pest, der Cholera im 19. oder Covid-19 im 21. Jahrhundert – dann aber in ausgeprägter Form – wandelten sich Wohnquartiere zu markanten Orten des Sterbens. Dies wird insbesondere an Dokumenten über die Große Pest in London von 1665/66 ablesbar, als Quarantänemaßnahmen für Wohnhäuser verordnet wurden, sobald ein Krankheitsfall aufgetreten war (Potter 2019: 77). Die Anordnung zwang gesunde und kranke Personen zu einem gemeinsamen Ausharren – ein Umstand, der nicht selten ganze Familien auslöschte. Von außen bewacht und deutlich sichtbar markiert, wurden diese Wohnhäuser zu Orten des Todes innerhalb der Gemeinschaft der Lebenden (Sperry 2018). Frappierend ist in diesem Zusammenhang, dass bei der jüngst zurückliegenden Covid-19-Pandemie zumindest in der medialen Öffentlichkeit kaum tiefergehende historische Bezüge angestellt wurden. Obgleich die Pest vielfach thematisiert wurde, fanden weder Parallelen bei staatlichen Restriktionen noch die Hintergründe der Anfeindungen gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen aus den historischen Beispielen Aufnahme in den öffentlichen Diskurs.

Seuchenfriedhöfe wurden früh vor den Toren der Stadt angelegt, um durch die Distanz zwischen Toten und Lebenden eine Sicherheit für Letztere zu generieren. Ab Ende des 18. Jahrhunderts wurden dann innerstädtische Begräbnisplätze geschlossen und neue Friedhöfe generell

extra muros errichtet – nun nicht mehr unter den Vorzeichen einer drohenden Seuche, sondern als reguläres, sanitätspolizeiliches Eingreifen in traditionelle Praktiken. Die Verstorbenen wurden derart aus dem unmittelbaren Bereich der Lebenden ausgelagert (Fischer 2001: 9, 11 f.).

Dass die Toten aber auch eines Raumes bedurften, der ihnen einen grundlegenden Schutz gewährte, wurde spätestens mit der gesetzlichen Einführung von Bestattungsfristen im späten 18. Jahrhundert in Preußen zu einer vielerorts erhobenen Forderung. Die Sicherheit des Todes wurde damals mit zeitlicher Dauer korreliert, indem einzig der Verwesung vertraut wurde, den Tod präzise anzuzeigen. Da die Verwesung Zeit bedarf, wurde in diesem Kontext auch Raum entscheidend. Denn spätestens jetzt benötigten die Verstorbenen einen Platz, an dem sie mehrere Tage aufbewahrt und auf sichere Todeszeichen hin beobachtet werden konnten. Damit wurde den vorgeblichen Scheintoten explizit in Form von Leichenhäusern ein innovativer, da neuer Raum geschaffen (Kreibitz 2022).

Damals wie heute spielte Raum im Sinne konkreter Orte, verbunden aber auch mit expliziter Zeitlichkeit im Sinne einer angestrebten Permanenz, eine erhebliche Rolle. Bereits im 19. Jahrhundert gerieten zahlreiche Kirchengemeinden im Zuge der Industrialisierung unter Druck: Der städtische Grund wurde zunehmend teurer, was auch die Anlage neuer Friedhöfe betraf, die verstärkt auf günstigerem Boden errichtet werden mussten. Der Raum der Toten wurde unter diesen Vorzeichen zunehmend zum Raum der Lebenden, und die Distanz zwischen beiden Gruppen wurde erweitert.

5. Die Lebenden sind die Toten von morgen

In der Gegenwart scheint das traditionelle Konzept der (christlichen) Friedhöfe sukzessive an gesellschaftlicher Bedeutung zu verlieren. Aufgrund des demografischen Wandels und einer Ablösung althergebrachter Vorstellungen in Bezug auf das Bestattungswesen, nimmt die Körperbestattung in Europa graduell ab, und ganze Friedhofsareale werden zu Brachland. Markierte Grablegungen wandeln sich zu anonymen Streuaschegräbern, die nicht mehr auf die individuellen Todesfälle verweisen. Ein solcher Trend kann nicht allein mit den höheren Kosten von Körperbestattungen gegenüber der Kremation begründet werden, sondern hat auch mit sozialen Veränderungen vor dem Hintergrund der Globalisierung zu tun, die dazu beiträgt, dass Gräber durch die weit

verstreut lebenden Angehörigen nicht mehr gepflegt werden können (Kaiser 2021: 33-93).

Bereits im 19., dann aber verstärkt im 20. Jahrhundert mussten Begräbnisplätze Straßenbauprojekten weichen, wurden diese zu Parks und wirtschaftlichen Nutzflächen transformiert oder während der Kriege vielfach in ihrer Bausubstanz beschädigt. Die markantesten Topoi des Todes, die Friedhöfe, sind damit erheblichen Veränderungen unterworfen. Pietät als Anspruch eines angemessenen Umgangs mit den Verstorbenen, droht in dieser Gemengelage zur Verhandlungsmasse zu werden. Sie ist es jedoch zugleich, die nicht allein das individuelle und kollektive Verhalten der Lebenden gegenüber den Verstorbenen bestimmt, sondern auch, welcher Raum den Toten zugestanden wird. Die Erforschung des Todes bedeutet daher in erster Linie eine Auseinandersetzung mit dem Dasein und mit den gesellschaftlichen Vorstellungen über das „richtige“ Leben und Sterben, die in einer Gesellschaft existieren. Die Möglichkeit einer Koexistenz zwischen Lebenden und Toten durch die Nutzung der Friedhöfe als Ruheorte, von der Schlögel spricht (2005: 255), ist eine hoffnungsvolle, antizipierende Betrachtung dessen, was uns allen bevorsteht. Auch dies ist eine Erklärung für einen pietätvollen Umgang mit verstorbenen Menschen. Die Pietät erinnert uns an das gewesene Individuum als Mitglied der menschlichen Spezies, und der Respekt, den wir einem toten Körper entgegenbringen, spiegelt die Hoffnung, später ebenso behandelt zu werden (Preuß 2015: 202 f.).

6. Deutungsversuche

Topoi des Todes wurden vielfach mit spezifischen Gefühlszusammenhängen assoziiert oder sie werden als besondere Orte mit besonderen Qualitäten interpretiert. Bereits Michel Foucault betonte, dass der Friedhof per se ein „anderer Ort“, eine Heterotopie sei, die befähigt ist, Irritation in der Gesellschaft auszulösen (1993: 41 f.). Die Einfachheit des von ihm vorgeschlagenen Theorieansatzes führte dazu, dass in der Folge zahlreiche Orte als Heterotopien klassifiziert wurden, darunter auch weitere Topoi des Todes wie Hospize (Lindner 2016: 87) oder Leichenhäuser (Kreibig 2022: 36). Beide Konzepte fokussieren auf die Übergangssituation in den Tod und grenzen sich dergestalt von Friedhöfen oder Erinnerungszeichen maßgeblich ab. Heterotopien sind interessant, weil sie die gesellschaftlichen Machtstrukturen explizit fokussieren, die anhand des Raumes nachvollzogen werden.

Andere Forschende haben sich den Begräbnisplätzen mit einer Interpretation als Atopie zugewandt, womit der Verlust der ursprünglichen Bedeutungen und Funktionen der Orte in gesellschaftlichen Zusammenhängen gemeint ist (Happe 2016). Hier ist bereits angemahnt, dass die Transformation von Friedhöfen zu Lokalitäten mit gänzlich anderen Nutzungsoptionen zu einem inhaltlichen Verlust auch historischer Zusammenhänge zu führen droht. Folgt man diesem Gedanken, so scheint eine Veränderung einstiger kulturell und religiös aufgeladener Orte des Todes hin zu einer vollständigen Negierung ihrer ursprünglichen Signifikanz denkbar. Dann würden wir uns im Bereich der Nicht-Orte gemäß einer Definition des Ethnologen Marc Augé (2014) bewegen, der damit Orte charakterisiert, die über keine eigenständige Geschichte oder Identität verfügen. Wie Topoi des Todes zukünftig interpretiert werden können, hängt somit maßgeblich davon ab, welche Relevanz wir ihnen zukommen lassen. Die Bedeutung ist dabei eng verwoben mit Emotionen, die wir diesen Orten zuschreiben.

Tod und Sterben können Gefühle wie Angst oder Schauer auslösen. Anthony Vidler geht dem unter anderem von Edmund Burke verwendeten Begriff des Erhabenen nach, indem er seine Nähe zum Schrecken – die bereits Burke herausstellte – im Unheimlichen als eine „domestizierte Version des absoluten Schreckens“ deutet (Vidler 2002: 21). Seit dem 18. Jahrhundert existiert eine enge Verbundenheit von Vorstellungen des Unheimlichen und der Architektur (ebd.: 13). Wenn Vidler nunmehr bestimmte Gebäude als unheimlich beschreibt, dann nicht, weil sie selbst solche Eigenschaften besäßen, sondern weil sie „aus historischen oder kulturellen Gründen Repräsentationen der Entfremdung darstellen“ (ebd.: 31). Und was ist uns fremder geworden in der heutigen Zeit als die Toten? Viele Menschen erleben den Sterbeprozess nicht mehr aus eigener Erfahrung, sondern als Bericht aus dritter, oftmals pflegerischer oder ärztlicher, Hand. Die Gefahr einer solchen Distanzierung beinhaltet die dann unvermittelt erscheinende Konfrontation mit dem zuvor Verdrängten. Thomas Macho sieht im Bemühen der Integration der Toten eine Möglichkeit zur Absicherung der Lebenden gegen die Verstorbenen (1987: 299). Indem eine Nähe zum Fremden oder Fremdgewordenen hergestellt wird, kann dieses zum Teil eingehegt werden und verliert dergestalt sein Bedrohungspotenzial. Orte, die mit Tod und Sterben korreliert werden, sind uns heutzutage deshalb vielfach unheimlich, da sie uns ebenso fremd geworden sind wie die sterbenden Leiber und die toten

Körper. Ihre einstmals apotropäische Einbeziehung in die Gemeinschaft der Lebenden ist einer weitgehenden Ausgrenzung gewichen.

Seit geraumer Zeit werden hingegen im Zuge des sogenannten *Dark Tourism* immer neue Stätten aufgetan, die aufgrund ihres nominell unheimlichen Charakters Aufmerksamkeit erregen. Angebliche Spukhäuser gehören ebenso dazu wie verlassene Sanatorien oder Krankenhäuser. Sie alle eint vorgeblich eine in besonderer Weise vom Tod gezeichnete Historie. Derlei Aktivitäten können aber nicht als Anzeichen einer intensivierten Auseinandersetzung mit dem tatsächlichen Tod oder Sterben interpretiert werden.

7. Fazit

Die Topoi des Todes, die hier behandelt wurden, sind wie alle Orte mit Gefühlen verbunden. In diesem Fall sind die Emotionen vielfach – wenn auch nicht immer – spezifischer Natur und werden mit Vorstellungen der Unsicherheit, des Unheimlichen, der Angst, aber auch des erregenden Schauderns assoziiert. Die Genese der Gefühle, die im Zusammenhang mit den Topoi des Todes festgestellt werden, kann im Einzelfall sehr genau anhand historischer Prozesse nachvollzogen werden. Als in den mitteleuropäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts begonnen wurde, den Tod und die Toten aus hygienischen Gründen aus den vertrauten Kontexten der Lebenden herauszulösen, indem nicht nur eine räumliche, sondern auch eine intensiviert emotionale Distanz zu den körperlichen Verfallsprozessen geschaffen wurde, wurden gleichzeitig Zustände des Unheimlichen und Fremden evoziert. Die Toten wurden zu Fremden, denen man auf eine neue Weise begegnen musste (Kreibig 2022: 404–410, 443). Nicht erst seitdem übertrug sich dieser Status auch auf die Orte, die mit den Leichnamen in Verbindung standen. Diese Erkenntnis hat auch Einfluss auf die Forschung zum (urbanen) Sterben. So scheint sich bei aller neuen Sichtbarkeit des Todes in unserer Gesellschaft die Distanz gegenüber den Toten auch auf eine Beschäftigung mit der Thematik übertragen zu haben. Insbesondere aus der Perspektive der Geschichtswissenschaften ergeben sich damit Aspekte, die zu einer Diskussion einladen sollen: Erstens behaupte ich, dass historische Erkenntnisse im Umgang mit dem Tod bisher nur in geringem Maße auf aktuelle Verhältnisse übertragen werden. Zweitens scheint die wirtschaftliche und politische Dimension thanatologischer Aspekte innerhalb der Forschung kaum angemessen erfasst zu werden. Der Mehrwert

einer Analyse historischer Todesgeschichte für andere Fachdisziplinen wurde aus diesem Grunde noch nicht realisiert. Dies bedeutet auch, dass mögliche arbeitstechnische und inhaltliche Schwierigkeiten beim Versuch, sich die Forschungsdesiderate zu erschließen, erst noch erkannt werden müssen.

Der lang anhaltende Prozess einer Ausweisung des Todes aus dem Bereich der Lebenden, insbesondere aus den Städten, ist in den letzten Jahrzehnten einer neuen Beschäftigung gewichen. Diese rekurriert jedoch primär auf eine Auseinandersetzung mit Vorstellungen über den Tod und weniger mit den biologischen Realitäten. In diesem Zusammenhang werden Partizipationsforderungen lauter, das eigene Sterben und die Darstellung des eigenen Todes souverän zu gestalten. Gleichzeitig führen die veränderten demografischen und kulturellen Konditionen zum Wandel traditioneller Topoi des Todes, die nicht selten als Verlust wahrgenommen werden. Ein neues Aushandeln über und ein Recht auf Präsenz von Tod und Sterben – nicht nur in den Städten – hat begonnen und verlangt nach einer gesellschaftlichen Debatte darüber, wie wir zukünftig die Sterbenden behandeln und der Verstorbenen gedenken wollen und wie weit der Tod generell bewusster Bestandteil unseres Lebens sein soll.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Nina Kreibig ist Historikerin. Sie forscht unter anderem zur Sepulkralkultur und ist Mitherausgeberin der Reihe „Tod und Agency“ im transcript Verlag.
nina.kreibig@hu-berlin.de

Literatur

- Ariès, Philippe (1982): Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München: dtv Wissenschaft.
- Assmann, Jan (2000): Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Todesbilder und Totenriten im Alten Ägypten. In: Jan Assmann, Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Todesbilder und Totenriten im Alten Ägypten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 10-86.
- Augé, Marc (2014): Nicht-Orte. München: C.H. Beck.
- Clark, Peter (2009): European cities and towns 400-2000. New York: Oxford University Press.
- Edible Cities Network / Humboldt-Universität zu Berlin / Technische Universität Berlin (2024); Fachtagung: Vom Grab zum Grün. Zur Transformation historischer Friedhöfe, Berlin: Edible Cities Network. https://www.youtube.com/playlist?list=PLm5HeTHGcH_wwTjAupMhrCHtz1CDB2BN- (letzter Zugriff am 25.4.2024).
- Fischer, Norbert (2001): Geschichte des Todes in der Neuzeit. Erfurt: Sutton.

- Foucault, Michel (1993): Andere Räume. In: Karlheinz Barck / Peter Gente / Heidi Paris / Stefan Richter (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais*. Leipzig: Reclam, 34-46.
- Gins, Madeline / Arakawa, [Shūsaku] (2008): *Niemals sterben!! Architektur gegen den Tod*. Berlin: Jovis.
- Happe, Barbara (2016): Die Topik gegenwärtiger Bestattungsformen. Von der Heterotopie zur Atopie. In: Thorsten Benkel (Hg.), *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*. Bielefeld: transcript, 283-301.
- Harvey, David (2013): *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Haub, Carl (2011 [2005]): How many people have ever lived on earth? Population Reference Bureau. <https://web.archive.org/web/20130424014209/http://www.prb.org/Articles/2002/HowManyPeopleHaveEverLivedonEarth.aspx> (letzter Zugriff am 21.3.2024).
- Hoeming, Johanna / Pohl, Lucas (2024): Thanatostadtforschung. Aufruf zu einer Debatte des Verhältnisses von Stadt, Sterben und Tod. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 147-149.
- Kaiser, Julia (2021): *Bestattet unter Bäumen. Über den gegenwärtigen Wandel der deutschen Bestattungskultur*. Marburg: BÜCHNER.
- Kreibig, Nina (2022): *Institutionalisierter Tod. Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript.
- Lefebvre, Henri (1996 [1968]): *The right to the city*. The Anarchist Library. <https://theanarchistlibrary.org/library/henri-lefebvre-right-to-the-city> (letzter Zugriff am 2.10.2024).
- Lindner, Doris (2016): Einschluss der Ausgeschlossenen. Konturen des Sterbens im Hospiz. In: Thorsten Benkel (Hg.), *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*. Bielefeld: transcript, 85-106.
- Löw, Martina (2012): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Macho, Thomas H. (1987): *Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Macho, Thomas / Marek, Kristin (2007): Die neue Sichtbarkeit des Todes. In: Thomas Macho / Kristin Marek (Hg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*. München: Fink, 9-21.
- Osterhammel, Jürgen (2010): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: C.H. Beck.
- Potter, Harry (2019): *Shades of the prison house. A history of incarceration in the British Isles*. Woodbridge: Boydell Press.
- Preuß, Dirk (2015): Pietät – eine Rekonstruktion in moralphilosophischer Perspektive. In: Dirk Preuß / Lara Hönings / Matthias Tade Spranger (Hg.), *Facetten der Pietät*. München: Utz, 141-334.
- Ruetz, Michael (1976): *Nekropolis. 100 Photographien 1968-1976. Europäische Totenstädte, ihre Anlage und Architektur, ihre Bewohner*. Katalog zur Ausstellung des Künstlerhauses Bethanien, Berlin: Künstlerhaus Bethanien.
- Schlögel, Karl (2005): *Friedhof Europa. Ein Essay*. In: Norbert Fischer / Markwart Herzog (Hg.), *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden*. Stuttgart: Kohlhammer, 253-265.
- Schroer, Markus (2006): *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Seidl, Ernst (2009): „Politischer Raumtypus“. Einführung in eine vernachlässigte Kategorie. In: Ernst Seidl (Hg.), *Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft 11. Schwerpunkt: Politische Raumtypen. Zur Wirkungsmacht öffentlicher Bau- und Raumstrukturen im 20. Jahrhundert*. Göttingen: V&R unipress, 9-19.
- Sperry, Eileen (2018): Lord have mercy on us: Broadsides and London plague life. In: *Sixteenth Century Journal. The Journal of Early Modern Studies* XLIX/1, 95-114.

Das Recht der Toten am urbanen Raum

Vidler, Anthony (2002): unHEIMlich. Über das Unbehagen in der modernen Architektur. Hamburg: Nautilus.

Zedlitz, Leopold Freiherr von (1834): Kirchhöfe (die), Artikel. In: Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam zum täglichen Gebrauch der Einheimischen und Fremden aller Stände, enthaltend die Beschreibung oder Nachweisung alles Wissenswerthen der Oertlichkeit, mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen der Hauptstadt zu den Provinzen. Berlin: Eisersdorff, 374-376.

Die andere Nekropole

Kommentar zu Johanna Hoerning und
Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt,
Sterben und Tod“

Jan Simon Hutta

„Die Stadt der Toten ist die Kehrseite der Gesellschaft der Lebenden oder besser gesagt: Sie ist ihr Bild, ihr unzeitgemäßes Bild. Denn die Toten haben den Moment des Wandels durchlaufen und ihre Denkmäler sind das sichtbare Zeichen für die Beständigkeit ihrer Stadt.“ So beschrieb Philippe Ariès (1974: 74; Übers. d. A.) das neue Verhältnis von städtischer Gesellschaft, Tod und Nekropole, das sich im ausgehenden 18. Jahrhundert in Westeuropa herausbildete. Wurden die Körper der Toten zuvor den Kirchen überantwortet, die sie in den meisten Fällen wenig zeremoniell beerdigten, so gaben fortan öffentliche Friedhöfe den Verstorbenen einen bleibenden Ort in der Gesellschaft. Von nun an dachte man, „dass die Gesellschaft sowohl aus den Toten als auch den Lebenden besteht“ (ebd.: 73). Im Anschluss an Michel Foucault (1999) lässt sich die moderne Begräbniskultur als paradoxer Ausdruck einer gesellschaftlichen Marginalisierung des Todes im Zeichen einer biopolitischen Zentralstellung des Lebens verstehen: An die Stelle des für die frühe Neuzeit prägenden Spektakels des Todes – als Reich von Verdammung und Erlösung, Mystik und Erotik – tritt das Festhalten am Leben der Toten (vgl. Ariès 1989 [1980]). Fortan wird der Tod zu etwas höchst Privatem, der tote Körper zum Tabu (vgl. Alsheh 2015). Zugleich wird das Recht gut zu sterben zum Merkmal menschlicher Würde. Aufbahrung und Leichentuch, Bestattung und Grabstätte, Trauer und Grabpflege bringen nun zum Ausdruck, dass Menschen über ihren Tod hinaus respektiert werden, die Hinterbliebenen ihrer gedenken, sich um ihre sterblichen Überreste gesorgt wird.

An dieser Verortung der Toten in Stadt und Gesellschaft knüpft die interdisziplinäre Diskussion um *Deathscapes* an, die nach einer ersten

Konjunktur in den 1990er Jahren in den vergangenen zehn Jahren ein Revival erfuhr (siehe Heng 2021; House/Westendorp/Maddrell 2023; Hunter 2016; Maddrell/Sidaway 2010a). Avril Maddrell und James Sidaway (2010b: 4) definieren Deathscapes als „places associated with death and for the dead, and how these are imbued with meanings and associations“. Der Schwerpunkt der Diskussion liegt auf der Frage, wie Verbindungen zu den Verstorbenen aufrechterhalten werden (vgl. Heng 2021). So wird etwa untersucht, wie sich Trauern und Gedenken verräumlichen – sei es im Kontext von Friedhöfen und Gedenkstätten oder bei informellen Praktiken wie dem Verstreuen der Asche.

Doch nicht immer existieren Verbindungen zwischen Lebenden und Verstorbenen; nicht immer entstehen Deathscapes als Orte, die in sorgender Weise für die Toten geschaffen werden. Wurde das Sterben mittels öffentlicher Friedhöfe und Praktiken des Gedenkens einerseits in die Gesellschaft eingefasst, so vervielfältigten sich in der globalen Moderne[1] zugleich andere Verräumlichungen des Todes. Beispielsweise ging die Säkularisierung des Begräbnisses auch mit einer Tendenz zu dessen Industrialisierung einher. Die Leichname arbeitender und rassifizierter Bevölkerungsgruppen wurden in großem Stil einer Feuerbestattung zugeführt und die Friedhöfe dieser Gruppen an die Ränder von Städten gelegt (vgl. Ariès 1989 [1980]: 409 f.; Fischer 2015). Dies verweist auf Ausschlüsse von biopolitischen Sorgeverhältnissen auch nach dem Tod. Noch weitergehend können mit Foucault (1999) rassistische Genozide – die Tötung der Anderen im Namen der eigenen Bevölkerung – als konstitutives Außen der modernen Biopolitik verstanden werden. Damit werden anonyme Beerdigungen und Massengräber ebenso zum Ausdruck der modernen Nekropole wie der städtische Friedhof. Inzwischen widmet sich eine facettenreiche Diskussion dieser nekropolitischen Seite des modernen Lebens und Sterbens. Um die nekropolitische Seite der Stadt der Toten soll es im Folgenden gehen.

1. Vom schlechten Sterben

Im Januar 1996 treten bei Renovierungsarbeiten in einem Hinterhof in Rio de Janeiros Hafenviertel Gamboa im Boden plötzlich zahlreiche Knochen und Gebeine zum Vorschein. Wie sich herausstellt, handelt es sich um Teile des Cemitério dos Pretos Novos („Friedhof der neuen Schwarzen“) – des größten Massengrabs, das im Kontext des transatlantischen Sklavenhandels entstanden ist. Zwischen 1770 und 1830 wurden

Die andere Nekropole

auf einer Fläche von der Größe eines Fußballfeldes nach Schätzungen zwischen 20.000 und 30.000 Körpern abgelegt und – wenn überhaupt – nur notdürftig beerdigt. Größtenteils handelte es sich um die Körper von Menschen, die am nahe gelegenen Valongo-Kai angekommen waren, dem damals weltweit größten Ankunftsort versklavter Menschen. Sie waren an den Folgen der qualvollen Mittelpassage verstorben, noch ohne die Möglichkeit, über ihr Verkauft-Werden als Sklaven innerhalb der kolonialen Ordnung eine Bestattung zu erhalten (Pereira 2007). In seinem Reisebericht von 1814/1815 beschrieb der Frankfurter Naturkundler Georg Wilhelm Freyreiss diesen Ort so:

„In der Mitte des Raumes war ein Erdhaufen, aus welchem hier und da die Reste der Toten herausahen, von denen Regen die leicht bedeckende Erde abgewaschen hatte. Noch lagen mehrere da, die wahrscheinlich schon lange mussten hierher gebracht worden sein. Nackend waren die in eine Matte gewickelt, die am Halse und den Füßen festgebunden war. Wahrscheinlich beerdigt man nur alle Woche einmal und die hergebrachten Toten denn schon grösstentheils in Verwesung übergegangen, so ist der Gestank zuweilen fürchterlich.“

(Freyreiss 1968: 95 f.; Interpunktion geändert)

Die Körper dieser Verstorbenen wurden behandelt „als wären sie wilde Tiere“, wie Sebastião Monteiro da Vide, der Erzbischof von Bahia, es bereits im frühen 18. Jahrhundert bezogen auf ähnliche Orte im Nordosten des Landes bemerkte (zitiert nach Pereira 2007: v; Übers. d. A.; vgl. auch Karasch 1987).

Fast forward. Im Dezember 2020 werden in einer Bauschutthalde von Pereira, in der südlichen Peripherie São Paulos, die sterblichen Überreste dreier Menschen geborgen. Zwei der Schädel weisen Verletzungen durch Kugeln oder Macheten auf. Einem Medienbericht zufolge werden bis Ende des darauffolgenden Jahres auf einem Zehntel der elf Hektar großen Fläche 24 weitere Leichname entdeckt – jeweils nur bis zu einem Meter tief vergraben (vgl. Rossi/Dacau/Guimarães 2022). Nur fünf Leichname konnten zum Zeitpunkt des Berichts identifiziert werden. Einer von ihnen ist der Leichnam von Daniel Gois, eines 31-jährigen schwarzen Zubehörhändlers. Allem Anschein nach wurde er zusammen mit einem guten Freund, dem 30-jährigen Darcio de Souza, von São Paulos größter Drogenhandelsorganisation exekutiert, dem Primeiro Comando da Capital

(PCC). Daniel Gois' Familie hatte ihn bereits im März 2018 als vermisst gemeldet, die Behörden hatten jedoch keine Ermittlungen eingeleitet.

Diese Fälle fügen sich ein in das in Lateinamerika vielerorts verbreitete Phänomen des gewaltsamen „Verschwindenlassens“ von Menschen, das Angehörige und Menschenrechtsakteure bereits zur Zeit der Diktaturen der 1970er und 1980er Jahre thematisierten. Damals wie heute sind neben Oppositionellen vor allem arme, peripherisierte, schwarze und indigene Bevölkerungsgruppen zuvorderst von dieser Gewalt betroffen (Denyer Willis 2022; Wright 2017). Hintergrund sind meist territoriale Konflikte zwischen bewaffneten Akteuren (einschließlich staatlichen) vor dem Hintergrund legalen wie illegalen Handels oder extraktivistischer Landnahme.

Sowohl die Massengräber für Versklavte als auch die heutigen Orte des Verschwindenlassens stehen exemplarisch für vielfältige Weisen, auf die Menschen von modernen oder tradierten Arten des guten Sterbens und der würdevollen Bestattung ausgeschlossen werden. Stattdessen werden sie einem „schlechten Sterben“ preisgegeben, wie es Cláudia Rodrigues (1997) im Anschluss an Ariès formuliert. Wie die Autorin bemerkt, war für weite Teile der versklavten wie freien afrodiatorischen Bevölkerung Rio de Janeiros die Vorstellung, nach dem Tod auf einem Ort wie dem Cemitério dos Pretos Novos abgelegt zu werden, hochgradig schreckenerregend. Besonders, wenn Bezüge zu Yoruba- und Bantukosmologien existierten, kam das einsame Abgelegt-Werden ohne spirituelle Begleitung einer Entkopplung vom Reich der Ahnen gleich.[2] Auch heute erleben viele Hinterbliebene von Verschwundengelassenen es als eine Form des Terrors, wenn sie ihren Angehörigen kein würdevolles Begräbnis ermöglichen können und die Verantwortlichen nicht zur Rechenschaft gezogen werden (vgl. Denyer Willis 2022; Smith 2016a).

Wenn bestimmte Gruppen systematisch einem schlechten Sterben ausgesetzt werden, während hegemonialen Gruppen ein gutes Sterben ermöglicht wird, kann dies im Anschluss an die Arbeiten Foucaults (1999), Achille Mbembes (2003) und anderer als Ausdruck einer Nekropolitik verstanden werden, also einer Regierungsform, die das Leben der einen fördert, während sie andere im Rahmen intersektional rassifizierter Machtformationen dem Tod ausliefert. Und wie der Ausschluss vom guten Sterben zeigt, reicht die Nekropolitik sogar über den Tod hinaus (vgl. Denyer Willis 2022; Robben 2015; Zengin 2022).

Die andere Nekropole

Räumlich wurde Nekropolitik bereits verschiedentlich über Konzepte wie *thanato-geographies* (Griffiths 2022), *necrolandscaping* (Casid 2018), *necrosettlements* (Jha 2023) oder *necroburbia* (Ortega 2020) thematisiert. Für die aktuelle Ausgabe der *sub|urban* ist zur Beschreibung verräumlichter Nekropolitik besonders die Verwendung des Begriffs Nekropole interessant. Dieser bezeichnet ursprünglich Bestattungsplätze in der Nähe prähistorischer Siedlungen. Ebenso wie Deathscapes wurden Nekropolen meist im Hinblick auf Verbindungen zwischen Lebenden und Toten untersucht. Inzwischen bestimmen ihn aber beispielsweise Michael McIntyre und Heidi J. Nast als „Raum der Negation und der gesellschaftlich Toten, hervorgebracht durch Enteignungen und Entfremdungen innerhalb wie außerhalb europäischer Nationalstaaten“ (2011: 1467; Übers. d. A.; vgl. Alves 2014).

Weiten wir dieses Verständnis auf die Negation nach dem tatsächlichen Tod aus, so haben wir es mit einer „anderen Nekropole“ zu tun, die gerade nicht über Verbindungen zwischen Lebenden und Toten entsteht. Diese andere Nekropole, die nekropolitische Deathscape, entsteht dort, wo die Körper von Verstorbenen im Rahmen gesellschaftlicher Machtformationen unzeremoniell und anonym in Massengräbern abgelegt, liegen gelassen, zerstückelt oder zerstört werden, wo sie den Kräften von Erde, Wasser und nicht-menschlichem Leben anheimgestellt werden. Dies kann Kontexte von Versklavung und Entrechtung ebenso betreffen wie bewaffnete Konflikte, Grenzregime, Kriegsverbrechen oder Genozide.

Aber auch das ungleich verteilte einsame Sterben, das in spätkapitalistischen Gesellschaften verbreitet ist (vgl. Loke 2023), trägt Züge dieser anderen Nekropole. Ebenso können Begräbnisse Namenloser (vgl. etwa Fischer 2014; Hasse 2016) mit Blick auf ihre den Tod überdauernde Nekropolitik untersucht werden. Ein anschauliches Beispiel liefert Asli Zengins Forschung zu den sogenannten Friedhöfen der *kimsesiz* in der Türkei. So werden dort diejenigen bezeichnet, die „der intimen und affektiven Bindungen, der sozialen Bindungen und der Gemeinschaft beraubt“ sind (Zengin 2022: 166; Übers. d. A.). Es handelt sich um Fälle, in denen die Toten von ihrer Verbindung mit den Lebenden entkoppelt werden: Sie erhalten keine würdige Bestattung, keinen Ort der Trauer oder des Gedenkens – kein Ruhen in Frieden.

2. Von der Deathscape zur terrorscape

Richten wir den Blick also auf die andere, die nekropolitische Nekropole, so stellen sich die analytischen Fragen, wer ihr überlassen wird, wie sie der Etablierung von Machtverhältnissen dient und wie sie sich verräumlicht. Verschiedene Diskussionsstränge haben Beiträge zur Beantwortung dieser Fragen geleistet und damit Forschungsperspektiven auf nekropolitische Deathscapes eröffnet. Besonders aufschlussreich sind Auseinandersetzungen mit Massengräbern und dem gewaltsamen Verschwindenlassen von Menschen. Wie ich im Folgenden umreißen möchte, ist ein wiederkehrendes Motiv die Verbreitung von Terror durch einen entwürdigenden Umgang mit toten Körpern und – damit verbunden – das Sabotieren sozialer und politischer Vergemeinschaftung.

Beschäftigungen mit Genoziden und staatlichem Terror haben sich ebenso wie Arbeiten zu lokalen Gewaltakteure mit der Vernichtung von Körpern und deren Verschwindenlassen in klandestinen Gräbern und Gewässern beschäftigt. Wie sie zeigen, kann der entwürdigende Umgang mit Toten, der oft mit einem Unsichtbarmachen der Täter einhergeht, eine Atmosphäre des Terrors erzeugen, der Formen sozialer Vergemeinschaftung und politischer Öffentlichkeit verunmöglicht (vgl. etwa Bargu 2014; Ferrándiz 2015). In meiner Forschung in der Metropolregion Rio de Janeiro gehe ich der Frage nach, wie Praktiken des gewaltsamen Verschwindenlassens – meist junger schwarzer Männer – unheimliche Deathscapes entstehen lassen, in denen die lokale Bevölkerung im Alltag unvermittelt mit Leichen und sterblichen Überresten konfrontiert wird. Gerade dort, wo Menschen selbst von Gewaltverhältnissen betroffen sind – hier vor allem ärmere, schwarze und queere Menschen – erfahren sie diese Landschaften als zeitlich und räumlich schwer eingrenzbar *terrorscapes*. [3] Subalterne Beziehungsweisen können dort nur mit großen Risiken und Unwägbarkeiten aufgebaut werden (Hutta i. E.).

Hieran knüpfen Forschungen zu Grenzregimes an, die sich mit dem Töten und Sterbenlassen von Menschen entlang der Migrationsrouten in die Staaten des Nordatlantiks beschäftigen. So zeigt Jason de Leóns (2015) Forschung zum Grenzgebiet zwischen Mexiko und den USA, wie Menschen eine Gegend durchkreuzen, in der andere Menschen nach dem Verdursten einfach liegen gelassen wurden. Dieses Sterben ist allgemein bekannt, wird aber zugleich beständig unsichtbar gemacht. So entsteht, wie de León zeigt, ein „Land der offenen Gräber“, das einer makabren Politik der Abschreckung durch Terror den Weg bereitet und auf diese

Weise exklusive Formate der Nationalstaatlichkeit sichern soll. Estela Schindel (2022) und Philipp Themann (i. E.) zeigen wiederum für den Kontext der EU-Außengrenzen, dass derartige Grenzregime auch auf die zersetzenden Kräfte von Wasser, Erde und Lebewesen zielen. So werden Identitäten ausgelöscht und Spuren der Verantwortlichkeit verwischt.

Doch nicht nur das Verschwindenlassen, auch die Zurschaustellung verstümmelter Körper und die narrative Repräsentation von Gewalt verbreiten Terror (vgl. Huffs Schmid 2019; Taussig 1984). So untersuchte María Victoria Uribe (2004), wie während der als „La Violencia“ („Die Gewalt“) bezeichneten Zeit starker Polarisierung der 1950er Jahre in Kolumbien Killer bei Massakern die Leichen ihrer Opfer systematisch zerschnitten und manipulierten. Durch die Ausstellung entmenslichter Körper an öffentlichen Orten terrorisierten sie kleinbäuerliche Bevölkerungsgruppen und trieben Reterritorialisierungen von Besitz- und Eigentumsverhältnissen voran. Uribes Forschung weist auch Bezüge zu Arbeiten zu Polizeigewalt in brasilianischen Städten auf. So zeigen Jaime Amparo Alves (2014) und Christen Smith (2016b) die machtvollen Effekte auf, die sich entfalten, wenn polizeilich getötete schwarze Menschen an öffentlichen Plätzen liegen gelassen werden oder ihr unwürdiger Tod als makabres Spektakel medial inszeniert wird (vgl. Hutta 2022). Indem ein entwürdigender Umgang mit schwarzen Körpern vor Ort und repräsentational normalisiert wird, werden schwarze Communities terrorisiert.

Diese Arbeiten zeigen also, wie nekropolitische Deathscapes durch die Verbreitung von Terror die Bedingungen subalternen und auf Vielfalt gründender Vergemeinschaftung angreifen. Während klassische Beschäftigungen mit Deathscapes eher der Frage nachgehen, welche Bedeutung Orte der Bestattung für die Konstituierung von Gemeinschaft haben, verweisen diese Deathscapes vielmehr auf Prozesse einer nekropolitischen Spaltung des Sozialen. Dabei arbeiten sie heraus, wie diese nekropolitischen Spaltungen der Etablierung von Hegemonie dienen. Beispielsweise argumentiert Alves (2018), dass Polizeiterror in brasilianischen Peripherien schwarzes städtisches Leben sabotiert und zugleich einer normativ weißen Polis den Weg bereitet.

3. Ruhelose Gräber

Nekropolitische Deathscapes sind jedoch nicht nur Ausdruck und Mittel gesellschaftlicher Hegemonien, sie können auch zu bedeutsamen Feldern politischer Kämpfe werden. In diesen geht es um ein Recht auf

Erinnerung und Gedenken, aber auch um grundlegendere Fragen rund um den Umgang mit Körpern, die Übernahme von Verantwortung und die Bedingungen gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Francisco Ferrándiz (2015) widmet sich beispielsweise den jüngeren Exhumierungen von Opfern des Spanischen Bürgerkriegs, die zivilgesellschaftliche Akteure seit Anfang dieses Jahrhunderts vorantreiben. Unter der Herrschaft Francos wurden nur Opfer aufseiten der nationalistischen Bewegung exhumiert und in Gedenkstätten heroisiert. In den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten hat sich jedoch der Einsatz für ein Gedenken an die republikanischen Verstorbenen vervielfältigt. Dieser Einsatz für ein anderes Gedenken entwickelte sich zu einem Ankerpunkt für die Aufarbeitung der Diktatur und die Kritik an deren Kontinuitäten in der gegenwärtigen spanischen Gesellschaft. Allerdings besteht, wie Ferrándiz zeigt, keine Einigkeit darüber, wie ein angemessenes Gedenken zu gestalten sei. Sollten sterbliche Überreste beispielsweise in neue Grabstätten überführt werden oder sollte die Erfahrung des Terrors vielmehr durch lokale Aktionen vor Ort präsent gehalten werden, zumindest solange es keine angemessene staatliche Aufarbeitung gibt?

Ähnliches gilt für die Massengräber von Opfern lateinamerikanischer Militärdiktaturen oder die im Koreakrieg von 1950 bis 1953 gestorbenen südkoreanischen Kommunist_innen. Antonius Robben (2015) zeigt im Vergleich zwischen Argentinien und Chile die Reibungen zwischen selektiven Prozessen staatlicher Aufarbeitung einerseits und aktivistischen Forderungen und Gedenkpraktiken andererseits (zu Korea siehe Kwon 2015). Aber auch dort, wo Menschen heute Verschwundengelassene suchen oder bereits gefunden haben, müssen sie oft hart um eine Strafverfolgung der Täter_innen und um ein würdiges Gedenken kämpfen. So lassen staatliche Institutionen die Angehörigen von Verschwundenen in den Peripherien lateinamerikanischer Städte regelmäßig im Ungewissen über Tatbestände und verweisen sie von einer Behörde an die nächste (Napolião/Castro 2022; Wright 2017).

In der Gegend des Cemitério dos Pretos Novos in Rio organisieren afrobrasilianische Communitys inzwischen kulturelle und spirituelle Treffen, um sich diesen Ort des Terrors im Herzen der ehemaligen Kolonialhauptstadt neu anzueignen. Doch auch dabei sehen sie sich immer wieder mit Widerständen konfrontiert, wie die Bemerkung eines Passanten deutlich macht. „Viele wollen, dass das hier wieder tief vergraben wird“, bemerkt der weiße Mann mittleren Alters, als er an einer am

Valongo-Kai mit dem Gedenken beschäftigten Gruppe vorbeigeht (zitiert nach Lima 2020: 325; Übers. d. A.). Es ist, als fühlten sich Menschen wie er in Rio von den Geistern der Vergangenheit verfolgt, als wünschten sie, dass diese Geister in die Flasche zurückkehrten, anstatt die Stadtöffentlichkeit aufzumischen. Doch die Geister der anderen Nekropolen können nicht mehr eingefangen werden. Die Massengräber der Opfer der Kolonialzeit sind ebenso ruhelos wie des Spanischen Bürgerkriegs und des gewaltsamen Verschwindenlassens in städtischen Peripherien.

4. Neue Verbindungen für die Stadtforschung

Die Kämpfe um Gerechtigkeit und einen würdigen Umgang mit den Verstorbenen dringen auf eine Neuausrichtung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Deathscapes. Wie Anne Huffs Schmid (2022) im mexikanischen Kontext herausarbeitet, treten inmitten des mühsamen Suchens und Identifizierens der Körpern und Knochen von Verschwundenen Praktiken des Erinnerns und Gedenkens in den Hintergrund. Angesichts permanenter Angriffe auf subalterne Beziehungsweisen geht es hier grundlegender um die Herstellung neuer Bezüge und Verbindungen zu den Toten und ihren Körpern (vgl. Canham 2023; Denyer Willis 2022). In räumlicher Hinsicht bedeutet dies nicht selten, auch Bezüge zu *terror-scapes* des entwürdigenden Todes herzustellen (vgl. Hutta i. E.). Eine bedeutende Rolle spielt dabei die Wiederaneignung und affektive Neubesetzung traumatischer Orte, die Rachel Pain (2021) als „repossession“ bezeichnet.

An diesem Punkt können Arbeiten zu städtischen Gewaltverhältnissen, Erinnerungsorten und sozialen Bewegungen ebenso anknüpfen wie Forschungen zu sogenannten „Urbiziden“ – der gezielten Zerstörung städtischer Gebäude und Infrastrukturen im Kontext bewaffneter Konflikte und Kriege. So sieht Martin Coward (2009) den Grund dafür, dass Kirchen, Museen oder öffentliche Gebäude immer wieder zur Zielscheibe von Bombardements werden, in dem Ziel, die Bedingungen öffentlichen Lebens, gelebter Vielfalt und politischer Vergemeinschaftung zu zerstören.[4] Was bedeutet es also, neue Verbindungen des Sozialen in Städten herzustellen, die durch Urbizid geprägt sind (vgl. Laketa 2016, 2018)?

Auch die Materialitäten der anderen Nekropole gilt es näher in den Blick zu nehmen. Nicht selten sind es Knochen und Gebeine, die nekropolitischen Deathscapes Sichtbarkeit verschaffen, wie das Beispiel der zufälligen Entdeckung des Cemitério dos Pretos Novos zeigt. Hier knüpfen Arbeiten der forensischen Anthropologie und Archäologie an

(vgl. etwa Crossland 2009; Hagerty 2023). Für einen ländlichen Kontext liefert die Medienwissenschaftlerin Henriette Gunkel (2023) in ihrer Beschäftigung mit dem Genozid an den Ovaherero und Nama unter deutscher Kolonialherrschaft im heutigen Namibia ein eindrückliches Beispiel. Gehen Partikel verschütteter Gebeine einerseits nach und nach in den Sand ein, so lässt die Saltation – der sprungweise Windtransport von Sandkörnern – sie immer wieder unwillkürlich an die Erdoberfläche treten. Die Bewegung des Sandes wirkt hier gewissermaßen dem Pakt entgegen, den die Nekropolitik mit ökologischen Kräften des Verschwindens eingeht, wenn sie auf die Zersetzung von Körpern durch Wasser, Wind und Erde, Flora und Fauna setzt. So wird die Wüste sprichwörtlich zum Medium widerständiger Vibrationen (vgl. Casid 2018). Durch diese Vibrationen werden die Körper der Getöteten, Liegengelassenen und in Massengräbern verscharrten auf neue Weise wahrnehmbar und zum Ausgangspunkt vielfältiger künstlerischer und aktivistischer Beschäftigungen mit dem Genozid.

In städtischen Kontexten könnte daran anschließend etwa nach den Metabolismen von Sand und Zement[5] oder von Fluss- und Trinkwasser gefragt werden. Die Brisanz von Wassermetabolismen zeigt das Beispiel Rio de Janeiros. Hier wird die Wasserversorgung hauptsächlich über den Fluss Guandu im nördlichen Teil der Metropolregion sichergestellt. Dieser gilt aber zugleich als einer der größten „klandestinen Friedhöfe“ des Kontinents (Hutta i. E.).

Schließlich wäre dem im Kontext neoliberaler Stadtpolitik immer wieder in Erscheinung tretenden Spannungsfeld zwischen *terrorscape* und *leisurescape* (vgl. Naef 2014) nachzugehen. So wurde im Anschluss an die zufällige Entdeckung des Cemitério dos Pretos Novos die selektive Sichtbarmachung des alten Hafensareals kritisiert, die sich im Rahmen einer auf Tourismus und Investitionen orientierten Umstrukturierung des Viertels vollzog (vgl. Diniz 2013). Gerade in der kritischen Stadtforschung gilt es, derartige Gesten einer machtvollen Vereinnahmung der anderen Nekropole zu hinterfragen.

Gegenüber machtvollen Strategien der Auslöschung und Vereinnahmung sollten wir aber vor allem subalterne Verbindungs- und Beziehungsweisen zentrieren, die im Angesicht nekropolitischen Deathscapes immer wieder aufs Neue erschaffen werden. Ein Spruch der Zapatistas bringt dieses Wechselverhältnis zwischen Deathscape und neuen Verbindungen auf den Punkt: „Sie wollten uns beerdigen,

Die andere Nekropole

aber sie wussten nicht, dass wir Samen sind!“[6] Es wird Zeit, dass auch die kritische Stadtforschung den Verbindungen der anderen Nekropolis Rechnung trägt. Schließlich geht es um die Bedingungen unseres kollektiven Zusammenlebens.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Ich beziehe mich hier auf ein Verständnis der Moderne als global verflochten und stark durch die koloniale Expansion Europas geprägt (vgl. Conrad 2013; Mignolo 2011).
- [2] Vgl. Rodrigues (1997), vgl. zu Vorstellungen schlechten Sterbens in ruandischen und kambodschanischen Kontexten auch Lesley (2015).
- [3] Der Begriff der *terrorscape* wurde unter anderem in Arbeiten zu Erinnerungskulturen in Folge des Nationalsozialismus und autoritärer Staaten in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt (van der Laarse 2013; Mazzucchelli et al. 2014).
- [4] So kann beispielsweise erklärt werden, warum kroatische Truppen 1993 die berühmte Brücke *stari most*, ein historisches Symbol katholisch-muslimischer Konvivialität in der bosnisch-herzegowinischen Stadt Mostar, sprengten. Die Zerstörung zahlreicher Brücken und Gebäude bereitete einer bosnisch-kroatischen Reterritorialisierung den Weg, wie Coward (2009) argumentiert.
- [5] Siehe Grubbauer (2018) und Müller (2024) zu Sandmetabolismen in Mexiko und Brasilien.
- [6] Dieser Spruch (im Original „Quisieron enterrarnos, pero no sabían que éramos semilla!“) wurde auch zum Leitsatz von Frauenmärschen, Gedenkveranstaltungen für Morde an trans Personen und Proteste in Folge der Verschwundenen im mexikanischen Ayotzinapa (Casid 2018).

Autor_innen

Jan Simon Hutta ist Geograph und Kulturanthropologe beschäftigt sich mit Macht, Intimität und Nekropolitik u. a. im brasilianischen Kontext.
jan.hutta@uni-bayreuth.de

Literatur

- Alsheh, Yehonatan (2015): The biopolitics of corpses of mass violence and genocide. In: Élisabeth Gessat-Anstett / Jean-Marc Dreyfus (Hg.), *Human remains and mass violence. Methodological approaches*. Manchester: Manchester University Press, 12-43.
- Alves, Jaime Amparo (2014): From necropolis to blackpolis. *Necropolitical governance and black spatial praxis in São Paulo, Brazil*. In: *Antipode* 46/2, 323-339.
- Alves, Jaime Amparo (2018): *The Anti-Black city. Police terror and black urban life in Brazil*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Ariès, Philippe (1974): *Western attitudes toward death. From the middle ages to the present*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Ariès, Philippe (1989 [1980]): *Geschichte des Todes*. München: dtv.

- Bargu, Banu (2014): Sovereignty as erasure. Rethinking enforced disappearances. In: *Qui Parle* 23/1, 35-75.
- Canham, Hugo (2023): *Riotous deathscapes*. Doral: Duke University Press.
- Casid, Jill H. (2018): Necrolandscaping. In: Jens Andermann / Lisa Blackmore / Dayron Carrillo Morell (Hg.), *Natura. Environmental aesthetics after landscape*. Zürich: Diaphanes, 237-264.
- Conrad, Sebastian (2013): *Globalgeschichte. Eine Einführung*. München: C. H. Beck.
- Coward, Martin (2009): *Urbicide. The politics of urban destruction*. London: Routledge.
- Crossland, Zoë (2009): Of clues and signs. The dead body and its evidential traces. In: *American Anthropologist* 111/1, 69-80.
- Denyer Willis, Graham (2022): *Keep the bones alive. Missing people and the search for life in Brazil*. Oakland: University of California Press.
- Diniz, Nelson (2013): De Pereira Passos ao Porto Maravilha. Colonialidade do saber e transformações urbanas da Região Portuária do Rio de Janeiro. In: *e-metropolis* 4/13, 40-47.
- Ferrándiz, Francisco (2015): Mass graves, landscapes of terror. A Spanish tale. In: Francisco Ferrándiz / Robben, Antonius C. G. M. (Hg.), *Necropolitics. Mass graves and exhumations in the age of human rights*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 92-118.
- Fischer, Norbert (2014): Namenlosfriedhof und „Dodemannsdelle“. Der maritime Tod auf der Insel Borkum. In: *Ohlsdorf – Zeitschrift für Trauerkultur* 124/1, 34-37.
- Fischer, Norbert (2015): Der Leichnam als gesellschaftlicher Körper. Zur Geschichte der Bestattungskultur in Deutschland vom späten Mittelalter bis zur Postmoderne. In: Oliver Krüger / Nadine Weibel (Hg.), *Die Körper der Religion – Corps en Religion*. Zürich: Pano, 217-239.
- Foucault, Michel (1999): *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freyreiss, G. Wilhelm (1968): *Reisen in Brasilien*. Stockholm: The Ethnographical Museum of Sweden.
- Griffiths, Mark (2022): Thanato-geographies of Palestine and the possibility of politics. In: *Environment and Planning C: Politics and Space* 40/8, 1643-1658.
- Grubbauer, Monika (2018): Building home futures. Materialities of construction and meanings of home in self-help building practices. In: Daniel J. Sage / Chloé Vitry (Hg.), *Societies under construction*. Cham: Palgrave Macmillan, 185-204.
- Gunkel, Henriette (2023): Was bleibt. Spektrale Infrastrukturen kolonialer Extraktion im Kontext Namibias. In: *Sprache und Literatur* 52/1, 49-69.
- Hagerty, Alexa (2023): *Still life with bones. Genocide, forensics, and what remains*. New York: The Crown Publishing Group.
- Hasse, Jürgen (2016): „Und das Meer gab die Toten heraus, die in ihm waren“. Sepulkrale Sonderwege im Umgang mit Strandleichen. In: Alexander Berner / Jan-Marc Henke / Achim Lichtenberger / Bärbel Morstadt / Anne Riedel (Hg.), *Das Mittelmeer und der Tod. Mediterrane Mobilität und Sepulkrale Kultur*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 339-353.
- Heng, Terence (2021): Photographing absence in deathscapes. In: *Area* 53/2, 219-228.
- Hoerning, Johanna / Pohl, Lucas (2024): Thanatostadtforschung. Aufruf zu einer Debatte des Verhältnisses von Stadt, Sterben und Tod. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 147-149.
- House, Mariske / Westendorp, Mariske / Maddrell, Avril (2023): *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
- Huffs Schmid, Anne (2019): Neue forensische Landschaften. Suchmanöver und die Arbeit der Bilder in Mexiko. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1, 69-82.
- Huffs Schmid, Anne (2022): The mass grave and the memorial. Notes from Mexico on memory work as contestation of contemporary terror. In: Ulrike Capdepón / Sarah Dornhof (Hg.), *Contested urban spaces. Monuments, traces, and decentered memories*. Cham: Palgrave Macmillan, 275-294.

Die andere Nekropole

- Hunter, Alistair (2016): Deathscapes in diaspora. Contesting space and negotiating home in contexts of post-migration diversity. In: *Social & Cultural Geography* 17/2, 247-261.
- Hutta, Jan Simon (2022): Necropolitics beyond the exception. Parapolicing, milícia urbanism, and the assassination of Marielle Franco in Rio de Janeiro. In: *Antipode* 54/6, 1829-1858.
- Hutta, Jan Simon (i. E.): Terrrorscapes of desova. Disappearance and apparition in Rio de Janeiro. In: *Social & Cultural Geography*.
- Jha, Rishi (2023): Necrosettlements. Life-threatening housing, necropolitics and the poor's deadly living in Mumbai. In: *Political Geography* 100, 102815.
- Karasch, Mary C. (1987): *Slave life in Rio de Janeiro, 1808-1850*. Princeton: Princeton University Press.
- Kwon, Heonik (2015): Korean War mass graves. In: Francisco Ferrándiz / Robben, Antonius C. G. M. (Hg.), *Necropolitics. Mass graves and exhumations in the age of human rights*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 76-91.
- Laarse, Rob van der (2013): Beyond Auschwitz? Europe's terrrorscapes in the age of post-memory. In: Marc Silberman / Florence Vatan (Hg.), *Memory and postwar memorials. Confronting the violence of the past*. New York: Palgrave Macmillan, 71-92.
- Laketa, Sunčana (2016): Geopolitics of affect and emotions in a post-conflict city. In: *Geopolitics* 21/3, 661-685.
- Laketa, Sunčana (2018): Between „this“ side and „that“ side. On performativity, youth identities and „sticky“ spaces. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 36/1, 178-196.
- León, Jason de (2015): *The land of open graves. Living and dying on the migrant trail*. Berkeley: University of California Press.
- Lesley, Elena (2015): Death on display. Bones and bodies in Cambodia and Rwanda. In: Francisco Ferrándiz / Robben, Antonius C. G. M. (Hg.), *Necropolitics. Mass graves and exhumations in the age of human rights*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 213-239.
- Lima, Tania Andrade (2020): Valongo. An uncomfortable legacy. In: *Current Anthropology* 61/S22, 317-327.
- Loke, Susanne (2023): *Einsames Sterben und unentdeckte Tode in der Stadt. Über ein verborgenes gesellschaftliches Problem*. Bielefeld: transcript.
- Maddrell, Avril / Sidaway, James D. (Hg.) (2010a): *Deathscapes. Spaces for death, dying, mourning and remembrance*. Surrey/Burlington: Ashgate.
- Maddrell, Avril / Sidaway, James D. (2010b): Introduction. Bringing a spatial lens to death, dying, mourning and remembrance. In: Avril Maddrell / James D. Sidaway (Hg.), *Deathscapes. Spaces for death, dying, mourning and remembrance*. Surrey/Burlington: Ashgate, 1-16.
- Mazzucchelli, Francesco / Laarse, Rob van der / Reijnen, Carlos (2014): Introduction. Traces of terror, signs of trauma. In: *Versus – Quaderni di studi semiotici* 119, 3-19.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15/3, 11-40.
- McIntyre, Michael / Nast, Heidi J. (2011): Bio(necro)polis. Marx, surplus populations, and the spatial dialectics of reproduction and „race“. In: *Antipode* 43/5, 1465-1488.
- Napolião, Paula / Castro, Giulia (2022): Teia de ausências. O percurso institucional dos familiares de pessoas desaparecidas no Estado do Rio de Janeiro. In: CEsSeC (Hg.), *Boletim Segurança e Cidadania* 28. https://cesecseguranca.com.br/wp-content/uploads/2022/05/BoletimCESeC_28-Teia-de-ausencias.pdf (letzter Zugriff am 30.09.2024).
- Mignolo, Walter (2011): *The darker side of western modernity. Global futures, decolonial options*. Durham: Duke University Press.
- Müller, Frank I. (2024): „Captains of the Sands“. Urban illicit ecologies and sandscapes in Rio de Janeiro. In: *Antipode* 56/5, 1775-1801.
- Naef, Patrick (2014): From terrrorscape to leiscurescape. A case study of „Stalin world“ in Lithuania. In: *Versus – Quaderni di studi semiotici* 119, 93-108.
- Ortega, Arnisson Andre C. (2020): Exposing necroburbia. Suburban relocation, necropolitics, and violent geographies in Manila. In: *Antipode* 52/4, 1175-1195.

- Pain, Rachel (2021): Geotrauma. Violence, place and repossession. In: *Progress in Human Geography* 45/5, 972-989.
- Pereira, Júlio César Medeiros da Silva (2007): *À flor da terra. O cemitério dos pretos novos no Rio de Janeiro*. Rio de Janeiro: Garamond Universitária.
- Robben, Antonius C. G. M. (2015): Exhumations, territoriality, and necropolitics in Chile and Argentina. In: Francisco Ferrándiz / Robben, Antonius C. G. M. (Hg.), *Necropolitics. Mass graves and exhumations in the age of human rights*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 53-75.
- Rodrigues, Cláudia (1997): *Lugares dos mortos na cidade dos vivos. Tradições e transformações fúnebres no Rio de Janeiro*. Rio de Janeiro: Secretaria Municipal de Cultura.
- Rossi, Amanda / Dacau, José / Guimarães, Saulo Pereira (2022): Mortes invisíveis. In: UOL vom 8.4.2022. <https://tab.uol.com.br/educacao/mortes-invisiveis/> (letzter Zugriff am 24.9.2024).
- Schindel, Estela (2022): Death by „nature“. The European border regime and the spatial production of slow violence. In: *Environment and Planning C: Politics and Space* 40/2, 428-446.
- Smith, Christen A. (2016a): Facing the dragon: Black mothering, sequelae, and gendered necropolitics in the Americas. In: *Transforming Anthropology* 24/1, 31-48.
- Smith, Christen A. (2016b): *Afro-paradise. Blackness, violence, and performance in Brazil*. Urbana u. a.: University of Illinois Press.
- Taussig, Michael (1984): Culture of terror – space of death. Roger Casement's Putumayo report and the explanation of torture. In: *Comparative Studies in Society and History* 26/3, 467-497.
- Themann, Philipp (i. E.): „His dead body is in the water right now“. Tod und Überleben entlang der Balkanroute. In: *Geographica Helvetica*.
- Uribe, María Victoria (2004): Dismembering and expelling. Semantics of political terror in Colombia. In: *Public Culture* 16/1, 79-96.
- Wright, Melissa W. (2017): Epistemological ignorances and fighting for the disappeared. Lessons from Mexico. In: *Antipode* 49/1, 249-269.
- Zengin, Asli (2022): The cemetery for the kimsesiz. Unclaimed and anonymous death in Turkey. In: *Comparative Studies of South Asia, Africa and the Middle East* 42/1, 163-181.

Der distanzlose Tod

Kommentar zu Johanna Hoerning und
 Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt,
 Sterben und Tod“

Akin Iwilade

1. Einleitung

Tod und Sterben – als zeitliche Momente wie auch als sozialer Kontext – können tiefgreifende Auswirkungen darauf haben, wie sich gewalttätige Gruppen in der städtischen Marginalisierung selbst wahrnehmen und steuern. Darüber hinaus können sich Tod und Sterben aber auch auf die Beziehungen der Gangs zur Stadt auswirken sowie darauf, wie sie der Staatsmacht begegnen und über sie denken. Durch das Schaffen distanzloser *Todeswelten*, die den Tod in der Stadt außergewöhnlich sichtbar machen, fordern gewalttätige Gangs auf einzigartige Weise eines der Kernelemente der Macht des Staates über seine Subjekte heraus: die Fähigkeit, Gewalt vor den Blicken zu verbergen (Crossley 1993).

Aber was bedeutet der Tod im Gangmilieu für unsere Wahrnehmung von Gewalt und Ordnung im städtischen Raum? Auf diese Frage gibt es drei mögliche Antworten. Erstens ist das Sterben im Gangmilieu an der Schnittstelle eines wohlbekanntes Dilemmas der Stadt verortet – nämlich der Frage, wie man den inhärenten Widerspruch verstehen kann, dass der Staat in der Stadt einerseits massiv präsent ist (durch ein recht dichtes Geflecht extraktiver Infrastruktur wie Besteuerung und Überwachung), andererseits aber auch ziemlich abwesend (insbesondere bei der Bereitstellung sozialer Güter in den armen städtischen Marginalgebieten). Tote im Gangmilieu verkörpern diesen Widerspruch, weil sie in der Regel zu hartem und unübersehbarem Durchgreifen seitens des Staates führen, beispielsweise in Form willkürlicher Festnahmen, obgleich die schiere Straflosigkeit von Ganggewalt eines der deutlichsten Anzeichen der Ohnmacht, Abwesenheit und Grenzen staatlicher Autorität ist. Zweitens eröffnet das Erforschen des

Todes im Gangmilieu die Möglichkeit, Erkenntnisse hinsichtlich der räumlichen Verteilung von Gewalt in Städten zu gewinnen. So lässt sich beispielsweise die Sterblichkeitsrate in Städten oftmals unmittelbar mit Auseinandersetzungen zwischen Gangs über die Kontrolle konkreter Räume in Verbindung bringen (Valasik/Tita 2018). Diese Auseinandersetzungen sind das Resultat des materiellen und affektiven Werts, der städtischen Räumen innerhalb der *Gangscapes* zugeschrieben wird. Und schließlich ist der Tod äußerst hilfreich, um die Ungleichheiten zu verstehen, die das neoliberale urbane Leben hervorbringt, und um zu erkennen, wie grundlegend die Konstruktion einer „guten Stadt“ von der Abwertung des Lebens und der Körper an ihren Rändern abzuhängen scheint. Hier haben wir das, was Michael McIntyre und Heidi Nast (2011) als eine räumliche Einheit beschreiben, die im heutigen neoliberalen Kapitalismus anzutreffen ist und eine „dialektische Produktion“ von „Profit und Bevölkerungsüberschuss, Akkumulation und Enteignung, Leben und Tod“ ermöglicht (Alves 2018: 41; Übers. A. T.).

Da Macht, Politik und Herrschaft in den vorherrschenden Archäologien des Todes verkörpert sind, ist deren Untersuchung auch ein aufschlussreicher Ausgangspunkt, um die Regierung gesellschaftlichen Lebens im weiteren Sinne zu erforschen. Wer einmal jemanden verloren hat, weiß, dass der Tod eines Menschen nicht nur affektive Beziehungen akzentuiert, sondern auch eine ganze Reihe formal vorgegebener Schritte in Gang setzt, die letztlich durch staatliche Macht vermittelt sind, darunter Beurkundungen, Obduktionen, Feststellungen der Todesursache, Testamente und/oder polizeiliche Ermittlungen. Wie Stepputat (2014: 4; Übers. A. T.) ausführt, „artikuliert sich der Staat am Übergang vom Leben zum Tod“, und zwar in einer Weise, welche die biopolitische Natur des menschlichen Lebensendes zum Vorschein kommen lässt. Bei gewalttätigen Gruppen wie städtischen Gangs sind die Redewendungen, mittels derer Sinn konstruiert und artikuliert wird, in der Regel auch von Aktivitäten abgeleitet, bei denen das Sterben eine allgegenwärtige Realität, eine aufregende Aussicht oder ein tatsächlich halbwegs erwartbares Endergebnis darstellt. Die inhärente Gewalt von Gangaktivitäten wie Drogenhandel, Kämpfen um Vorherrschaft und der Inszenierung von Männlichkeit birgt oftmals die sehr reale Aussicht, zu Tode zu kommen. Diese Aktivitäten sind daher der Grund, weshalb einerseits anzuerkennen ist, dass Ganggewalt die primäre Ursache von Sterblichkeit ist, andererseits aber auch, dass diese Gewalt durch den urbanen Kontext

selbst hervorgebracht wird. Marie-Louise Glebbeek und Kees Koonings (2016) identifizieren die Schnittmenge von Stadt und Gewalt und machen vier zweckdienliche Vorschläge, wie sich Gewalt explizit als „urban“ beschreiben lässt. Der erste besagt, dass Gewalt üblicherweise eine Strategie zur Kontrolle des städtischen Raumes darstellt. Im zweiten geht es um die Sichtbarkeit von Gewalt als Folge demographischer und räumlicher Verdichtung. Drittens ist Gewalt in bestimmten städtischen Gebieten endemisch. Und schließlich führt urbane Gewalt zu einer Fragmentierung städtischer Räume, die dann ihrerseits hybride Formen legitimer Zwangsmaßnahmen nach sich zieht.

2. Was ist der distanzlose Tod?

In der Anthropologie wird seit Langem darüber diskutiert, wie sich den Symbolismen und Materialitäten des Todes am besten anzunähern sei. Beispielsweise lag ein Schwerpunkt zunächst darauf zu verstehen, wie es Gesellschaften gelingt, angesichts der Endgültigkeit des Todes Kontinuität zu schaffen. Dieser Ansatz schien den Tod in erster Linie über seine symbolische Bedeutung fassen zu wollen (Palgi/Abramovitch 1984). Seither haben Kurswechsel in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Tod dazu geführt, dass die materiellen Aspekte des Sterbens vermehrt in den Vordergrund gerückt sind. Dazu gehören Themen wie die räumliche Organisation von/auf städtischen Friedhöfen (Alimi 2022), der Umgang mit Leichen (Stepputat 2014; Ololajulo 2017) und die Ökonomie der mit dem Tod verbundenen Rituale, Transaktionen und Emotionen (de Witte 2003).

Der Tod hat offensichtliche biologische und soziale Implikationen, aber er ist zudem auch zutiefst politisch. Angesichts dessen, wie entscheidend die „Kontrolle“ von Sterblichkeit für das Ausüben staatlicher Macht ist, verorten Autoren wie Achille Mbembe (2003) und João Biehl (2005) den Tod in einem Grenzbereich, in dem Leben, Sterben und Macht zusammentreffen. Hier offenbaren prekäre Leben eine Metaphorik des lebenden Todes oder davon, „lebendig tot und außen tot“ zu sein, wie Biehl (2005) es nennt. Dieser Ansatz ermöglicht eine Zusammenführung der symbolischen und materiellen Aspekte von Tod und Sterben mit einer Betrachtung dessen, wie prekäre soziale Leben den Körper bewerten beziehungsweise entwerten und auf welche interessante Weise der Körper – der lebende und der tote – einen Ort souveräner Subjektivierung darstellt. Aber trotz all seiner Verkörperung biologischer, politischer und sozialer

Verwundbarkeit kann der Tod auch ein Ort des aktiven Handelns sein, an dem sich das Subjekt der Staatsgewalt widersetzt, sie umgestaltet und sich aneignet. Dies deutet darauf hin, dass souveräne Subjekte in der Lage sind, sich den verwundbaren Akt des Sterbens auf eine Weise anzueignen, die den Moment in ein Instrument verwandelt, mit dem Macht signalisiert, hinterfragt und neu hergestellt wird.

Meine Überlegungen zum Tod im städtischen Gangmilieu, die ich in diesem Essay vorstelle, basieren auf der Berücksichtigung zweier miteinander verbundener Phänomene. Beim ersten Phänomen geht es um das *Sterben im Gangmilieu als einmalige Momente*, die als isolierte Einzelereignisse auftreten, aber dennoch wirkmächtige und konstitutive Orte sozialer Sinngebung darstellen. Was diese Momente so wirkmächtig macht, ist nicht allein ihre tragische biologische Endgültigkeit, sondern auch das Schauspiel, das sie umgibt, wenn der verstümmelte Leichnam als wahrhaftes Schreckgespenst der Gewalt/Gewalttätigen vorgeführt wird. Beim zweiten Phänomen geht es um den *Tod im Gangmilieu als andauernden Moment*. Auch hier tritt der Tod zwar üblicherweise als Einzelereignis auf, aber in den *Gangscapes* tut er dies mit solcher Häufigkeit, dass diese Einzelereignisse über zeitliche und materielle Räume hinweg andauern, wodurch sie miteinander verbundene morbide Realitäten erzeugen.

Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Tod im städtischen Gangmilieu ist diese Unterscheidung von großer Bedeutung. Erstens erkennt sie an, dass die Häufigkeit der Todesfälle und das damit einhergehende Gefühl der sozialen (und nicht nur rein biologischen) Unausweichlichkeit des Sterbens das Zutodekommen für Gangmitglieder zu etwas Größerem als einem gelegentlichen Bruch im beständigen Fluss des Alltagslebens werden lässt, nämlich vielmehr zum eigentlichen Lebenskontext. So wird der Tod auf eine Weise distanzlos, die normalen Menschen absolut unbekannt ist, außer natürlich, wenn sie unter Ausnahmebedingungen leben, wie etwa während Pandemien oder anhaltender Konflikte.

Zweitens ist diese Distanzlosigkeit des Todes in städtischen *Gangscapes* gleichermaßen räumlicher, sozialer und zeitlicher Natur. Sozial distanzlos ist der Tod für Gangster insofern, als das Sterben im Wesentlichen ein Akt performativer Männlichkeit ist – somit ein Akt der Zugehörigkeit. In räumlicher Hinsicht bedeuten die beengten Verhältnisse der städtischen Marginalität, dass es nicht einmal den vom Staat/der Gesellschaft

Der distanzlose Tod

eingesetzten Archäologien des Todes, die seine Unsichtbarkeit vorgeben, wirklich gelingen kann, die Blutflecken des Gangsterbens zu verbergen. Der eigentliche Sinn staatlicher Techniken zur Steuerung des Umgangs mit dem Tod besteht darin, ein System zu kodifizieren, welches die Einhegung des Leichnams gewährleistet. Einige der Rechtfertigungen für diese Kontrolle sind unter dem Blickwinkel der öffentlichen Gesundheit wegen der von verwesenden Leichen ausgehenden Gefahren entstanden und haben zu räumlichen Praktiken wie Friedhöfen und biosozialen Praktiken wie der Einbalsamierung geführt (Stepputat 2014). Was diese Praktiken leisten, ist, dass sie den Leichnam abschirmen (oder, wenn man so will, unsichtbar machen) und die tragische Realität des Sterbens den Blicken entziehen. Eines der Kennzeichen einer guten Stadt und der Ziele staatlicher Planung in dieser Hinsicht ist folglich, dass der Tod unsichtbar gemacht wird. Um dies zu erreichen, müssen Leichen schnell und effektiv geborgen werden, Mord oder „illegitimes Sterben“ müssen illegal sein und minimiert werden und die Verantwortlichkeit für alle Aspekte des Sterbens muss zugewiesen und reguliert werden. Geregelt wird dieses Ziel durch ein ausgeklügeltes System von Gesetzen, Normen und sozialräumlichen Praktiken.

Es ist diese Kontrolle über das Sterben, die Gangs fundamental bedrohen, wenn sie gegenhegemoniale Moraluniversen erschaffen, in denen sie sich das Recht des Staates, Leben zu nehmen, aneignen und morbide Spektakel veranstalten, welche die Realität des Sterbens zurück in die städtische Öffentlichkeit treiben. Bei ganz gewöhnlichen Todesfällen in der Stadt bedeuten die geltenden Regularien meist, dass der Leichnam so schnell wie möglich weggeschafft wird. Dem Kontakt mit dem Leichnam, einschließlich des Zeigens von Bildern des toten Körpers, sind enge Grenzen gesetzt. Ganggewalt untergräbt jedoch diesen Wunsch nach Unsichtbarkeit, da sie von ihrem Wesen her nach öffentlicher und viszeraler Zurschaustellung von Macht strebt, was unweigerlich ein hohes Maß an staatlicher Intervention nach sich zieht. Der Tod eines Gangsters wird dann durch die unvermeidliche Medienberichterstattung sichtbar gemacht. Dennoch bleibt hinter dem obszönen Spektakel der Zurschaustellung seines toten Körpers und der umfassenden polizeilichen Untersuchung das verstorbene Individuum ein Nichts – eine irrelevante Fußnote urbaner Gewalt.

Und schließlich, in zeitlicher Hinsicht, sterben Gangmitglieder einfach zu häufig, als dass die Zeit ausreichen würde, um jene Grenzen der

Erinnerung zu ziehen, die Heilung ermöglichen. Die Realität des Todes wird daher zum chronischen Zustand, zu etwas, womit man leben muss, etwas Erwartbarem, etwas, das niemals endet und damit distanzlos ist.

3. Der Zurschaustellungskomplex: extreme Momente des morbiden Spektakels verstehen

„Visual records of the human casualties of violence are therefore never entirely devoid of political signification.“

(Linke 2018: 384)

Im Mai 2024 berichtete die nigerianische Tageszeitung Daily Post (Daily Post Staff 2024), dass ein ranghohes Mitglied der berühmten Aiye-Gang in Ijoko, einer Stadt im südwestlichen Bundesstaat Ogun, ermordet worden sei. Die Angreifer hatten seine Hände abgeschnitten und mitgenommen. Es hieß, die Tat sei von Mitgliedern der Eiye-Bruderschaft, einer rivalisierenden Gruppe, begangen worden. Einige Tage später wurde ein Mitglied der Eiye-Bruderschaft, ein Tankstellenmitarbeiter, in einem Akt der Vergeltung angegriffen. Er wurde zuerst angeschossen und dann mit Äxten zu Tode gehackt. Anschließend wurde sein Kopf abgeschlagen und in einem makabren Schauspiel auf der Ijoko-Brücke aufgehängt. In den urbanen *Gangscapes* Nigerias ist solch ein gewalttätiges Spektakel nicht ungewöhnlich. Aber warum muss der Tod ein so makabres Schauspiel sein?

In seiner Analyse der Überschneidungen zwischen der Geschichte staatlicher Disziplinierung und Zwangsmaßnahmen und der des grandiosen Spektakels kommt Tony Bennett (1994: 124; Übers. A. T.) zu dem Schluss, dass es einen „Zurschaustellungskomplex“ gebe, der beteiligt sei am

„Transfer von Objekten und Körpern aus den geschlossenen und privaten Bereichen, in denen sie zuvor ausgestellt wurden (aber nur einem begrenzten Publikum zugänglich waren), in zunehmend offenere und öffentlichere Bereiche, wo sie aufgrund der mit ihnen vorgenommenen Repräsentationen zu Trägern der Einschreibung und Verbreitung von Botschaften der Macht (wenn auch einer anderen Art) in der gesamten Gesellschaft wurden.“

In vielerlei Hinsicht stellt das von urbanen Gangs geschätzte morbide Spektakel eine tiefgreifende Überschneidung dieser beiden Geschichten

– Disziplinierung und Zurschaustellung – dar, denn letztlich geht es darum, durch die Fähigkeit zu schockieren, Macht zu begründen.

Brutale Schauspiele wie das oben beschriebene werden als Teil eines makabren Systems der Gangunterhaltung inszeniert, bei dem rivalisierende Gruppen versuchen, sich in ihrem Mut zu haarsträubenden Aktionen gegenseitig zu übertreffen. Dieses Muster findet sich in allen Aspekten urbaner Gangkulturen, von Slangausdrücken über Kleidung und Mode bis hin zu Systemen der übertriebenen Artikulation von Respekt, Empörung und Beleidigung, durch die die Gewalt überhaupt erst ausgelöst wird. Zwar sind morbide Spektakel wie ein abgetrennter Kopf auf einer Brücke schockierende Beispiele für das Extreme der Gangwelt, aber es ist durchaus festzuhalten, dass Gangkulturen generell versuchen, sich als außerhalb der Gesellschaft stehend, als *un-menschlich* darzustellen. Das ist einer der Gründe, warum es so scheint, als ob Gangs „ihre Menschlichkeit ablegen“ (Mikkelsen 2020: 2; Übers. A. T.), wenn sie den Tod im städtischen Raum so sichtbar machen, und dies mit so wenig Rücksicht auf etablierte Normen, wie ein Leichnam behandelt, respektiert und gefürchtet werden sollte. Doch gerade das Extreme des Gangdaseins hat zur Folge, dass die Gesellschaft versteht, warum Gangs so handeln – ein Verständnis, das ihre Menschlichkeit wiederherstellt. Indem sie zu Monstern des Spektakels werden, verkörpern sie das, was Henrik Mikkelsen (ebd.: 16) als „extreme Gleiche“ bezeichnet – eine Verkörperung dessen, was wir alle werden könnten. In postkolonialen städtischen Zentren wie Lagos, in denen Ausbrüche scheinbar unkontrollierter und irrationaler Gewalt, wie wir sie bei der Zusammenrottung von Mobs beobachten können, relativ häufig vorkommen, sind gewalttätige Gangspektakel nicht wirklich so sehr das *Andere*.

Der Zurschaustellungskomplex schafft nicht nur *die Notwendigkeit*, die Gewalt in die Öffentlichkeit einzuschreiben, sondern stellt auch *die Mittel* bereit, mit denen diese Gewalt im öffentlichen Bewusstsein eingegraben und erinnert werden kann. Es ist diese Einschreibung brutaler, einmaliger Momente des Sterbens in das öffentliche Vorstellungsvermögen, die uns hilft, über den distanzlosen Tod nachzudenken. Die Brutalität des Mordes in Ijoko hat sich nicht deshalb in die öffentliche Vorstellungswelt eingeschrieben, weil jemand getötet wurde, sondern wegen der makabren Zurschaustellung des Kopfes auf der Brücke. Mein Argument ist, dass der Mord an sich nicht ausreicht, um den Tod distanzlos zu machen. Dies geschieht erst durch die bewusste Konstruktion dieses morbiden

Moments als Spektakel. Über das Spektakel findet das ansonsten „nicht beachtenswerte“ Ereignis eines allzu alltäglichen Gangmordes Eingang in Straßenmythen, Gespräche und Vorstellungswelten. Dies erzeugt bleibende Überlieferungen von Gewalt, Opferschaft und Heldentum, die den Tod fest in der Vorstellungswelt der Gangs verankern.

4. Chronizität und damit verbundene morbide Realitäten

Aber was, wenn diese einmaligen Momente des Sterbens im Gangmilieu so häufig vorkommen, dass sie zum Kontext des sozialen Lebens werden? Henrik Vigh (2008: 6; Übers. A. T.) fordert uns auf, die analytischen Implikationen von Krisen zu erkennen, die chronisch sind und „eine ständige Gefahr, die hinter dem Horizont lauert“, beziehungsweise „eine in einem konflikträchtigen sozialen Umfeld tief verwurzelte Möglichkeit“ darstellen. Im Kern bedeutet die Idee der Chronizität das Verständnis, dass Krisen für viele Menschen, die in prekären Verhältnissen leben, nicht einfach nur episodisch sind, sondern dadurch, dass sie sich über einen langen Zeitraum erstrecken, letztlich alles sind, was diese Menschen kennen, und sich das soziale Leben schließlich an diese Realität anpasst.

Chronische Gewalt ist nicht allein das Ergebnis von Gangpraktiken, sondern wird auch durch die Eigenarten des urbanen Lebens und der Raumpolitik selbst erschaffen und begünstigt, insbesondere durch die Art und Weise, wie die Stadt Ungleichheiten verschärft, Menschen isoliert und gesellschaftliche Solidaritäten zerrüttet. Danny Hoffman (2007: 422; Übers. A. T.) argumentiert in ähnlicher Richtung, wenn er ausführt, dass die postkoloniale Stadt anfällig für endemische Gewalt sei, weil ihre spezifischen Formen der räumlichen Organisation und ökonomischen Praktiken „Räume für die Organisation und den Einsatz von Gewaltarbeit“ generieren. Sein Argument ist, dass die Stadträume mit einer hohen Konzentration junger Körper häufig genau die sozialen Bedingungen schaffen, die eine gewalttätige Arbeiterreserve hervorbringen, und dass die Stadt aus „vernetzten Barackenräumen und Knotenpunkten für das Versammeln und den Einsatz von Körpern“ besteht (ebd.).

Dass die Stadt Gewalt hervorbringt, ist ein Grund dafür, dass der für Ordnung sorgende Staat zwangsläufig durch bürokratische, Steuerungs- und Kontrollregimes übermäßig präsent ist. Als Folge dieser Hypervisibilität ziehen die Handlungen von Gangstern ein hohes Maß an staatlicher Überwachung und Disziplinierung nach sich. Da die Gangs jedoch außerhalb der Gesellschaft oder, besser gesagt, an ihren Rändern

stehen, ist diese Kontrolle oftmals ambivalenter Natur, also etwas, das zwar gegenwärtig, aber weitgehend desinteressiert ist – eine Art chronische Präsenz des Staates, mit der man rechnen muss, die man gleichzeitig aber ignorieren kann. Genau diese ambivalente Beziehung zur staatlichen Ordnungsmacht ermöglicht es, dass die Gewalt des Ganglebens den Tod als so distanzlos hervorbringt. Denn sie lässt die Gewalt gären, und zwar so, dass kaum jemand befürchten muss, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zudem ist der städtische Raum der Erinnerung an Ganggewalt förderlich. Die räumliche Dichte einer Stadt wie Lagos bedeutet oftmals, dass über gewalttätige Spektakel nicht nur umfassend berichtet wird, sondern im Zeitalter der sozialen Medien auch, dass sie öffentlich so archiviert werden, dass sie auf jeden Fall Eingang in die urbanen Straßenmythen finden.

Da der Tod zur chronischen Realität wird, verändern sich die Beziehungen der Gangs zur Stadt auf signifikante Weise. Zum Beispiel verschwimmen die Grenzen dessen, wer verletzt werden kann und wo Gewalt ausgeübt werden darf, ganz erheblich, wenn vormals unantastbare Kategorien plötzlich zu legitimen Zielen werden. Dies ist insbesondere bei lang anhaltenden Konflikten der Fall und richtet sich dann häufig gegen die Symbole staatlicher Autorität wie Polizei und Elite. Durch das Verwischen der Grenzen entsteht zwangsläufig auch eine feindseligere Stadt, in sozialer wie auch räumlicher Hinsicht. In Ikorodu, einer Stadt im Großraum Lagos, lösten mehrere brutale Morde durch Mitglieder der Badoo-Gang [2016/17; Anm. d. Übers.] eine derartige Angst und Hysterie aus, dass sich marodierende Mobs bildeten, die jeden töteten, der fehl am Platz oder auch nur im Entferntesten verdächtig schien. Diese Mobmorde haben ein bleibendes Vermächtnis hinterlassen: Durch privatisierte Sicherheit und räumliche Neuordnung wurden Teile des Gebietes in Zonen der Ausgrenzung verwandelt – gefährlich für Außenstehende und angespannt für die Bewohner_innen.

5. Fazit

Wenn wir den Tod im Gangmilieu und die ihn begünstigende Gewalt erforschen, hat dies entscheidende Auswirkungen darauf, wie wir über den urbanen Raum nachdenken. Schauspiele des übermäßigen Todes befördern die räumliche, klassen- und mitunter auch identitätsbedingte Umstrukturierung der Stadt. So lässt sich in Städten wie Lagos häufig beobachten, dass Zonen der Ausgrenzung entstehen, die durch

bewachte Wohnanlagen, die private Militarisierung der Straßen und die Ausweitung des disziplinierenden Blicks durch Kontrolltechniken wie Überwachungskameras gekennzeichnet sind. Dies sind Versuche der Stadt, sich als Reaktion auf die unbehagliche Distanzlosigkeit zu Gangkriminalität und Tod neu zu erfinden, was zu dem führt, was Glebbeek und Koonings (2016: 4) als „Fragmentierung der Stadt“ in Räume (il-)legitimer Zwangsausübung beschreiben. Als Metapher für das Verwerfliche ermöglicht der Tod – wie ihn Autoren wie Mbembe (2003) und Biehl (2005), die das Biopolitische erforschen, verstehen – auch der Stadtforschung, die körperlichen und emotionalen Auswirkungen struktureller Ungleichheiten zu erkennen und auf welcher entscheidenden Weise diese Ungleichheiten durch Stadträume vergrößert, verstärkt, kategorisiert und reproduziert werden.

Ganggewalt bedroht die Grundfesten des urbanen Lebens, und dies nicht nur, indem sie den sozialen Zusammenhalt zerrüttet. Problematischer ist ihre Kampfansage an die Vorstellung, dass der Blick der Gewalt unsichtbar sein sollte – wie in Benthams Panopticon-Prinzip. Wie wichtig Unsichtbarkeit für die Macht ist, hat Michel Foucault (1991) eindrücklich dargelegt. In seinen Ausführungen zum Panoptismus verdeutlicht er, dass die wahre Macht des staatlichen Blicks nicht allein darin besteht, die Staatssubjekte beobachten zu können, sondern in seiner Fähigkeit, diesen Blick unsichtbar zu machen. In vielerlei Hinsicht geht es bei der Entwicklung von „Zivilisation“ und „sozialer Ordnung“ um die Entfernung des Todes und der von ihm verkörperten Gewalt aus der Nähe der Öffentlichkeit. Gangster untergraben dieses Bestreben, wenn sie eine Atmosphäre erzeugen, die von anhaltender Gewalt und Tod geprägt ist, und dazu noch mit brutalem Spektakel und Flair.

Aber vielleicht noch entscheidender sind die vom distanzlosen Tod bedingten, nicht recht greifbaren Normverschiebungen und deren Bedeutung für die Entstehung und Regierung urbaner Moraluniversen. Die Fragen, wer als verachtenswert gilt, welche Gewalthandlungen akzeptabel sind und wo die Verantwortlichkeit im Falle von Gewalt liegt, werden moralisch komplizierter an Orten, an denen Tod und Sterben distanzlos geworden sind. Die herrschende Logik des Moraluniversums, das den Tod zu verbergen sucht, wird durch die morbide Chronizität effektiv auf den Kopf gestellt, was unweigerlich zu einer Entfesselung (und Legitimierung) repressiver Überwachungs- und Disziplinierungssysteme führt, die das Problem letztlich weiter verschärfen.

Der distanzlose Tod

Wie oben ausgeführt, verweist der distanzlose Tod auf eine Beziehung zur menschlichen Sterblichkeit, die dem extrem hohen Schwund, wie er in gewalttätigen Kontexten auftritt, Rechnung trägt. Der distanzlose Tod könnte auch zu einer Veränderung der Art und Weise, wie [verschiedene soziale; Anm. d. Übers.] Gruppen regiert werden, führen. Und er sollte nicht so verstanden werden, wie wir den Tod in einem normalen Lebenslauf verstehen würden. Tode im Gangmilieu verbinden das Gespenst extremer Brutalität mit hoher Sterbehäufigkeit und existieren daher in einem Ausnahmezustand – vergleichbar mit Pandemien oder anhaltenden Konflikten, die zu hoher Sterblichkeit führen – und eröffnen neue Möglichkeiten, die Auswirkungen von Gewalt auf die Psyche urbaner Jugendlicher zu verstehen. In dieser Hinsicht sind die Art und Häufigkeit der Gewalt vielleicht entscheidender als die Tatsache der Gewalt an sich, und die zentralen Charakteristika des Ganglebens – von der Selbstinszenierung bis zur Männlichkeit – entwickeln sich in der Anerkennung dieses Risikos für den Körper.

Der Körper eines Gangsters trägt sichtbare Archive der Straßengewalt mit sich herum, die sich in grausigen Narben, symbolischen Tätowierungen und fehlenden Gliedmaßen zeigen. Im Kern schreibt sich das Gangleben in die Körper ein – in die lebenden wie auch in die toten. In derselben Weise führt auch die Stadt Archive anhaltender Ganggewalt mit sich, mit Zonen der Gefahr (und der Ausgrenzung), die sich in das Bewusstsein der Bewohner_innen eingeschrieben haben, und mit physischen Infrastrukturen, die Spuren von Gewalt, Zerfall und Zusammenbruch aufweisen. Insgesamt zeichnet sich der Tod groß und bedeutungsvoll über urbanen Gangkulturen ab.

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes (SocioTrans – Social Science Translation & Editing), redaktionell bearbeitet von Johanna Hoerning, Michael Keizers und Lucas Pohl.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Akin Iwilade ist Senior Lecturer (Associate Professor) in African Studies an der University of Edinburgh. In seiner Forschung arbeitet er zur Anthropologie der Jugend und Gewalt.
a.iwilade@ed.ac.uk

Literatur

- Alimi, Shina (2022): „A tale of two cities“: Cemetery heterotopia and spatial relations in Lagos City. In: OMEGA – Journal of Death and Dying. <https://doi.org/10.1177/00302228221135306>.
- Alves, Jaime Amparo (2018): *The anti-black city: Police terror and black urban life in Brazil*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bennett, Tony (1994): The exhibitionary complex. In: Nicholas B. Dirks / Geoff Eley / Sherry B. Ortner (Hg.), *Culture/power/history. A reader in contemporary social theory*. Princeton: Princeton University Press, 123-154.
- Biehl, João (2005): *Vita. Life in a zone of social abandonment*. Oakland: University of California Press.
- Crossley, Nick (1993): The politics of the gaze: Between Foucault and Merleau-Ponty. In: *Human Studies* 16, 399-419.
- Daily Post Staff (2024): Cult clash: One beheaded, two killed in Ogun. In: *Daily Post (Nigeria)*, 26.5.2024. <https://dailypost.ng/2024/05/26/cult-clash-one-beheaded-two-killed-in-ogun/> (letzter Zugriff am 25.10.2024).
- Foucault, Michel (1991): *Discipline and punish. The birth of the prison*. London: Penguin.
- Glebbeek, Marie-Louise / Koonings, Kees (2016): Between Morro and Asfalto. Violence, insecurity and socio-spatial segregation in Latin American cities. In: *Habitat International* 54/1, 3-9.
- Hoerning, Johanna / Pohl, Lucas (2024): Thanatostadtforschung. Aufruf zu einer Debatte des Verhältnisses von Stadt, Sterben und Tod. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 147-149.
- Hoffman, Danny (2007): The city as barracks: Freetown, Monrovia, and the organization of violence in postcolonial African cities. In: *Cultural Anthropology* 22/3, 400-428.
- Linke, Uli (2018): Death as spectacle. Plastinated bodies in Germany. In: Antonius C. G. M. Robben (Hg.), *A companion to the anthropology of death*. Oxford: Wiley, 383-398.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15/1, 11-40.
- McIntyre, Michael / Nast, Heidi (2011): Bio(necro)polis: Marx, surplus populations, and the spatial dialectics of reproduction of race. In: *Antipode* 43/5, 1465-1480.
- Mikkelsen, Henrik H. (2020): Out of the ordinary monsters as extreme cases among the Bugkalot and beyond. In: *Journal of Extreme Anthropology* 4/2, 1-19.
- Ololajulo, Babajide Olusoji (2017): Roadside corpses in Nigeria: Social anonymity, public morality, and (in)dignity of the human body. In: *Journal of Contemporary African Studies* 35/3, 249-265.
- Palgi, Phyllis / Abramovitch, Henry (1984): Death: A cross-cultural perspective. In: *Annual Review of Anthropology* 13/1, 385-417.
- Stepputat, Finn (Hg.) (2014): *Governing the dead. Sovereignty and the politics of dead bodies*. Manchester: Manchester University Press.
- Valasik, Matthew / Tita, George (2018): Gangs and space. In: Gerben J. N. Bruinsma / Shane D. Johnson (Hg.), *The Oxford handbook of environmental criminology*. Oxford: Oxford University Press, 839-867.
- Vigh, Henrik (2008): Crisis and chronicity: Anthropological perspectives on continuous conflict and decline. In: *Ethnos* 73/1, 5-24.
- Witte, Marleen de (2003): Money and death: Funeral business in Asante, Ghana. In: *Africa* 73/4, 531-559.

Die Ränder städtischen Lebens: Sterben in der Biopolis

Eine Replik und ein Aufruf

Johanna Hoerning, Lucas Pohl

Das Verhältnis von Stadt und Sterben kann sowohl als alltäglich wie auch als außeralltäglich bezeichnet werden. Während es zur Realität jeder Großstadt gehört, dass jährlich Zehntausende Menschen dort ihr Leben verlieren, kann ein Bild wie jenes aus der frühen Phase der COVID-19-Pandemie im März 2020, als eine Kolonne von Militärtransportern beladen mit Särgen die italienische Stadt Bergamo verließ, einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Die Krematorien und Leichenhallen waren so überfüllt, dass die Verstorbenen an andere Orte gebracht und dort verbrannt werden mussten. In vielerlei Hinsicht rückte die Pandemie den Tod in den Mittelpunkt politischer Diskussionen (vgl. Mohr 2023), wobei die Stadt als wesentlicher Ort diente, in dem das kollektive Sterben unausweichlich sichtbar wurde.

Michel Foucault (1976: 255) weist in seiner Auseinandersetzung mit der Pest darauf hin, wie die „verpestete Stadt“ am Ende des 17. Jahrhunderts zum Austragungsort einer disziplinierenden Gesellschaft wurde, deren Ziel es war, den Tod zu bekämpfen und Leben zu retten: „Die verpestete Stadt bildete ein Disziplinarmodell des Ausnahmezustandes: vollkommen und gewaltsam; der todbringenden Krankheit setzte die Macht eine ständige Todesdrohung entgegen; das Leben war auf seinen elementarsten Ausdruck reduziert“ (ebd.: 267). Für Foucault war die städtische Regulierung der Pest ein elementares Beispiel für eine städtische Biopolitik, und konkret dafür, wie die Stadt *am Leben gehalten* wird. Die pandemische Stadt des 21. Jahrhunderts erlaubt es, einige Parallelen zu Foucaults Betrachtung der verpesteten Stadt zu ziehen. Auch hier wurde die Stadt zum wesentlichen Bezugspunkt biopolitischer Macht- und

Wissenstechniken – beispielsweise darüber, wie die „Dichte als Gefahr“ rekonstruiert wurde (vgl. Roskamm 2021). In biopolitischer Hinsicht war es auch im Kontext der Pandemie von zentraler Bedeutung, die Stadt im Sinne einer „Biopolis“ am Leben zu halten, wenn auch dieses Leben durch eine ständige Todesdrohung beeinträchtigt und zum Teil auf seinen elementarsten Ausdruck reduziert wurde.

Fernab von Ausnahmezuständen, ausgelöst durch Krisenszenarien, in denen die Präsenz des Todes ins Zentrum des öffentlichen Lebens und politischen Handelns tritt, stellt sich die Frage, inwiefern das Sterben in der Stadt ein unsichtbares Phänomen darstellt. Bei genauerer Betrachtung der Stadtforschung liegt dieser Schluss nahe, priorisiert sie doch in aller Regel die Vitalität städtischen Lebens gegenüber Tod und Sterben. Nina Kreibitz (in diesem Heft) verweist darauf in ihrem Debattenbeitrag, wenn sie schreibt, dass „insbesondere ausgewiesene Orte, die mit dem Tod verbunden sind, vielfach Forschungsdesiderate darstellen“ (2024: 152). Im Hinblick auf Ansätze, die den urbanen Vitalismus hervorheben, ließe sich sogar von einer noch intensiveren Betonung des Lebens in Städten sprechen, das als noch vielfältiger als bislang angenommen gekennzeichnet wird (vgl. Nederhand et al. 2024). Allerdings, so zeigen unsere Debattenbeiträge, handelt es sich bei der Marginalisierung des Todes nicht um ein einfaches Forschungsdesiderat, denn die Unsichtbarkeit von Prozessen des Sterbens und von Verortungen des Todes wird durch Regierungspraktiken politisch und machtvoll hergestellt. Das heißt, dass das Unsichtbarmachen von Sterben und Tod ein wesentlicher Bestandteil der Herstellung gesellschaftlicher Ordnung ist – und damit eine gängige politische Praxis. Der Tod wird dadurch, so Akin Iwilade (in diesem Heft), zu einem „Ausgangspunkt, um die Regierung gesellschaftlichen Lebens im weiteren Sinne zu erforschen“ (2024: 182). Diese Marginalisierung zeigt sich nicht nur auf generischer Ebene, sondern auch sozialstrukturell im Sinne einer Stratifizierung des Sterbens und der Toten, räumlich im Sinne einer Einhegung und Verdrängung der Orte der Sterbenden und der Toten – und schließlich akademisch im Sinne einer Vernachlässigung des Themas, der wir mit unserem Plädoyer für eine Thanatostadtforschung entgegenwirken möchten.

Von einer generellen Unsichtbarkeit zu sprechen, käme aber ebenfalls einer Verzerrung gleich. Denn nicht nur existieren Heterotopien (Foucault 2005) wie Friedhöfe, Hospize und Leichenhallen als Evidenzen dieser Ordnung, sondern auch der Alltag in Städten ist vom Sterben durchzogen.

Dabei wird deutlich, dass das städtische Sterben analog zum städtischen Leben durch eine Vielzahl von Hierarchisierungen gekennzeichnet ist, die daraus eine zutiefst ungleiche Angelegenheit werden lassen. Wer wo, wann, weshalb und wie stirbt und wem ein Platz eingeräumt wird für Erinnerung und Gedenken, ist ungleich verteilt. Das lässt sich nicht nur demographisch in unterschiedlichen Sterblichkeitsraten festhalten, sondern auch diskursiv in der Form, wie diese Themen gesellschaftlich (ir-)relevant gemacht werden. Zudem ist die Frage der Relevanz von Sterben und Tod eng mit kulturellen und religiösen Bezügen verbunden. Schon allein aufgrund pluraler Sinnbezüge innerhalb städtischer Gruppen kann also von einer pauschalen alltäglichen Unsichtbarkeit keine Rede sein. Analog zum Plädoyer, die (verräumlichten) Grenzziehungen zwischen Säkularität und Religiosität in Städten stärker in den Blick zu nehmen (Farías et al. 2023; siehe auch die Rezension von Stefan Höhne 2024), scheint es folglich angebracht, die Grenzziehungen zwischen städtischem Leben und Sterben entlang ihrer multiplen, teilweise parallelen, teilweise konkurrierenden Sinnbezüge nachzuvollziehen.

Die Beiträge in dieser Debatte geben uns wertvolle Hinweise darauf, weshalb das Sterben heute räumlich, akademisch und gesellschaftlich derart marginalisiert ist. Für die westlich-christliche Stadtentwicklung beschreibt Nina Kreibitz diese Marginalisierung als Wandel von der „apotropäische[n] Einbeziehung in die Gemeinschaft der Lebenden“ hin zur Ausgrenzung (2024: 162): Während historisch also der Tod und seine allgegenwärtige Bedrohung eingehegt werden musste, kann heute vielmehr von einer generellen Ausgrenzung im Kontext eines als säkular bestimmten städtischen Raums gesprochen werden. Auch jenseits der gewaltsamen Verhältnisse des „Unsichtbarmachens“, die Jan Hutta (2024) in Bezug auf Rio de Janeiro nachzeichnet, scheint die Marginalisierung des Todes bis heute eine weitestgehend hegemoniale Praxis des Städtischen zu sein. Auch das „Verschwindenlassen“, Anonymisieren und das Unterwerfen des Sterbeprozesses unter institutionelle und gesellschaftliche Normen folgen dieser Logik. Tod und Sterben werden in diesem Rahmen, wenn auch oft auf subtile Weise, als unerwünschte und störende Elemente erachtet, die es zu verdrängen gilt. In diesem Kontext werden Sterbende häufig zu passiven Objekten, deren Tod durch medizinische, rechtliche und soziale Systeme kontrolliert und reguliert wird. Dabei wird der Tod entpersönlicht und dehumanisiert, sodass der subjektive und kulturelle Umgang mit dem Sterben

weitestgehend ausgeblendet wird. Demgegenüber stehen Praktiken des „Sichtbarmachens“ von Tod und Sterben für einen gegenhegemonialen Versuch, die aktive Auseinandersetzung mit dem Tod als einen zentralen Bestandteil des Lebens zu erachten. Hier wird der Tod nicht als ein Ereignis des Verschwindens betrachtet, sondern als eine Gelegenheit, individuelle und kollektive Narrative über Identität, Erinnerung und Zugehörigkeit zu formulieren. Solche gegenhegemonialen Ansätze zielen darauf ab, dem Sterben eine Stimme zu geben und es aus den Schatten der gesellschaftlichen Verdrängung herauszuholen.

Ausgehend hiervon, werfen die Beiträge in diesem Heft die Frage nach dem Recht auf Tod und Sterben auf und verdeutlichen damit die Notwendigkeit einer umfassenden gesellschaftlichen Debatte darüber, wie der Tod in der Gesellschaft verhandelt und gestaltet werden soll. Kreibigs (2024: 163) Vorschlag, das Recht auf Präsenz von Tod und Sterben neu auszuhandeln, fordert eine bewusste Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie im öffentlichen Raum mit Sterbenden und Verstorbenen umgegangen wird. Huttas Beitrag (2024: 167) verdeutlicht, dass das „Recht, gut zu sterben“, nicht nur eine persönliche Angelegenheit ist, sondern tief in kulturelle und soziale Praktiken eingebettet ist, während die Kämpfe um Erinnerung in den Deathscapes von Rio de Janeiro zeigen, wie entwürdigtes Sterben und das fehlende „Recht auf Erinnerung und Gedenken“ (ebd.: 173 f.) einen Raum für politische Auseinandersetzungen eröffnen können. Iwilade (2024: 185) adressiert ebenfalls das Recht auf Sterben, indem er aufzeigt, wie Gangs sich „das Recht des Staates [aneignen], Leben zu nehmen“, was die komplexen moralischen und politischen Dimensionen des Sterbens weiter unterstreicht. Das offensichtlich differenzierte Recht auf die Präsenz des Todes, auf ein gutes Sterben machen es möglich, Tod und Sterben als Ausdruck gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse zu deuten, die eine tiefere Reflexion über Gerechtigkeit, Erinnerung und die Rolle des Staates erfordern.

In räumlicher Hinsicht finden sich in den Debattenbeiträgen zwei unterschiedliche Herangehensweisen. Kreibigs Beitrag fokussiert in erster Linie auf die konkreten Orte und Räume des Sterbens beziehungsweise die „Topoi des Todes“ (2024: 154) und zeigt darüber auf, wie sich der Tod in bestimmte räumliche Verhältnisse einschreibt. Bestimmend ist hierbei, wie einerseits konkrete Orte in der Stadt dem Tod und Sterben gewidmet werden, während zugleich überall in der Stadt gestorben wird. Die Heterotopien und Atopien des Todes stehen folglich in einem Widerspruch

zu unsichtbaren Sterbeorten wie Wohnungen (siehe auch Loke 2023). Während Kreibig die konkreten Orte des Todes und Sterbens in den Blick nimmt, legen Hutta und Iwilade den Fokus stärker auf die strukturellen Verhältnisse, in denen gestorben wird. Der räumliche Bezug findet sich hier weniger in klassifikatorischen „Raumtypen“ (Kreibig 2024: 153) als vielmehr in der Verbindung körperlicher, geographischer, politischer und soziokultureller Kontexte. So weist das von Hutta angeführte Konzept der nekropolitischen Deathscape (2024: 171) in Rio de Janeiro auf die Stadt als einen Raum hin, innerhalb dessen die unerwünschten Toten des Kolonialsystems (auf der Überfahrt verstorbene Versklavte) politisch unsichtbar gemacht werden. Bis es zu einer Rückkehr der Verdrängten ins öffentliche Bewusstsein kommt, bleibt die „andere Nekropole“ unentdeckt und schafft damit eine Art Nicht-Ort für die Toten. Einerseits lässt sich damit die Stadt als Raum des Sterbens und der Verstorbenen unter dem Gesichtspunkt der Herrschaft in den Blick nehmen – einer Herrschaft des Lebens gleichermaßen wie spezifischer kultureller Praktiken und sozialer Gruppen. Andererseits wird damit auch deutlich, dass die Stadt – die Nekropole ebenso wie die „andere“ Nekropole – ein Teil weit darüber hinausreichender Deathscapes ist, die im Beispiel den kolonialen Raum der totalen Beherrschung und Unterordnung von lebenden, sterbenden und verstorbenen Körpern aufspannen.

Iwilade (2024) weist wiederum nach, wie die Präsenz von Gewalt und Tod durch Gangs den städtischen Raum durchdringt und eine Fragmentierung dessen mit hervorbringt. Wie er mit Bezug zu Lagos argumentiert, reproduziert das Spektakel von Gangmorden Zonen der Ein- und Ausgrenzung. Die exaltierte Zurschaustellung des Todes als makabre Inszenierung der toten Körper im öffentlichen Raum sind dabei eben nicht nur eine Kommunikation zwischen konfligierenden Gangs, sondern richten sich ganz gezielt auch an den Staat, der diesen Raum zwar polizeilich überwacht, aber ansonsten vor allem abwesend ist. Gleichzeitig provozieren diese Spektakel auch, dass sich jene verschanzen, die vor den Gangs Schutz suchen. Bewachte Wohnanlagen, privat kontrollierte Straßen und Kontrolltechniken wie Überwachungskameras schaffen städtische „Lebensräume“, die sich von der veräußerten Todesdrohung abgrenzen. Das städtische Regieren von Tod und Sterben steht in einem intrinsischen Zusammenhang mit dem Regieren städtischen Lebens und materialisiert sich in räumlicher Ein- und Ausgrenzung ebenso wie im (Un-)Sichtbarmachen von toten Körpern. Analytisch sehr fruchtbar

ist hierfür Iwilades Konzept der sozialen, räumlichen und zeitlichen Distanzlosigkeit des Sterbens. Das Verhältnis zwischen städtischem Leben und Sterben wird so interpretierbar als die Verhandlung darüber, wie der Tod in die Nähe rückt. Die drei Beiträge von Kreibig, Hutta und Iwilade eröffnen also erste Wege, um das Verhältnis von Stadt und Tod raumtheoretisch zu fundieren und danach zu fragen, welche städtischen Räume von Tod und Sterben produziert werden.

Für eine kritische Stadtforschung im Sinne einer Thanatostadtforschung ist hier auch zentral, nicht nur die politischen, sondern auch die ökonomischen Struktureffekte des städtischen Sterbens in den Blick zu nehmen. Normalität und Außeralltäglichkeit, Einbindung und Ausgrenzung sind dabei ebenfalls stark mit der Kommodifizierung des Sozialen verbunden. Einerseits werden die Orte des Sterbens und der Verstorbenen zu einem Kostenfaktor, was die Aufrechterhaltung von Friedhöfen, Hospizen und anderen „Architekturen des Todes“ (Kreibig 2024: 155) mit der Verwertungslogik des städtischen Raums konkurrieren lässt. Andererseits bietet die Marginalisierung des Todes auch neue Möglichkeiten, den Tod als Spektakel ökonomisch zu inszenieren und zum Beispiel als „Dark Tourism“ zu vermarkten (ebd.: 162).

Eine noch zu schließende Lücke unserer Debatte betrifft das Sterben von Städten selbst. Aus Sicht einer Thanatostadtforschung unterliegt auch die Stadt selbst Prozessen, die wirkmächtig daran beteiligt sind, die Stadt „am Leben zu halten“. Zwar reißt Hutta (2024: 175) das Thema an einer Stelle bereits an, wenn er den „Urbizid“ – das aktive Zerstören von Städten – in ein Verhältnis zu der Zerstörung von Sozialräumen und damit in Bezug zu Deathscapes stellt. Darüber hinaus sehen wir jedoch noch weitere Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit „sterbenden Städten“. Während die Zerstörung von Städten auf eine lange Geschichte in Literatur, Film und Populärkultur zurückreicht (Page 2008), weist Mike Davis (2002: 364) darauf hin, dass „tote Städte nicht nur fiktive Konstrukte“ sind (vgl. auch Dobraszczyk 2017). Davis hatte dabei zwei konkrete Vorstellungen von „toten Städten“ im Sinn: zum einen die Städte, die durch die Bombenangriffe in Europa und Japan während des Zweiten Weltkriegs zerstört wurden, und zum anderen die US-amerikanischen Städte, die in den 1960er-Jahren durch städtische Unruhen verfielen (vgl. Graham 2004). Wohingegen Metropolen wie Detroit über Jahre hinweg als „sterbende Städte“ diskursiv konstruiert wurden (vgl. Binelli 2014; Pohl 2018), hat die kriegsbedingte Zerstörung von Städten in jüngster Zeit

Die Ränder städtischen Lebens: Sterben in der Biopolis

wieder zunehmend an Bedeutung gewonnen. Hieran zeigt sich mit größter Vehemenz und Brutalität, in welchem Zusammenhang die städtischen Räume mit Leben und Tod stehen. Die „sterbende“ oder „tote“ Stadt ist also nicht nur als Metapher, sondern auch als sichtbarer Ausdruck dieses Zusammenhangs zu sehen. Möglicherweise lässt sich hier an die jüngeren Debatten zu mehr-als-menschlichen Perspektiven auf das Städtische anknüpfen: Diese ermöglichen nicht nur ein Zutreten der großen Vielfalt städtischen Lebens, sondern auch das diffizile Verhältnis anthropozentrischer Räume zu dieser. Das aktive Töten und leise Sterben von Biodiversität in Städten ist hier unsichtbar alltäglich.

Wir sehen aus unserer Debatte zumindest acht Forschungsperspektiven hervorgehen, die für eine Einbeziehung dieser Themen in die Stadtforschung zukünftig eine größere Rolle spielen dürften:

1. die verräumlichte Stratifizierung der Toten und der Sterbenden;
2. die Rolle von Tod und Sterben in pluralen (religiösen wie säkularen) Stadtgesellschaften;
3. die Erforschung von städtischen Heterotopien des Todes;
4. die Regierung städtischen Lebens durch die Regierung städtischen Sterbens;
5. das Verhältnis von Marginalisierung und Kommodifizierung des Sterbens in Städten;
6. die Stadt als Ort und als Teil historischer, politischer, ökonomischer und ökologischer Deathscapes;
7. hegemoniale und gegenhegemoniale Praktiken der (Un-)Sichtbarmachung von Tod und Sterben in Städten;
8. das Verhältnis vom Sterben *in* zum Sterben *von* Städten.

Die sub\urban-Debatte um die Relevanz von Tod und Sterben in der Stadtforschung ist erst am Anfang, und wir möchten unsere Leser*innen dazu einladen, daran aktiv teilzunehmen. Die drei Beiträge in dieser Debatte veranschaulichen bereits aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven, welches Potenzial für ein Verständnis städtischer Entwicklungen in der Analyse des Verhältnisses von Leben und Sterben steckt, und legen damit erste Wegmarken für eine Thanatostadtforschung, in der Nekropolis und Biopolis stets aufeinander weisen. Wir sind gespannt auf weitere Forschung dazu.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Johanna Hoerning ist Soziologin und arbeitet zu stadt- und raumtheoretischen Fragen.
hoerning@tu-berlin.de

Lucas Pohl ist Humangeograph mit einem Schwerpunkt auf kritischer Stadtforschung,
politischer Ökologie und psychoanalytischen Geographien.
lucas.pohl@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Binelli, Mark (2014): *The last days of Detroit: Motor cars, Motown and the collapse of an industrial giant*. London: The Bodley Head.
- Davis, Mike (2002): *Dead cities. And other tales*. New York: The New Press.
- Dobraszczyk, Paul (2017): *The dead city. Urban ruins and the spectacle of decay*. London/ New York: I.B. Tauris.
- Farías, Ignacio / Löw, Martina / Schmidt-Lux, Thomas / Steets, Silke (2023): *Kultursoziologische Stadtforschung. Grundlagen, Analysen, Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005): *Von anderen Räumen*. In: Michel Foucault (Hg.), *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Band IV. 1980-1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 931-942.
- Graham, Stephen (2004): *Postmortem city*. In: *City* 8/2, 165-196.
- Hoerning, Johanna / Pohl, Lucas (2024): *Thanatostadtforschung. Aufruf zu einer Debatte des Verhältnisses von Stadt, Sterben und Tod*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 147-149.
- Höhne, Stefan (2024): *Paradigma des Pluralen? Rezension zu Ignacio Farías / Martina Löw / Thomas Schmidt-Lux / Silke Steets (2023): Kultursoziologische Stadtforschung. Grundlagen, Analysen, Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York: Campus. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 253-260.
- Hutta, Jan (2024): *Die andere Nekropole. Kommentar zu Johanna Hoerning und Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod“*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 167-180.
- Iwilade, Akin (2024): *Der distanzlose Tod. Kommentar zu Johanna Hoerning und Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod“*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 181-192.
- Kreibig, Nina (2024): *Das Recht der Toten am urbanen Raum. Kommentar zu Johanna Hoerning und Lucas Pohl „Zum Verhältnis von Stadt, Sterben und Tod“*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 151-165.
- Loke, Susanne (2023): *Einsames Sterben und unentdeckte Tode in der Stadt. Über ein verborgenes gesellschaftliches Problem*. Bielefeld: transcript.
- Mohr, Ernst (2023): *Tod und Tabu in der Pandemie. Kulturökonomische Lehren aus der Covid-19-Politik*. Bielefeld: transcript.
- Nederhand, José / Avelino, Flor / Edelenbos, Jurian / Fransen, Jan (2024): *Editorial to the special issue on urban vitalism*. In: *Cities* 148. <https://doi.org/10.1016/j.cities.2024.104911>.
- Page, Mike (2008): *The city's end. Two centuries of fantasies, fears, and premonitions of New York's destruction*. New Haven/London: Yale University Press.
- Pohl, Lucas (2018): *Die unsterbliche Stadt: Das Unbehagen in den Wolkenkratzern von Detroit*. In: *dérive* 70, 13-18.
- Roskamm, Nikolai (2021): *Urbanistische Heimsuchungen. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel „Das Ende des Städtischen? Pandemie, Digitalisierung und planetarische Enturbanisierung“*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 205-211.

Hinterbliebene Dinge

Annabelle Müller

Was passiert mit all jenen gesammelten Besitztümern, die ein Leben begleitet haben, nach dem Ende dieses Lebens, wenn die Dinge nicht mehr benötigt werden? Mitunter erzählen sie Geschichten gelebten Lebens, von Erinnerungen, Routinen, Ritualen und Erfahrungen. Haushaltsauflösungen rücken ebendiese Materialitäten in den Fokus, eröffnen jedoch auch den Blick auf das Wohnen[1] selbst beziehungsweise auf die Auflösung desselben.

Viele Begriffe umschreiben und benennen ein zutiefst alltägliches und banales Phänomen: Wohnort, Zuhause, Haus, Unterkunft, Behausung oder Wohnung – all diese Begriffe beziehen sich auf das Wohnen. Angelehnt an Alison Blunt und Robyn Dowling (2022 [2006]) beziehe ich mich auf Wohnen als etwas Prozesshaftes und Multiskalares, das zugleich materiell und imaginiert sowie von Macht durchzogen ist. Entgegen einer alltagssprachlichen Zuordnung von Zuhause als sicherem Zufluchtsort zeigt insbesondere der Blick auf häusliche Gewalt[2], dass auch dieser Ort von Gewalt, Macht- und Missbrauchserfahrungen geprägt sein kann.

Zugang zur Auseinandersetzung mit Haushaltsauflösungen bildet für mich der Fokus auf Wohnen als Praktik, als prozesshaft. Das Sterben ist in diesem Sinne ein Einschnitt in die Konstitution des Wohnens selbst. Wohnpraktiken als konstituierendes Element (etwa Putztätigkeiten wie Staubsaugen, Wischen oder Spülen, aber auch Aufräumen oder Einrichten) stehen jedoch in einem direkten Verhältnis zu Auswohnpraktiken. Mit dem Begriff „Auswohnen“ beziehe ich mich auf Jürgen Hasse (2020), der dieses als Gegenstück zum „Einwohnen“ versteht, als zugleich räumlich und emotional (2020: 133). Ich erweitere diese Konnotation jedoch um Richard Baxters und Katherine Brickells (2014) Konzept des *home unmaking*. Auswohnen umfasst in diesem Sinne eine Bandbreite von Wohnprozessen von Wohnungslosigkeit oder Zwangsräumungen (vgl.

u. a. Dimitrakou/Hilbrandt 2022) über eine Zerstörung von Wohnräumen durch Krieg oder Naturkatastrophen über häusliche Gewalt und Einbruch bis hin zu Haushaltsauflösungen nach Scheidungen oder Todesfällen (Baxter/Brickell 2014: 135). Auswohnen (im Sinne von *home unmaking*) bezeichnet damit den „prekäre[n] Prozess, durch den materielle und/oder imaginierte Bestandteile des Wohnens aus Versehen oder absichtlich, vorübergehend oder dauerhaft abgegeben/enteignet[3], beschädigt oder sogar zerstört werden“ (Baxter/Brickell 2014: 134; Übers. d. A.).

Meinen eigenen Zugang etablierte ich über narrative Interviews mit professionellen Haushaltsauflösenden sowie mit Angehörigen, die Haushaltsauflösungen durchgeführt haben und durch teilnehmende Beobachtung. Herr X[4], ein professioneller Haushaltsauflöser, verdeutlicht diesen Aspekt, indem er über die Materialisierung von Auswohnprozessen spricht. Diese zeigten sich insbesondere in Momenten, in denen all jene Praktiken, die zur Reproduktion des Wohnens beitragen, nicht mehr (ausreichend) durchgeführt werden – beispielsweise die gründliche Reinigung und das Spülen des Geschirrs (Herr X). Gleichzeitig wirft dies den Blick darauf, dass das Sterben selbst kein punktueller Prozess ist, sondern sich vielmehr über einen längeren Zeitraum vollziehen kann. In diesem Sinne erfährt der Begriff des Sterbens eine zeitliche Ausdehnung, die über den konkreten Moment des Todeseintritts hinausgeht (Salis Gross 2001: 59). Sterben ist somit eng verknüpft mit Fragen der Selbstständigkeit und des Pflegebedarfs – und damit auch mit dem Diskurs um Alter und Altern, mit Fragen des *ageing in place* (vgl. Müller 2023). Doch woher genau stammt diese enge Verknüpfung mit dem eigenen Wohnen? Ich kann hier keine endgültige Antwort darauf geben. Unterschiedliche Autor_innen verweisen jedoch auf die Funktion des Wohnens als Ort der Selbstdefinition und der Identifikation, als Ausdruck des eigenen Seins (vgl. etwa Boccagni/Kusenbach 2020; Samanani/Lenhard 2019; Datta 2008).[5] In diesem Sinne relativiert sich die Aussage von Herrn X: „Wenn man das pauschalisiert, ist in jedem Schrank das Gleiche drin. Ich brauche in keinen Küchenschrank der Welt reinzugucken, weil ich weiß, was im Küchenschrank drin ist. Es ist immer das Gleiche. Das Gleiche gilt für Kleiderschränke oder Wohnzimmerschränke [...], irgendwann weißt du, was drin ist.“ (Herr X) Die Anordnung der Dinge verweist auf Gemeinsamkeiten von Wohnmaterialitäten. Sie ordnen sich dem zugeschriebenen Nutzen unter, haben etwas Vertrautes (Pink 2020 [2004]: 1): Das Geschirr steht zumeist an dem Ort, an dem gegessen

Hinterbliebene Dinge

und gekocht wird, Stifte sind in Schreibtischnähe und die Kleidung im Schlafzimmer. So unterschiedlich Menschen wohnen, so vorhersehbar ist ihr Wohnraum – Wohnen ist somit auch ein Ausdruck gesellschaftlicher Kategorien und kollektiver Vorstellungen. Innerhalb derer finden sich nichtsdestoweniger individuelle Ausgestaltungen als Teil von Identitätskonstruktionen wieder. Die Ausgestaltung innerhalb dieser Grenze ist ein Ausdruck persönlicher Gestaltung und von Vorlieben ebenso wie von Umständen, äußeren Einflüssen, Erinnerungen und Erlebtem, wie Abbildung 1 sichtbar macht – eine Zeichnung, die ich nach meiner teilnehmenden Beobachtung angefertigt habe. Hier wird das Spannungsfeld deutlich zwischen einer generellen Ordnung einerseits, die eingebettet ist in gesellschaftliche Kontexte und einer individuellen Ausgestaltung innerhalb dieser Vorstellungen andererseits.

Wir definieren unsere Identität und erzählen eine Geschichte unseres Lebens (Crang 2012: 763): „[i]n den Wohn- und Lebenswelten [...] [werden] deutlich die Lebens-, Leit- und Glaubensvorstellungen der Individuen in ihrem Spannungsfeld von kollektiver Beeinflussung und persönlicher Gestaltung [...]“ (Katschnig-Fasch, zitiert nach Schwertl 2010: 12).



Abb. 1 Ansicht der Küche (eigene Darstellung d. A.).

Wohnungen und Häuser sind in diesem Sinne identitäre Räume, die durch gesellschaftliche Prozesse geprägt sind, in denen das „Individuelle vergesellschaftet“ ist (ebd.). Dieser Aspekt wird insbesondere deutlich im Blick auf diasporische Haushaltsauflösungen, wie Elke-Vera Kotowski (2018) sie beschreibt. Hier werden die Dinge selbst als „geschichtete Objekte“ zu Vehikeln von Flucht. Sie besitzen durch den Übergang auf nachfolgende Generationen eine eigene Exilbiografie (ebd.: 288). Vergesellschaftete Biografien von Migration oder Flucht, aber auch Erwerbsbiografien stehen damit ebenso im Zentrum der Frage: Was gibt es aufzulösen und weiterzugeben? Wer wurde durch gebrochene Lebensläufe schon vor der endgültigen Auflösung ausgewohnt? Durch diese Fragen wird deutlich, dass zentrale Fragen des Auswohnens sich auch entlang von Migrationsbiografien und finanziellen Verhältnissen strukturieren.

Davon ausgehend verweist diese Funktion des Wohnens als einem identitären Raum auf die Vielschichtigkeit der Auflösungen und des Auswohnens selbst. Denn neben der praktischen Arbeit des Entsorgens stehen Aushandlungs- und Abschiedsprozesse, sowohl zwischen den Angehörigen als auch im anschließenden Einweben der geerbten Gegenstände in das eigene Wohnen. Das Auswohnen steht damit in einem iterativen Verhältnis zu Wohnpraktiken, zum Wohnen-Machen. Darüber hinaus sind Haushaltsauflösungen geprägt von einem Netzwerk aus Interessen, Perspektiven und Gefühlen und damit eingebettet in soziale Aushandlungsprozesse. Besonders deutlich wird das bei der Verteilung von Erbstücken. Katharina, eine Angehörige, spricht davon, dass ihr vor der eigentlichen Auflösung insbesondere die Aushandlung mit ihren Geschwistern Sorge bereitet hat, sodass sie ein Punktesystem vorschlug. Haushaltsauflösungen stellen darüber hinaus auch ein mehr-als-menschliches Netzwerk dar, in dem die aufzulösenden Wohnungen und hinterbliebenen Gegenstände den Prozess der Auflösung durch ihre affektive Wirkmächtigkeit als Vehikel von Erinnerungen (Körte 2004: 110 ff.), Geschichten und anderen Bedeutungen begleiten – also durch die Verknüpfung von Repräsentation und Materialität: Was wird behalten und warum fällt es so schwer, manche Dinge gehen zu lassen? Es verdeutlicht darüber hinaus, dass sich Wohnen selbst aus diesem Verhältnis zwischen Menschlichem und Mehr-als-Menschlichem konstituiert (McKeithen 2017: 3).

Hinterbliebene Dinge

Die Auflösung findet eingepasst in den Alltag der Auflösenden statt, als etwas, das „abgearbeitet werden muss“ (May), wie May im Gespräch die Haushaltsauflösungen ihrer Eltern einordnet. Das Nachdenken und Reflektieren über das Leben und Sterben, die Erinnerungen an die verstorbene Person finden zum Zeitdruck der Auflösung meist keinen Platz (Süssmann/Staffelbach 2019: 18). Hier stehen vielmehr Fragen des Entsorgens und Behaltens, des Weitergebens und Verschenkens im Vordergrund und damit die schiere Materialität, die eine Auflösung bedeutet. Diese schlägt sich sowohl in verkörperten Erfahrungen wie Ekel oder Muskelkater nieder als auch in der Menge der zu bewegendes Gegenstände: Immerhin bedeutet laut Herrn Z die Auflösung einer 3-Zimmer-Wohnung eine produzierte Müllmenge von etwa anderthalb bis zwei Tonnen. Denn obwohl professionelle Auflösende einen Weiterverkauf der Gegenstände im eigenen Laden und damit eine Weitergabe der hinterbliebenen Dinge anstreben, werden bei einer professionellen Haushaltsauflösung 80 bis 90 Prozent der vorhandenen Gegenstände entsorgt (Herr X). Die Ansichten der Müllsäcke und des Flurs (Abbildungen 2 und 3) unterstreichen diese Materialität.

Ein genauerer Blick auf den Begriff des Entsorgens enthüllt dessen affektive Dimension, denn das Entsorgen selbst beinhaltet den Begriff der Sorge. Das Ent-Sorgen ist somit auch ein Ausdruck des Abwendens von Sorgebeziehungen und -arbeit. Es verweist jedoch im selben Moment auf die Sorgebeziehung zwischen Mensch und Materie, die durch Wertzuschreibungen, Repräsentationen, Erlebnisse und Geschichten reproduziert wird: „Du musst es ja auch mal angucken und mal pflegen und mal abstauben und mal sauber machen.“ (Katharina). Dieses Zitat über Geerbtes verdeutlicht, dass die Sorgebeziehungen zu den Wohnmaterialitäten durch Wohnpraktiken Ausdruck finden und sich reproduzieren. Wohnpraktiken sind somit eine Reproduktion von Sorgebeziehungen. In Rückbezug auf Auswohnpraktiken findet nun im Nichtstattfinden reproduzierender Wohnpraktiken eine Auflösung der Sorgebeziehungen statt – wie etwa im Moment des Sterbens und – noch verstärkt – im Moment der Auflösung.

Doch nicht alle Gegenstände werden ent-sorgt. Einige finden ihren Weg ins Wohnen von Angehörigen oder Hinterbliebenen. Hier mäandrieren sie zwischen Gebrauchsgegenstand und Erinnerungsstück, zwischen Nutzwert und affektivem Wert. Ich bemühe hier den von Avril Maddrell (2020) geprägten Begriff der deathscapes, einer Beschreibung von Orten

des (institutionalisierten) Sterbens und Trauerns wie Friedhöfen, Bestattungshäusern und Denkmälern, welche die Erinnerungsfunktion der Gegenstände in den Blick nimmt. Noch vor oder während der Auflösung kann der Wohnort von Verstorbenen ein Ort des Trauerns und Sterbens sein. Die Auflösung selbst kann einen Abschied und damit den Teil einer deathscape konstituieren. May beschreibt dies wie „noch mal so ein kleines Sterben“ (2022). In Form von „absent presences“ (Heng 2018: 219) finden Erinnerungsstücke und Dinge Einzug in die Häuser und Wohnungen der Hinterbliebenen – eine erinnerte Abwesenheit durch



Abb. 2 Ansicht des Flurs (eigene Darstellung d. A.)

Hinterbliebene Dinge

die Anwesenheit der vererbten Gegenstände und der mit ihnen verknüpften Erinnerungen. „Die Truhe zum Beispiel [...], da hab ich schon als Kind drauf gesessen, [...] dann ist die mitgewandert. [...] Und da sehe ich halt, wie die Truhe da steht [...], rieche ich das Haus.“ (May). Vererbte Gegenstände können so zu Vehikeln des Erinnerns werden (Körte 2004: 110 ff.) und als zerstückelte deathscape ein Teil des Wohnens werden.

An diesem Punkt besteht die Gefahr, das Abschiednehmen und Sterben zu romantisieren, denn diese Perspektive klammert all jene Umstände des Sterbens aus, die über die Alltäglichkeit hinausgehen: Was



Abb. 3 Ansicht der gefüllten Müllsäcke vor der Haustür (eigene Darstellung d. A.)

ist mit all jenen, die zum Zeitpunkt des Todes keinen festen Wohnort hatten, beispielsweise aufgrund von Wohnungslosigkeit? Was ist mit all jenen, die durch Flucht oder andere Katastrophen ihre materiellen Erinnerungsstücke verloren haben? Was ist mit jenen Auflösungen, die niemanden kümmern? Die Schwere des Abschieds und das Weiterleben der Dinge in jenen vererbten Gegenständen setzt voraus, dass Erinnerung und Weiterleben gewollt sind. Denn nur durch die affektive Aufladung der Gegenstände können diese zu Repräsentationen negativer Erfahrungen und Erinnerungen werden, auch von schmerzhaften Erlebnissen oder toxischen Beziehungen.

Der Blick auf das Ende des Wohnens eröffnet vielfältige Perspektiven auf das Wohnen – und Leben – selbst. Beim Rückblick auf die entsorgten oder vererbten Gegenstände wird deutlich, dass Wohnen sich konstituiert durch mehr-als-menschliche Sorgebeziehungen. Diese äußern sich im Ent-Sorgen der Wohnmaterialitäten selbst sowie in der Aushandlung des Behaltens und Wegschmeißens mit Anderen. Wohnen ist in diesem Sinne ein Prozess des Sorgens, der eng mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verwoben ist. So bleiben die Dinge, verweben Aspekte des Erinnerns und Trauerns, des Sterbens und Abschiednehmens mit der banalen Alltäglichkeit des Wohnens. Durch diese Verflechtungen wird das Wohnen zu einem Teil der Nekropolis und zeigt damit auf, wie eng miteinander verknüpft Leben und Tod im Wohnen sind.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Ich lehne mich in diesem Begriff an die angloamerikanischen *home geographies* an, die sich mit den Prozessen und Praktiken des Wohnens beschäftigen (siehe insbesondere Blunt/Dowling 2022 [2006]). Ich wende mich von dem im Sprachgebrauch häufigeren Begriff Zuhause ab und betone die Prozesshaftigkeit, indem ich den Begriff Wohnen für mich nutzbar mache.
- [2] Wie in einem Beitrag der Feministischen Geo-RundMail beschrieben, sollte der Begriff häusliche Gewalt in diesem Kontext kritisch hinterfragt werden. Beispielsweise zeigen Brickell/Cuomo (2020: 297), dass Gewalt, die in einem häuslichen Kontext verübt wird, in globale Macht- und Gewaltstrukturen eingebettet ist. Darüber hinaus verlagere der Begriff das Problem in einen privaten Kontext und entpolitisiere damit die gewaltvollen Strukturen, die häusliche Gewalt ermöglichten, wie etwa Abhängigkeitsverhältnisse in familiären Strukturen (Müller 2023: 18).
- [3] Der im Original verwendete Begriff *divest* lässt sich schwierig ins Deutsche übertragen. Um die Bedeutungsvielfalt auch ins Deutsche übertragen zu können und die Nuancen

Hinterbliebene Dinge

besser darzustellen, verwende ich bei der Übersetzung beide Lesarten des Begriffs, getrennt durch einen Schrägstrich.

- [4] Im Folgenden verwende ich für meine Gesprächspartner_innen verallgemeinernde Pseudonyme.
- [5] Spätestens hier wird deutlich, dass ich mich auf eine bestimmte Version und Form des Wohnens beziehe, nämlich auf eine westlich-moderne. Das bedeutet nicht, dass sich nicht einige Aspekte dieses Wohnens auch auf andere Kontexte übertragen lassen. Es deutet vielmehr auf den Ausschluss eines allgemeingültigen Anspruchs hin. Sowohl die verwendete Literatur als auch die Auswahl meiner Gesprächspartner_innen aus einem deutschen Kontext reproduzieren diese westlich-hegemoniale Perspektive auf Wohnen, die alle jene ausschließt, die dem entgegenstehen, ob gewollt oder erzwungen – wie etwa bei unfreiwilliger Wohnungslosigkeit.

Autor_innen

Annabelle Müller beschäftigt sich als Humangeographin neben Wohngeographien mit Mensch-Umwelt-Beziehungen, chemical geographies und der Schnittstelle zwischen Geographie und STS.

annab.mueller@em.uni-frankfurt.de

Interviews

Herr X: Interview mit einem professionellen Haushaltsauflöser im Oktober 2022

Herr Z: Interview mit einem professionellen Haushaltsauflöser im Oktober 2022

Katharina: Interview mit einer Angehörigen im Oktober 2022

May: Interview mit einer Angehörigen im Oktober 2022

Literatur

Baxter, Richard / Brickell, Katherine (2014): For home unmaking. In: *Home Cultures* 11/2, 133-143.

Blunt, Alison / Dowling, Robyn (2022 [2006]): *Home*. London/New York: Routledge.

Boccagni, Paolo / Kusenbach, Margarethe (2020): For a comparative sociology of home: Relationships, cultures, structures. In: *Current Sociology* 68/5, 595-606.

Brickell, Katherine / Cuomo, Dana (2020): Geographies of violence: Feminist geopolitical approaches. In: Anindita Datta / Peter Hopkins / Lyndia Johnston / Elizabeth Olson / Joseli Maria Silva (Hg.), *Routledge international handbook of gender and feminist geographies*. London: Routledge, 297-307.

Crang, Michael (2012): Negative images of consumption: Cast offs and casts of self and society. In: *Environment and Planning A* 44/4, 763-767.

Datta, Ayona (2008): Building differences: Material geographies of home(s) among Polish builders in London. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 33/4, 518-531.

Dimitrakou, Ifigeneia / Hilbrandt, Hanna (2022): Legal and cultural geographies of displacement: Home un making through material belongings. In: *Social & Cultural Geography*, 1-19.

Hasse, Jürgen (2020): *Wohnungswechsel. Phänomenologie des Ein- und Auswohnens*. Bielefeld: transcript.

Heng, Terence (2018): Photographing absence in deathscapes. In: *Area* 53/2, 219-228.

Körte, Mona (2004): Bracelet, hand towel, pocket watch: Objects of the last moment in memory and narration. In: *Shofar: An Interdisciplinary Journal of Jewish Studies* 23/1, 109-120.

Annabelle Müller

- Kotowski, Elke-Vera (2018): Dinge des Exils. Der ambivalente Umgang nachfolgender Generationen mit dem deutsch-jüdischen Erbe. Ein Werkstattbericht. In: Hans Peter Hahn / Friedemann Neumann (Hg.), Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweise und Umwertungen von Objekten. Bielefeld: transcript, 287-304.
- Maddrell, Avril (2020): Deathscapes. In: Audrey Kobayashi (Hg.), International encyclopedia of human geography. Amsterdam/Cambridge, MA: Elsevier, 167-172.
- McKeithen, Will (2017): Queer ecologies of home: Heteronormativity, speciesism, and the strange intimacies of crazy cat ladies. In: Gender, Place & Culture 24/1, 122-134.
- Müller, Annabelle (2023): „An der Frage des Todes entscheidet sich ja alles – worum geht es im Leben?“. In: Feministische Geo-RundMail 94, 18-22.
- Pink, Sarah (2020 [2004]): Home truths. Gender, domestic objects and everyday life. New York: Routledge.
- Salis Gross, Corina (2001): Der ansteckende Tod. Eine ethnologische Studie zum Sterben im Altersheim. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Samanani, Farhan / Lenhard, Johannes (2019): House and home. In: Felix Stein (Hg.), The Cambridge encyclopedia of anthropology. <http://doi.org/10.29164/19home>.
- Schwertl, Maria (2010): Wohnen als Verortung: Identifikationsobjekte in deutsch-/türkischen Wohnungen. München: Herbert Utz.
- Süssmann, Christine / Staffelbach, Cornelia (2019): Die letzte Ordnung. Tote hinterlassen Dinge. Zürich: Stadt Zürich, Friedhof Forum.

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

Jasmin Jossin, Tanja Godlewsky, Richard Beecroft, Annette Voigt

Vorwort

Liebe*r Leser*in, du wirst sterben. Lass dich daher für einen Moment auf das Gedankenexperiment ein, dass dies morgen passiert – ausschließen kannst du es schließlich nicht. Was wäre, wenn du morgen stirbst? Bist Du darauf vorbereitet? Wenn dein Alter unter der durchschnittlichen Lebenserwartung liegt und dein Gesundheitszustand einen baldigen Tod unwahrscheinlich macht, stirbst du möglicherweise eher unvorbereitet. Du hast wahrscheinlich An- oder Zugehörige, die sich um deine Bestattung und deinen Nachlass kümmern müssen. Sie sind plötzlich mit vielen organisatorischen und praktischen Fragen konfrontiert. Dabei müssen sie abwägen, ob sie nach eigenem Willen oder nach deinen vermuteten Präferenzen entscheiden sollen. Sie, die unter Schock stehen und trauern, müssen sich nun mit Regeln und Regulierungen, Gebühren und Preisen auseinandersetzen, die sie vielleicht irritieren, die Fragen aufwerfen, frustrieren oder Ohnmachtsgefühle erzeugen... Sind all das ungewohnte Gedanken für Dich?

1. Einleitung: Der Stellenwert des Todes in der deutschen Gesellschaft

Die Beschäftigung mit dem eigenen Tod empfinden hierzulande viele Menschen als schwierig oder ungewohnt. Viele umgehen sie daher, solange es keinen Handlungsdruck gibt – und oft sogar dann. Insbesondere das urbane, anonyme Lebensumfeld wirkt der persönlichen Tendenz zur Verdrängung kaum entgegen; der kontemporäre Tod bleibt – von wenigen Ausnahmen wie Gesundheitskampagnen oder Mahnmalen für Verkehrstote abgesehen – oft hinter den Mauern von Sterbe- und

Bestattungsstätten verborgen. Das Design der üblichen Objekte und Produkte rund um das Sterben (Urnen, Särge, Kondolenzkarten etc.) oder das Erscheinungsbild der meisten Bestattungsunternehmen (Abbildung 1) dürften insbesondere jüngeren Menschen kaum vermitteln, dass dieses Thema auch sie betreffen kann.

Dabei kann die Vergegenwärtigung der Endlichkeit des eigenen Lebens deren Akzeptanz erhöhen. Sie kann die Angst vor dem Sterben oder vor der Trauer im Zusammenhang mit dem Sterben anderer verringern und helfen, das Leben bewusster und achtsamer zu leben (Samuel 2023; Spitzenstätter/Schnell 2022). Auch wenn seit dem Ende der 1960er Jahre eine Reihe von Bewegungen entstanden ist, die den Umgang mit Sterben, Tod und totem Körper in die öffentliche Diskussion eingeführt hat (z. B. Diskussionen um das „gute Sterben“, Patient*innenverfügungen, Sterbehilfe, die Hospizbewegung, Organspenden und die Diversifizierung der Bestattungsarten), herrscht in den (post-)modernen westlichen Gesellschaften weiterhin eine Tabuisierung dieses Themas vor (Ariès 2005 [1980]; Knoblauch/Kahl 2017). Für eine gesellschaftliche Transformation im Bereich Tod, Sterben und Hinterlassenschaft sind tiefgreifendere



Abb. 1 Beispiel eines Bestattungsunternehmens in Deutschland (Foto: Tanja Godlewsky)

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

Auseinandersetzungen mit dem Thema erforderlich, etwa in Bezug auf die Frage, ob aktuelle Gesetze und Konventionen im Zusammenhang mit Sterben, Tod und der Erinnerung an Verstorbene noch zeitgemäß sind. Auch aus der Perspektive einer nachhaltigen Entwicklung sind einige Aspekte zu hinterfragen (vgl. Lobe 2023), beispielsweise gängige Bestattungsformen wie die emissionsintensive Einäscherung, rechtliche Grauzonen im Umgang mit den Mengen von Daten Verstorbener (die, in Clouds gespeichert, viel Energie verbrauchen) oder die Entsorgung der Güter Verstorbener ohne eine Nachnutzung oder Rückführung in Materialkreisläufe. Da der gesetzliche Rahmen eng formuliert ist (z. B. durch Bestattungsgesetze der Bundesländer oder das Erbrecht), gibt es für Privatpersonen kaum Anlass, eigene Vorstellungen und Ideen zum Tod in der Zukunft zu entwickeln, die sich von den bisherigen Möglichkeiten absetzen. Dabei ist der Tod eines der wenigen Themen, die ausnahmslos alle Menschen angehen.

2. Der Todomat: ein Artefakt der Zukunft

Aufgrund der beschriebenen Beobachtungen wollten wir mit Kolleg*innen im Rahmen eines transformativen Forschungsprojekts Reflexionen und Diskussionen über Wünsche, Ängste, Herausforderungen und Möglichkeiten der Zukunft des Sterbens, des Abschiednehmens und des Umgangs mit Hinterlassenschaften anregen. Dazu haben wir den *Todomat* entwickelt, den unserer Kenntnis nach ersten interaktiven Hinterlassenschafts-Konfigurator auf der Welt. Sein Name setzt sich aus den Begriffen Tod, To-do und Automat zusammen. Er steht als Selfservice-Angebot seit Herbst 2023 im Museum für Sepulkralkultur in Kassel zur Nutzung bereit (Abbildung 2). Sein digitaler Zwilling ist im Internet nutzbar (Abbildung 3).

Design

Der physische Todomat ist ein umfunktionierter Parkscheinautomat von Anfang der 2000er Jahre. Er ist mit seiner wuchtigen Erscheinung ein typisches Beispiel für zweckgebundene Automaten im öffentlichen Raum. Er ist schwer und stabil gebaut, um gegen Einbrüche, Vandalismus und Witterung geschützt zu sein. Alle verbauten Komponenten erfüllen in erster Linie praxistaugliche Ansprüche. Die Oberfläche ist aus Stahl und einer wetterfesten Lackierung in „RAL 5023 Fernblau“ – einer Farbe, die auch gerne in Industrie und Verwaltung Verwendung findet. Wir haben



Abb. 2 Der Todomat im Museum für Sepulkralkultur, Kassel (Foto: Maximilian Beck)

dieses Objekt als „Transportmittel“ für die Idee eines Hinterlassenschafts-Konfigurators bewusst gewählt: Ein Alltagsgegenstand, den fast jeder aus dem öffentlichen Raum kennt und dessen Funktionsweise allseits bekannt ist, wird mit einem Thema gekoppelt, das nach Möglichkeit gemieden wird. Etwas Vertrautes und Alltägliches wird also mit etwas Verdrängtem verknüpft und dient so als Türöffner und überraschende Einladung zur Auseinandersetzung mit Sterben und Hinterlassenschaft. Die Außenhülle haben wir weitestgehend erhalten und nur mit einem neuen Leuchtschriftzug ergänzt, um die Ästhetik eines klassischen Automaten zu erhalten. Das Innenleben wurde komplett durch neue Komponenten ersetzt, die langlebig und erweiterbar sind. Bei der

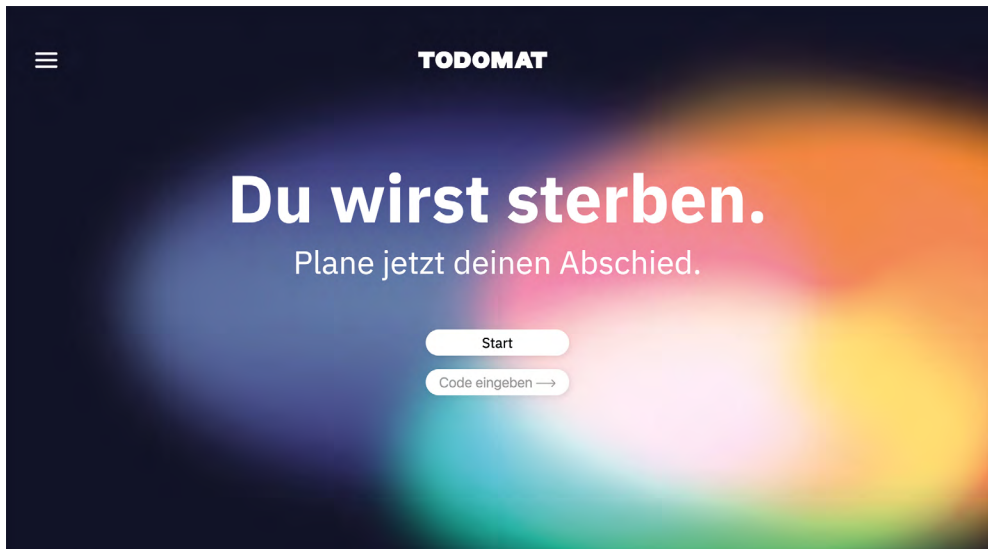


Abb. 3 Startbildschirm des Todomaten und seines digitalen Zwillings (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)

Ausgestaltung und Programmierung wurden wir von Studierenden in Integrated Design der Köln International School of Design (KISD) unterstützt, mit denen wir auch das User Interface und das User Experience Design gemeinsam entwickelt und umgesetzt haben. Dieses ist zusammengefasst einfach, intuitiv und kontrastreich. Visuell sticht einzig der sehr bunte Farbverlauf auf dem Startbildschirm ins Auge, der einen deutlichen und sehr lebendigen Kontrast zum gedeckten RAL 5023 bildet und schon von Weitem gut sichtbar ist. Der Verlauf ist eine Anspielung auf den radialen Farbverlauf, mit dem oft der Übergang ins Licht als Jenseitsvorstellung visualisiert wird – dort allerdings meist mit dezenten liturgischen Violetttönen. Wir haben mit sehr knalligen Farben gearbeitet und den Verlauf bewusst nicht ins Zentrum gesetzt, um uns davon abzuheben.

Konzept

Konzeptuell ist der Todomat ein Artefakt der Zukunft, also ein möglicher Alltagsgegenstand der Zukunft, der im Hier und Jetzt hilft, sich eine solche Zukunft vorzustellen (Peter/Riemer/Hovorka 2020). Eine Meta-Information (Objektschild im Museum bzw. Hintergrundinformationen der Website) skizziert diese zeitlich unbestimmte Zukunft einer Gesellschaft, in der die Menschen ihren Abschied selbstbestimmter und

nachhaltiger als heute gestalten, da die Reflexion über den Tod und dessen Präsenz im Alltag selbstverständlich ist. In dieser imaginierten Zukunft gibt es an vielen physischen und digitalen Orten solche Konfiguratoren, mit denen alle Menschen ihre Wünsche und Entscheidungen rund um den eigenen Tod hinterlegen und jederzeit aktualisieren können. Der Todomat ist ein Vorbote dieser Zukunft in der Gegenwart. Er ist eine bewusst provokante Zuspitzung technischer und gesellschaftlicher Trends, die bei Nutzer*innen emotionale Reaktionen (ob Zustimmung, Irritation oder Ablehnung) hervorrufen sollen, um Reflexion und Diskussion anzuregen.

Inhalte

Der Todomat stellt nach einer kurzen Einführung bis zu 20 Entscheidungsfragen in den sechs Kategorien Körper, Verabschiedung, Daten, Dinge, Gedenken und Geheimnisse (Abbildung 4), größtenteils im Multiple-Choice-Format.

TODOMAT Vorbereitet Sterben.

Womit möchtest Du starten?^x

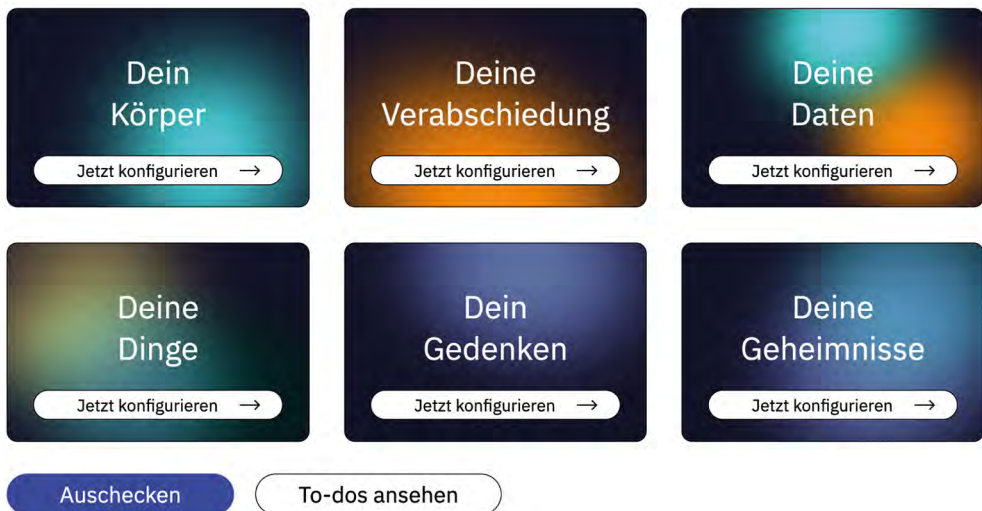


Abb. 4 Nutzer*innenoberfläche für die Auswahl der Fragen-Kategorien des Todomaten (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

Manche Fragen werden abhängig vom Antwortverhalten nur manchen Nutzer*innen angezeigt. Abbildung 5 zeigt ein Beispiel für eine allgemeine Frage und eine bedingte Zusatzfrage in der Kategorie Körper. Zu manchen Inhalten sind ergänzende Informationen abrufbar. Diese definieren Begriffe, erläutern Wahlmöglichkeiten oder beinhalten Reflexionen (z. B. über Grundwasserkontamination durch Erdbestattung, über Rechte von Unternehmen an persönlichen Daten oder über das derzeitige Erbrecht und die Kritik daran). Auf der Website todomat.org können Vorlagen für Aufkleber heruntergeladen werden, die auf persönlichen Gegenständen oder an Haus- und Wohnungstüren angebracht werden können (Abbildung 6).

Insgesamt haben wir möglichst neutrale Begriffe verwendet, um die Nutzenden von ihren gesellschaftlich geprägten Assoziationen zu befreien (z. B. in Abbildung 5 links, wo nach „transformiert“ anstatt

Abb. 5 Frage zur gewünschten Transformationsart nach dem Sterben (links) mit bedingter Zusatzfrage (rechts) (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)



Abb. 6 Aufkleber im Downloadbereich der Website todomat.org zum Anbringen auf Türen und Gegenständen (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)

nach „bestattet“ gefragt wird). Der Todomat unterscheidet sich von üblichen Bestattungs- und Hinterlassenschafts-Abfragen, wie sie etwa Bestattungsunternehmen anbieten, nicht nur in der Form, sondern auch inhaltlich in zwei wesentlichen Punkten: Zum einen bietet er nicht nur derzeit in Deutschland legale und praktizierte Wahlmöglichkeiten an, sondern auch fiktive, die mit einer (beliebigen) zukünftigen Jahreszahl versehen sind. Der Hinweis „verfügbar ab 2040“ (Abbildung 7) zeigt den Nutzer*innen, dass es sich um eine Zukunftsvision handelt und verweist auf die Methode Artefakt der Zukunft: Der Todomat „weiß“, dass und wann diese fiktive Möglichkeit in der Zukunft real werden wird. Auf diese Weise soll er seinen Nutzer*innen erleichtern, sich in die entsprechende Vision hineinzusetzen und sie so zum Nachdenken anregen.

Die „remember me map“ wird beispielsweise so erläutert: „Im Jahr 2032 wird ein digitales Produkt auf den Markt gebracht, um mobil lebenden Menschen einen ortsunabhängigen Platz des Gedenkens zu ermöglichen. Hier können die Orte, die im Leben einer Person eine besondere Rolle gespielt haben, angelegt und in Anwendungen (Apps) verlinkt werden“ (Godlewsky/Jossin/Voigt 2023). Die kommunale Erinnerungstafel erweitert herkömmliche Todesanzeigen in Tageszeitungen mit Botschaften Verstorbener an die Nachwelt und ist als digitale Tafel im öffentlichen Raum zugleich ein hybrider Gedenkort, etwa an Jahrestagen.

Zum anderen ist der Todomat interaktiv und potenziell transformativ wirksam, indem er auf Basis der gewählten Antworten eine individuelle To-do-Liste für die Nutzer*innen erstellt. So lautet beispielsweise das To-do, das sich aus der Bejahung einer Aufbahrung ergibt: „Mache

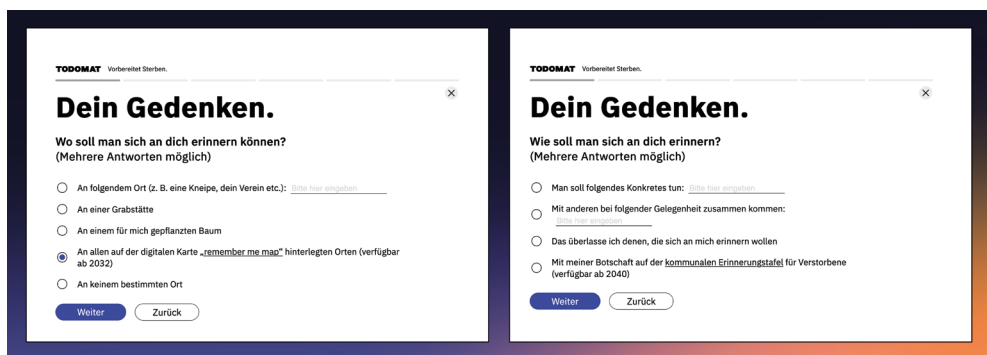


Abb. 7 Beispiele für Fragen mit fiktiven Optionen mit räumlichem Bezug in der Kategorie Gedenken, die Vorstellungen digitaler (links) und hybrider (rechts) Gedenkorte in der Stadt skizzieren (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

ein Foto von dir in dem Outfit, in dem du aufgebahrt werden möchtest. Hinterlege außerdem einen Hinweis, ob im offenen oder geschlossenen Sarg“ (Godlewsky/Jossin/Voigt 2023). Die Nutzer*innen des Todomaten im Museum erhalten einen selbstklebenden Ausdruck, der alle empfohlenen To-dos aus einer auszuwählenden Kategorie auflistet – mit dem Hinweis, diese am besten noch heute anzugehen. Abbildung 8 veranschaulicht diesen Ausdruck anhand des To-dos, das sich aus der Antwortwahl „kommunale Erinnerungstafel“ (Abbildung 7, rechts)

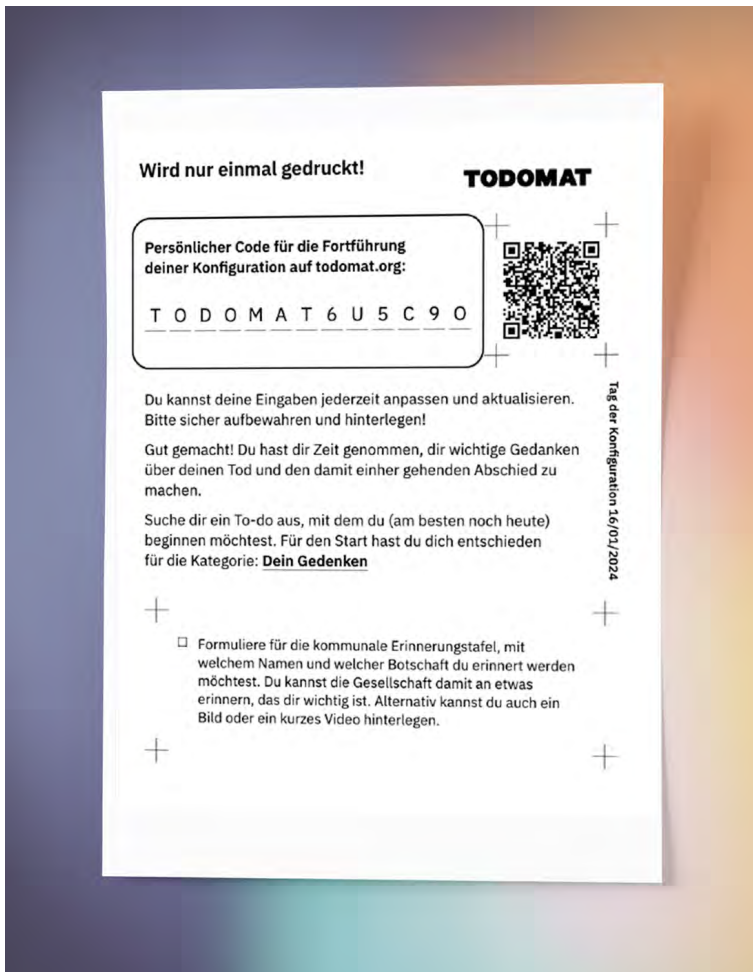


Abb. 8 Etikett des physischen Todomaten als Take-away für Nutzer*innen. Es beinhaltet einen persönlichen Code zur späteren Fortführung der Konfiguration sowie die auf Basis der vorherigen Auswahl empfohlenen To-dos (abgebildet ist hier beispielhaft nur ein To-do) (Quelle: Godlewsky/Jossin/Voigt 2023)

ergibt. Das To-do-Etikett erinnert die Nutzer*innen auch nachhaltig daran, ihre eigene Hinterlassenschafts-Konfiguration fortzuführen und zu aktualisieren.

3. Die Entwicklung des Todomaten als xtopische Intervention

Der Todomat entstand im Rahmen des transdisziplinären, von der Robert Bosch Stiftung geförderten Projekts „Urbane Xtopien – Freiräume der Zukunft“. Eine Xtopie ist ein Interventionskonzept, in dem ein Zukunftsthema mit utopischen und dystopischen Facetten aufbereitet und mit einer interaktiven Methode dargestellt wird (Jossin et al. 2023). Es soll Menschen erleichtern, über Zukünfte im Übermorgen nachzudenken. Wir haben den guten, selbstbestimmten Tod in der Zukunft als eines von mehreren Schwerpunktthemen ausgewählt, inspiriert von der Vision von „Good death centers“ des britischen Philosophen Nigel Warburton (2018). Nach einem iterativen Designprozess mit diversen Recherchen, Ideenentwicklungen und Verwerfungen (u. a. ein mit Urnen gefüllter Todeszug, der als mobiler Friedhof in regelmäßigem Turnus bestimmte Orte anfährt; das Verwesen im öffentlichen Raum; eine dystopische Agentur für Nachlässe) entstand das jetzige Konzept, das einem Pretest unterzogen wurde. Mit der Methode des lauten Denkens („Think-Aloud-Protokoll“; Ericsson/Simon 1980) bearbeiteten

Diese Aspekte möchten die Befragten für ihre Verabschiedung hinterlegen



Was möchtest du für deine Verabschiedung hinterlegen?

Abb. 9 Echtzeit-Auswertung der Antworten auf die Frage „Welche Aspekte zu deiner Verabschiedung würdest du gerne hinterlegen?“ von 546 Nutzer*innen des physischen Todomaten im Museum für Sepulkralkultur in Kassel vom 2.9.2024 (Quelle: Todomat 2024)

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

unsere Tester*innen den gesamten Fragenkatalog, verbalisierten ihre Assoziationen und teilten schließlich ihren Eindruck, die bei ihnen ausgelösten Gefühle und Stimmungen mit uns. Wir bezogen Menschen verschiedener Altersgruppen, Bildungsgrade und kultureller Biografien in diese Tests mit ein. Die Ergebnisse bewirkten manche Änderungen im Detail, bestärkten uns aber im Gesamtkonzept. Der digitale Zwilling des Todomaten ging als eines von acht Tools ins Abschlussprodukt des Forschungsprojekts ein – die „Toolbox für Xtopien“ (Jossin et al. 2023). In einem Kurzprofil zum digitalen Todomaten wird dessen mögliche Einbindung in verschiedene Gruppenprozesse beschrieben. Er könnte beispielsweise als Eingangstool in Kommunikationsformaten zu unterschiedlichen Aspekten der Nekropolis genutzt werden. Seit Frühjahr 2024 zeigt ein Monitor im Kasseler Museum für Sepulkralkultur zudem mehrere Auswertungen von Nutzer*innendaten in Echtzeit (Abbildung 9).

4. Potenziale des Todomaten und Reflexion

Der Todomat eignet sich für alle Menschen, die bereit dazu sind, spielerisch über den eigenen Tod nachzudenken – ob Erwachsene, ältere Kinder oder Jugendliche. Er kann allein oder mit einer anderen Person gespielt werden. In Praxistests hat die gemeinsame Nutzung des Todomaten gute Gespräche zwischen nahestehenden, aber auch fremden Personen initiiert. Der Todomat kann Menschen dabei helfen, ihren Blick auf das Wesentliche im eigenen Leben zu lenken. Indem er mit manchen Fragen auf persönliche Errungenschaften und positive Eigenschaften zielt, kann er das Selbstwertgefühl fördern und Dankbarkeit erzeugen. Außerdem hoffen wir, dass der Blick auf das eigene zukünftige Sterben das Interesse an Zukunftsfragen im Allgemeinen stärkt. In gesellschaftlicher Hinsicht sehen wir zwei weitere Potenziale: Jenen, die sich vertieft mit der Thematik befassen wollen, bietet der Todomat Denkanstöße zu unterschiedlichen Nachhaltigkeitsthemen an – zum Teil explizit in den optional aufrufbaren Hintergrundinformationen. Während die meisten von diesen Informationen sowohl die Stadtbevölkerung als auch Menschen in ländlichen Regionen betreffen, haben manche im urbanen Kontext eine höhere Relevanz. So ist die Option einer vertikalen Bestattung aufgrund des geringeren Flächenbedarfs eher eine Lösung für dichte Städte mit hohen Grundstückspreisen und starken Nutzungskonkurrenzen. Städtebauliche Faktoren, soziale Segregationen und höhere Armutsquoten können die Einsamkeit von Menschen in

Städten erhöhen (Heyn/Heckenroth/Schmandt 2021), was auch die Wahrscheinlichkeit für anonymes Sterben erhöhen dürfte. Auch bestimmte Rituale, die mit dem Sterben eines Angehörigen verbunden sind, wie das Tragen schwarzer Kleidung, werden in Städten weniger praktiziert oder sind dort weniger auffällig als in ländlichen Kontexten. Der Todomat schlägt Optionen vor, die dem anonymen Sterben und der Nicht-Sichtbarkeit des Todes im öffentlichen Raum entgegenwirken sollen: Seine Nutzer*innen haben die Möglichkeit, als Gedenkort einen Lieblingsort wie eine Kneipe oder Vereinsräumlichkeiten anzugeben. Sie können sich auch wünschen, dass ihnen ein Baum gewidmet wird. Die Vision einer kommunalen digitalen Erinnerungstafel entwirft eine Alternative zu klassischen Traueranzeigen, die in großen Städten für die meisten Menschen bedeutungslos sind: Ein Display, das es ermöglicht, selbst gewählte Botschaften, Bilder oder Videos als individuelle Nachricht an die (auch unbekannte) Nachwelt zu hinterlassen.

Zusammenfassend bringt der Todomat als „Artefakt der Zukunft“ eine zukünftige Sicht auf eine bleibende Schlüsselfrage menschlichen Lebens in die Gegenwart. Damit ist er ein Türöffner, sich Zukünften anders zu nähern als durch konkrete Planung, Vorhersage oder Hoffen und Fürchten: Er entwirft nicht primär Zukünfte, sondern lädt dazu ein, dies selbst zu tun. Auch unabhängig vom Themenfeld des Todes in der Zukunft kann er so zu einer Demokratisierung von Zukunftsgestaltung beitragen – mit seiner gezielten Verbindung analytischer, spielerischer, diskursiver und interaktiver Aspekte. Er ist eine Xtopie, die Ambiguität, Ambivalenzen, Unsicherheit, divergierende Bewertungen sowie die Offenheit der Zukunft aufgreift, ohne zur Passivität zu zwingen. Damit kann er als Prototyp für einen anderen, aktiveren Umgang mit Zukünften dienen. Auf welche anderen Transformationsthemen diese Strategie übertragbar ist, bleibt zu untersuchen. Ermutigend wirkt dabei, dass selbst das Thema Tod einen so lebendigen Zugang zur Zukunft ermöglichen kann.

5. Nachwort

Liebe*r Leser*in, wir hoffen, dass wir dir mit diesem Beitrag Lust gemacht haben, dich mit deinem eigenen Tod in der Zukunft weiter auseinanderzusetzen: Möchtest du deine Geheimnisse „mitnehmen“? Wer hat Zugang zu deinen Passwörtern? Ist dir die Playlist für dein Abschiedsritual ähnlich wichtig wie vielen Besucher*innen des Museums für Sepulkralkultur? Auf todomat.org kannst du deine eigenen Antworten

Der Todomat: ein Hinterlassenschafts-Konfigurator aus der Zukunft

finden. Wenn du deine Präferenzen mit anderen Menschen diskutieren möchtest, könntest du beispielsweise darauf achten, welche Fragen dich am meisten berühren und warum; welche Inhalte du kritisch siehst oder was du wichtig findest oder vermisst hast; welche weiteren Visionen du dir im Zusammenhang mit dem Tod und dem Sterben in der Zukunft vorstellen könntest und was die Wünsche und Visionen von Minderheiten oder von Menschen aus weniger privilegierten Ländern und Regionen sein könnten.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Jasmin Jossin erforscht als Zukünfte-Psychologin aktuell die Rolle von Visionen und inneren Transformationsprozessen in der nachhaltigen Stadtentwicklung.
jossin@posteo.de

Tanja Godlewsky ist Designerin und setzt sich in ihrer wissenschaftlichen und praktischen Arbeit mit aktuellen Debatten und gendersensibler Gestaltung auseinander.
tg@tanjagodlewsky.de

Richard Beecroft ist Nachhaltigkeitswissenschaftler. Er forscht zum Wechselspiel von transformativer Forschung und Bildung, insbesondere in Reallaboren.
richard.beecroft@kit.edu

Annette Voigt forscht im Bereich Freiraumplanung und Stadtökologie zu gesellschaftlichen Mensch-Natur-Verhältnissen, aktuell insbesondere zu Tieren in der Stadt.
voigt@asl.uni-kassel.de

Literatur

Ariès, Philippe (2005 [1980]): Die Geschichte des Todes. München: dtv.

Ericsson, K. Anders / Simon, Herbert K. (1980): Verbal reports as data. In: Psychological Review 87/3: 215-251.

Godlewsky, Tanja / Jossin, Jasmin / Voigt, Annette (2023): Todomat. Du wirst sterben. Plane jetzt deinen Abschied. <https://www.todomat.org/> (letzter Zugriff am 27.8.2024).

Heyn, Timo / Heckenroth, Meike / Schmandt, Marco (2021): Einsamkeit in der Sozialen Stadt – Kann Digitalisierung eine Brücke schlagen? Kurzexpertise der Bundestransferstelle Sozialer Zusammenhalt. Bonn: Bundesinstitut für Bau-, Stadt-, und Raumplanung. <https://www.staedtebaufoerderung.info/SharedDocs/kurzmeldungen/DE/SozialerZusammenhalt/publikation-einsamkeit-in-der-sozialen-stadt.html> (letzter Zugriff am 27.8.2024).

Jossin, Jasmin / Voigt, Annette / Godlewsky, Tanja / Beecroft, Richard / Arnold, Margarete / Bernstein, Franziska / Messerschmidt, Sven / Rothfuss, David / Multhaup, Sophia / Olschhausen, Insa / Aweh, Marie / Lafratta, Myara / Amrehn, Ulrike (2023): Toolbox für Xtopien. Neue Werkzeuge für Zukunftsgestalter:innen. Kassel: kassel university press.

Knoblauch, Hubert / Kahl, Anne (2017): Tod. In: Robert Gugutzer / Heinz-Hermann Krüger / Winfried Marotzki / Rudolf Stichweh (Hg.), Handbuch Körpersoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 621-634.

- Lobe, Johannes Paul (2023): Was bleibt... was geht? Nachhaltigkeit über den Tod hinaus. In: Leonie Stark (Hg.), Was bleibt? Was kommt? Nachhaltigkeiten kulturwissenschaftlich erforschen. Würzburg: Julius-Maximilians-Universität, 118-143.
- Peter, Steffen / Riemer, Kai / Hovorka, Dirk (2020): Artefacts from the Future: Engaging audiences in possible futures with emerging technologies for better outcomes. In: Proceedings of the 28th European Conference on Information Systems (ECIS), An Online AIS Conference, June 15-17, 2020. https://aisel.aisnet.org/ecis2020_rp/72 (letzter Zugriff am 27.08.2024).
- Samuel, Julia (2023): Trauer ist eine chaotische Angelegenheit. In: Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss (Hg.), un_endlich. Leben mit dem Tod. Leipzig: E. A. Seemann Henschel, 154-158.
- Spitzenstätter, Dana / Schnell, Tatjana (2022): Effects of mortality awareness on attitudes toward dying and death and meaning in life. A randomized controlled trial. In: *Death Studies* 46/5, 1219-1233.
- Todomat (2024): Todomat [interne Website] (letzter Zugriff am 2.9.2024).
- Warburton, Nigel (2018). Should we be able to choose our own death? In: BBC, 6.4.2018. <https://www.bbc.co.uk/ideas/videos/should-we-be-able-to-choose-our-own-death/p063hsy5> (letzter Zugriff am 14.5.2024).

Können wir feministisch sterben?

Diskussion über die feministisch-geographische
Perspektive auf Palliativ-Care

Dilan Karatas

1. Einleitung

Körper, die arbeiten, atmen, altern oder Nähe suchen, sind in verschiedenen Zeitpunkten ihres Lebens unterschiedlich stark auf Fürsorge und Pflege angewiesen (Machin 2022: 13; Tronto 2015: 7). Fürsorge, Pflege und Gesundheitsdienstleistungen, verhandelt unter dem Begriff *Care*, sind kein temporäres Bedürfnis und lassen sich dementsprechend nicht nur in eine bestimmte Phase des Lebens einordnen, sondern formen sich fortlaufend stetig neu (ebd.). Dabei bildet der finale Abschnitt zwischen Leben und Tod eine Phase, in der Bedürfnisse, die in diesem Zeitraum entstehen, gesellschaftlich unbeachtet bleiben (Konnertz 2020: 170). Der *Care*-Begriff intendiert nicht nur professionelle Sorge- und Pflegepraktiken, sondern auch solche, die auf Mitmenschlichkeit und Verantwortung beruhen (Conradi 2001: 13). Um eine Kultur der Pflege und Sorge zu etablieren, die sich in dieser Phase mit individuellen Bedürfnissen unter differenzierteren sozialen, ökologischen und räumlichen Aspekten auseinandersetzen kann, benötigt es eine gesellschaftliche Verantwortungsübernahme (Tronto 2015: 7). Durch eine feministisch-geographische Auslegung wird im Sinne der feministischen Standpunkttheorie eine Position bezogen, die eine Verbesserung der Situation von Sterbenden, Sorge-Tragenden und Pflegekräften beabsichtigt (Harding 2004: 4 ff.). Die Privatisierung des Gesundheitssektors in Wechselwirkung mit dem Fachkräftemangel, fehlendem bezahlbarem Wohnraum und geschlechtsspezifischer Altersarmut summieren sich zu Mehrfachbelastungen für Menschen, die in peripheren Regionen leben und sterben (Lutz 2018: 578; Brandl et al. 2019: 1; BMFSFJ 2021). Dies zeigt deutlich, dass der Tod zwar alle trifft, aber durchaus nicht gleich (Loke 2023: 16). Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verfügbarkeit von Fachkräften und Dienstleistungen, die in

dieser Phase benötigt werden. Jedoch erscheinen periphere und strukturschwache Räume unattraktiv für den Zuzug junger Fachkräfte, im Care-Sektor zu einem großen Teil Frauen. Dies erschwert nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben in Räumen, die durch demographischen Wandel eine Zunahme pflegebedürftiger Menschen bei gleichzeitigem Rückgang von erwerbstätigen Anwohner:innen aufweisen (Fischer 2020: 335 ff.). Das Forschungsfeld des BMBF-Projekts *inCAREgio – Innovative Arrangements für die Vorsorge im Care- und Pflegebereich in strukturschwachen Regionen* in Ost-Brandenburg umfasst kleinere Gemeinden, Landstädte und Großstädte, die sich als strukturschwach und peripher beschreiben lassen und teilweise in den ländlichen Räumen der Region liegen (Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2024). Aus diesem Grund wird mit den Begriffen *peripher* und *strukturschwach* sowie in manchen Fällen mit *ländlich* gearbeitet.

Divergente Lebenserwartungen, Gender-Pay-Gap, Gender-Care-Gap und geschlechtliche Ungleichheiten, die auf die Lebensphasen wirken, müssen auch räumlich abgefangen werden. Eine feministische Kritik fordert dabei einen Zusammenschluss von Care und Politik und kritisiert den Einfluss des freien Marktes (Tronto 2015: 1 f.). Martin Heideggers Ansatz, das Leben sei charakterisiert durch die Verdrängung des Todes (Heidegger 1977: 240, zit. in Konnertz 2020: 167), ist an dieser Stelle entgegengesetzt, dass eine feministische Lebensweise das Gegenteil fordert. Feministische Kämpfe und Utopien zielen darauf ab, dass der Tod auch in den Fokus des Lebens gestellt wird. Dies ist ein Gegenentwurf zu einer männlich geprägten Philosophie (ebd.) und zu den technisch-naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen, die den Diskurs der Gesundheit und Pflege lange dominierten. Die Diskussion und Ermittlung von Bedürfnissen entstehen direkt in den jeweiligen Situationen, in denen Menschen Fürsorge suchen (ebd.: 8 ff.). Gegenwärtig wie auch historisch ist die Aushandlung beeinflusst von Machtbeziehungen und differenziert den Zugang zu diesen Ressourcen, basierend auf Staatsangehörigkeit, Geschlecht und Klasse (ebd.). Nach wie vor fechten feministische Kämpfe das Ideal eines vermeintlich sorgenden Staates an, der Care an die klassische Kleinfamilie, naturalisierende Geschlechterrollen und die Bereitschaft von Frauen, sich für die Reproduktion anderer zu opfern, bindet (Sevenhuijsen 1998: 6). Wie andere Bereiche der Pflegearbeit ist auch die Palliativ-Care vom Fachkräftemangel betroffen (Kauffmann/Müller/Becker 2021), die zu belastenden Arbeitsbedingungen führen (Diehl et al.

2021). Das Feld der beruflichen Pflege und Sorgearbeit ist problembehaftet, unterbezahlt und wird zudem überwiegend von migrantischen[1] Arbeiter:innen getragen, vor allem was Pflegekräfte betrifft, die in dem Zuhause der Sorge-Suchenden arbeiten (Lutz 2018: 578).

2. Verräumlichung von Palliativ-Care

Die 1990 von der Weltgesundheitsorganisation aufgestellte Definition von *Palliativ-Care* wurde 2002 überarbeitet und als ein Ansatz zur Steigerung der Lebensqualität von Patient:innen, die lebensbedrohlichen Krankheiten ausgesetzt sind, und ihren Angehörigen charakterisiert (WHO 2016, zit. in Hermann 2018: 59). Dazu gehört die Betreuung von den Angehörigen, Schmerzlinderung, Prävention durch frühzeitige Diagnose und die Behandlung von psychischen und psychosozialen Symptomen (Heller/Pleschberger 2010: 16 sowie Steffen-Bürgi 2006: 34, zit. in ebd.). Sie wird angeboten und durchgeführt auf Palliativstationen, in Krankenhäusern, in ambulanten und stationären Hospizen, seitens Palliativpflegeteams und Palliativmediziner:innen (Dlubis-Mertens o. J.). Die Berufslandschaft der Pflege, geprägt von 83 Prozent weiblichen Pflegekräften (Statista 2023b) und mit einem bundesdeutschen Anteil von 84 Prozent getätigten Pflegeleistungen im privaten Zuhause (Statistisches Bundesamt 2024), erlaubt trotz mangelnder Daten die Annahme, dass es im Bereich der Palliativ-Care ähnlich verteilt ist. Voneinander abweichende beziehungsweise geschlechtsspezifische Zugänge zum Sterben und zur Versorgung in der letzten Lebensphase sind durch fehlende Hospizplätze und fehlende Ressourcen in der Palliativversorgung (Kauffmann/Müller/Becker 2021) im ländlichen Raum in einem anderen Maße gefärbt als im urbanen Raum.

Die geographische und stadtplanerische Auseinandersetzung mit der Gesundheitsversorgung gilt in ihren Ausprägungen bezüglich geschlechtsspezifischer Ungleichheit als nicht ausreichend erforscht (Parker 2011: 441 f.). Durch die unterschiedliche Gestaltung des eigenen Lebens ist die Lebenserwartung zwar einerseits individuell geprägt, jedoch auch von äußeren Faktoren beeinflusst (Coleman 1990: 146 f., zit. in Onnen/Stein-Redent 2017: 74). Mit einer Akzentuierung auf dem geschlechtsspezifischen Zugang zu Care- und Gesundheitsdienstleistungen und unter dem Aspekt von ungleicher Aufteilung dieser Arbeit im strukturschwachen Raum werden im folgenden Beitrag einige Überlegungen und Beobachtungen aufgeworfen, die weiterer Erforschung bedürfen. Es handelt sich um

Vorarbeiten eines Promotionsvorhabens zur Versorgungslage des Care- und Pflegebereichs in Ost-Brandenburg mit Schwerpunkt auf Palliativ-Care. Zur Beantwortung der Frage nach den Möglichkeiten eines feministischen Versterbens werden im Folgenden verschiedene Kontexte beleuchtet: der des *Raums* (s. Kap. 2.1.), jener der *Palliativ-Care* (s. Kap. 2.2.) und der des *Sterbens* (s. Kap. 2.3.).

2.1. Kontext Raum

Das Gefälle zwischen zentralen und peripheren Räumen erschwert die schon vorhandene allgemeine Lücke der raumplanerischen Auseinandersetzung bezüglich Care-Arbeit (Bernd/Sinning 2012: 211). Die Gesundheits- und Pflegeinfrastruktur im ländlichen Raum war schon vor der Ausbreitung des Covid-19-Virus lückenhaft, problem- und krisenbehaftet (Christmann 2020: 5). Geringe wirtschaftliche Erträge, schlechte berufliche Perspektiven und eine abnehmende Infrastruktur verstärken eine Abwanderung der Bewohner:innen in die städtischen Ballungsgebiete (Hennebry 2018 sowie Chatzichristos/Nagopoulos 2020 und Willett/Lang 2018, zit. in Christmann 2020: 5). Dies beeinflusst auch die Qualität, Zugänglichkeit und Erreichbarkeit von pflegerischen und gesundheitlichen Angeboten sowie Dienstleistungen (Faller/Bendler 2020). Ausgeglichen werden diese Lücken in der Versorgung durch alternative Lösungen, die nicht nur innerhalb der Professionen der Arbeiter:innen des Gesundheits- und Pflegesektors getätigt werden, sondern sich auch in privaten Beziehungen innerhalb sorgender Gemeinschaften[2] organisieren (Klie 2014: 10). Werden beispielsweise Krankenhäuser als Infrastruktur der Gesundheits- und Pflegeversorgung beleuchtet, wird deutlich, dass sowohl zentrale als auch periphere Räume mit Problemen konfrontiert sind (Bernd/Sinning 2012: 211). Bundesweite Prozesse wie die Kommodifizierung des Gesundheitssektors führen zu ungleichen Ausgangslagen in den verschiedenen Räumen: Politische Entscheidungen, die Standorte von Krankenhäusern aufgrund ihrer Rentabilität abwägen, führen zu einer Situation, in der Krankenhäuser an peripheren Standorten mehrheitlich zugunsten von Einrichtungen an zentralen Standorten geschlossen werden (Faller/Bendler 2020: 275).

Die beschriebene Strategie der sogenannten Marktberichtigungen im gesundheitlichen und pflegerischen Dienstleistungsbereich verursacht auch bei der Notfallversorgung kritische Engpässe (Brinkrolf et al. 2022: 1007; Lübking 2020: 10). Dezentral gelegene Krankenhäuser haben

Können wir feministisch sterben?

weniger Betten zur Verfügung und gelten in der Gesundheitsökonomie bei unter 300 Betten als nicht in der Lage dazu, eine Notaufnahme zu betreiben, da es als nicht wirtschaftlich eingestuft wird (Preusker 2017, zit. in Fischer 2020: 336). Die zu versorgende Fläche in ländlichen Räumen gilt im Verhältnis zu der Anzahl der zu versorgenden Personen als größere Herausforderung im Vergleich zu (urbanen) Ballungsräumen, da es längere Anfahrtswege gibt und die Versorgungsbedürfnisse durch einen hohen Altersdurchschnitt und eine Multimorbidität größer sind (Fischer 2020: 336; Brinkrolf et al. 2022: 1007). Vor allem Patient:innen der Palliativ-Care in diesen Regionen, die in der eigenen Wohnung bleiben möchten, haben nicht alle Anspruch auf eine 24-Stunden-Rufbereitschaft, weswegen sie auf den Notruf oder den Kassenärztlichen Bereitschaftsdienst ausweichen müssen (Mühlensiepen et al. 2019: 324). Hinzu kommt die Problematik, dass die Palliativ-Care stark über die Hausärzt:innen organisiert wird, die durch eigene Überbelastung erstens keinen Hausbesuchen (mehr) nachgehen können und zweitens unzureichende Kapazitäten für eine umfassende psychosoziale Betreuung im Sterbeprozess bieten (ebd.: 325 ff.). Der Fachkräftemangel und die Kommodifizierung des Gesundheitssystems erschweren die schon vorhandenen Herausforderungen im strukturschwachen Raum, was sich nicht nur infrastrukturell auswirkt, sondern auch soziale und geschlechtsspezifische Folgen für Sterbende und ihre Angehörigen hat.

2.2. Kontext Palliativ-Care

Ein weiteres Gefälle in der Versorgung während des Sterbeprozesses ergibt sich aus der geschlechtsspezifisch ungleich aufgeteilten Sorge- und Pflegearbeit, die sich durch verschiedene Lebensphasen zieht und professionelle wie familiäre Pflegende betrifft (Haller 2018: 74): Einerseits fühlen sich Frauen oft durch die gesellschaftliche Zuschreibung von Sorge- und Pflegearbeit in persönlichen Beziehungen für diese Art der Arbeit und Versorgung verantwortlich, andererseits werden sie mithilfe von emotionalen und familiären Faktoren dafür verantwortlich gemacht (Tronto 1993, zit. in Sevenhuijsen 1998: 185; Haller 2018: 80). Gleichzeitig sind es auch sie, die zur Mehrzahl beruflich im Pflege- und Gesundheitssektor Sorge und Verantwortung für die Menschen tragen, die auf Pflege, Behandlung und Fürsorge angewiesen sind (ebd.: 69 ff.). Trotz fortschreitender Bildungsgleichheit gehen Frauen auch in Jobs mit höheren Qualifizierungen Berufen nach, die im Bereich von Care,

Pflege und Gesundheit angesiedelt sind (ebd.: 74; Conradi 2001: 17 f.). Zum Beispiel betrug der Anteil an weiblichen Studierenden im Fach Humanmedizin im Zeitraum 2021/2022 circa 67 Prozent (Statista 2023a). Die klassischen Pflegeberufe werden schon jäher überwiegend von Frauen ausgeübt, im Jahr 2021 lag der Anteil der Pflegerinnen bei etwa 83 Prozent (Statista 2023b). Viele der Personen, die in Gesundheits- und Pflegeberufen mit niedrigerer Qualifikation tätig sind, weisen zusätzlich Migrationsbiografien auf (Lutz 2018: 587). Dies verschränkt sich gleich mehrfach mit der Situation in strukturschwachen Regionen: Einerseits sind diese besonders vom Fachkräftemangel betroffen, während andererseits junge Frauen – mit oder ohne Migrationsbiografien – ihren Lebensstil mit einem Wohnsitz im urbanen Raum besser vereinbaren können und Regionen[3], in denen rechte Parteien populär sind, ablehnen (Geppert/Gornig 2010: 3; Rees et al. 2021).

Generell gibt es wenige Ärzt:innen und Pfleger:innen, die sich dazu entschließen, auf dem Land zu arbeiten, was die Versorgungsengpässe weiter verstärkt (Faller/Bendler 2020: 276 ff.). Eine Spezialisierung, die im besonderen Maß wichtig für die Versorgung im peripheren Raum ist, ist die der Allgemeinmedizin[4], doch gerade dessen Nachwuchsförderung erweist sich als schwierig[5] (Lübking 2020: 9). Durch die vergleichbar lange Ausbildungs- und Qualifizierungszeit von Ärzt:innen lassen sich personale Probleme auch nicht zeitnah beheben (ebd.). Im ländlichen Raum gibt es ebenfalls Schwierigkeiten, wenn es um die Rekrutierung anderer medizinischer Fachrichtungen geht: So klagten im Jahr 2018 41,7 Prozent der Krankenhäuser in diesen Regionen über vakante Stellen in der Gynäkologie und Geburtshilfe, während nur 23 bis 27 Prozent der Krankenhäuser in zentralen Regionen dies als Problem benannten (Faller/Bendler 2020: 276; Osterloh 2023). Eine Quote für Medizinstudierende, die sich dazu verpflichten, nach ihrer Ausbildung zehn Jahre lang ihren Beruf im ländlichen Raum auszuüben, soll hier Abhilfe schaffen (Kugler/Pieper 2024: 5). Daneben ist eine weitere Fachrichtung, die den Kürzungen überdurchschnittlich oft und früh zum Opfer fällt, die Pädiatrie (Tischler et al. 2023: S205 ff.). Das Schließen von medizinischen Fachrichtungen, die Kindern oder reproduktiven[6] und frauengesundheitlichen Angelegenheiten gelten, kann sich negativ auf die Erwägung eines Zuzugs von jungen Frauen oder jungen Familien auswirken – natürlich insbesondere, wenn diese selbst potenziell in diesen Bereichen arbeiten könnten. Durch die geschlechtliche Konnotation von Berufen

im Care-, Gesundheits- und Pflegebereich herrscht nicht nur eine ungleiche Verteilung von Verantwortungen, sondern dies führt außerdem zu einem größeren Abstand im Gender-Health-Gap: Ungleiche Verdienst- und Vernetzungsbedingungen, unterschiedliche Arbeitskraft und prekäre Arbeitsbedingungen begünstigen eine verminderte Resilienz – neben einer jahrelangen Praxis, in der die medizinische Forschung frauenspezifische Themen vernachlässigt hat (Becker 2020: 108 ff.).

2.3. Kontext Sterben

Anhand der jeweiligen Sterbeorte lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede beobachten (Onnen/Stein-Redent 2017: 81 f.): Während der größte Teil der deutschen Bevölkerung zu Hause sterben möchte, konnte dies im Jahr 2017 nur 21,3 Prozent der Sterbenden ermöglicht werden (Dasch/Zahn 2021). Personen, die Teil einer Familie sind, machen einen großen Anteil dieser Gruppe aus (Onnen/Stein-Redent 2017: 81 f.). Dieses Anliegen wird so hauptsächlich Männern erfüllt, deren weibliche Angehörige durch ihre höhere Lebenserwartung die Pflege während der Sterbephase in der eigenen Wohnung übernehmen können (ebd.). Frauen versterben zu einem späteren Zeitpunkt zu einem größeren Anteil in institutionellen Räumen wie Krankenhäusern, Pflege- und Altersheimen (Fiedel et al. 1997, zit. in ebd.), was zeigt, dass das Vorhandensein von weiblichen Angehörigen prägend ist für die Art und Weise, in der Menschen versterben. Dies bestätigt sich auch darin, dass die am stärksten von einsamen und unbemerkten Toden betroffenen Gruppen alleinstehende ältere Männer und verwitwete Frauen sind (Loke 2023: 37 ff.). Damit sind die Bedingungen des Sterbens einerseits geschlechtlich konnotiert, andererseits werden sie durch die Anwesenheit von Partner:innen und weiblichen Angehörigen gestaltet. Soziale Isolation, psychische Erkrankungen und Suchterkrankungen verstärken die Möglichkeit des Eintretens eines einsamen und unentdeckten Todes (ebd.). Eine Art der Kompensation besteht darin, dass Frauen Freund:innenschaften bis ins hohe Alter pflegen und durch diese das Fehlen von familiären Verhältnissen ersetzen (Onnen/Stein-Redent 2017: 83 f.). Freundschaftliche Beziehungen spielen auch für Personen, die sich nicht im binären Geschlechtersystem verorten oder nicht traditionellen Beziehungsformen nachgehen, eine prägende Rolle (Marschner 2023: 33). Menschen, die ein Leben außerhalb heterosexueller Kleinfamilien führen, bevorzugen ebenfalls die pflegerische Unterstützung zu Hause, unter anderem weil sie sich entweder als

eigenständige Gruppe mit ihren Wünschen nicht gesehen fühlen oder aufgrund negativer Erfahrungen im Gesundheitssystem diese Räume meiden und stattdessen mittels ihrer sozialen Netzwerke Bedingungen für ein würdevolles Altern und Sterben gestalten (Heiber/Bird/Lottmann 2023: 28).

Über die private Ebene hinaus sind in Deutschland 2023 circa 15.000 ambulante und um die 270 stationäre Hospizdienste aktiv gewesen sowie um die 120.000 ehrenamtlichen Bürger:innen (DHPV e. V. 2024). Hierbei wird unterschieden zwischen der allgemeinen ambulanten Palliativversorgung (AAPV) und der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (SAPV) (Nauck/Jansky 2018: 558 f.): Die AAPV bedient palliativmedizinische Bedürfnisse wie den Ausgleich von psychosozialen und psychischen Belastungen sowie von störenden Symptomen, während die SAPV nicht nur pflegerische Dienstleistungen übernimmt, sondern auch interdisziplinäre Teams bereitstellt, die die betroffenen Personen und ihre Angehörigen unterstützen (ebd.). In der AAPV erfolgen zudem die Indikationsstellungen, die entscheiden, ob ein Patient den Bedarf für eine SAPV erfüllt (ebd.). Auch ist der Anspruch auf SAPV von dem sozialen Unterstützungsnetz der Patient:innen abhängig (Schneider et al. 2014, zit. in Nauck/Jansky 2018: 561 f.). Vor allem sind Personen, die in strukturschwachen Regionen wohnhaft sind und in der Häuslichkeit bleiben möchten, stark auf allgemeinmedizinische Strukturen angewiesen (Mühlensiepen et al. 2019: 324). Diesen fehlt aber durch die eigene Überbelastung in den Praxen die entsprechenden Ressourcen, und psychosozial zu unterstützen oder Hausbesuche zu tätigen (ebd.: 425 ff.). Auch wenn sich Frauen im Alter stärker um ihre sozialen Kontakte kümmern, sind die potenziellen Sterbeorte und die Sterbebedingungen vor allem durch die Unterstützung familiärer Strukturen beziehungsweise durch die Anwesenheit weiblicher Angehöriger gestaltet.

3. Diskussion und Fazit

Die Mehrfachbelastungen der Versorgungsinfrastrukturen in Räumen, die peripher, ländlich oder strukturschwach sind, erfordern neue Lösungsansätze und größere Ressourcen (Fischer 2020: 336), um eine verbesserte Versorgung und Verfügbarkeit im Fall von akuten Erkrankungen sowie den Transport von Kranken und Verletzten zu gewährleisten (Brinkrolf et al. 2022: 1007). Fürsorge, Sicherung der Lebensverhältnisse und Unterstützung in verschiedenen Lebensphasen sind Ziele des

Können wir feministisch sterben?

deutschen Sozialstaates, der sich im extremen Spannungsfeld zwischen Sozialdemokratie und neoliberaler Wende befindet (Harvey 2007: 25). Durch diesen Rückzug des Staates und die Schwächung der Daseinsvorsorge werden lückenhafte Verhältnisse produziert und reproduziert, die den Bewohner:innen keine ausreichende Care-, Pflege- und Gesundheitsinfrastruktur bieten. Entscheidend sind häufig die persönlichen Netzwerke, auf die Menschen bei Pflegebedürftigkeit zurückgreifen können (Bäcker/Naegele/Bispinck 2020: 1087). Mit großer Häufigkeit findet die Unterstützung durch weibliche Angehörige innerhalb der Familie statt (Fraser 2016). Die defizitäre Versorgung des kapitalistischen Staates, dessen Einsparungen den strukturschwachen Raum vernachlässigen, bedeutet für Frauen, dass sie diese Lücken im besonderen Maße durch Care-Arbeit ausgleichen müssen. Das heißt, dass Frauen zwar heute zu einem großen Teil einer Lohnarbeit nachgehen, aber sich noch nicht von einer ungleichen Aufteilung von Reproduktions- und Sorgearbeit emanzipieren konnten (Haller 2018: 74). Dies führt entweder in der mittleren und späteren Lebensphasen vor der Sterbephase zu einer Mehrfachbelastung und zu Überforderungen, oder es fällt die Entscheidung, in Teilzeit zu arbeiten oder für die eigene Familie einige Jahre lang keiner Lohnarbeit nachzugehen, was sich negativ auf die Rente auswirkt (ebd.). Frauen sind Sorge-Tragende für die Palliativ-Care und gleichzeitig Opfer der Lücken, die diese aufzeigt. Eine feministische Perspektive auf diese Problemlage erlaubt eine Staatskritik bezüglich fehlender sozialpolitischer Leistungen. In Bezug auf Leben und Tod lässt sich feststellen, dass hier vor allem der Zwischenraum des Sterbens vernachlässigt wird: Sterben ist ein Prozess in der letzten Lebensphase, in dem Menschen bestenfalls begleitet werden sollen. Diese Bedürfnisse werden jedoch nicht durch den Satt-sauber-sicher-Diskurs der klassischen Pflege erfüllt. Feministisch sterben bedeutet nicht nur, hinter den häuslichen oder institutionellen Mauern geschützt und gepflegt zu werden, sondern zudem, den Sorge-Suchenden und Sorge-Gebenden ein unabhängiges Leben zu bieten.

Um dies auf eine räumlich-infrastrukturelle Ebene zu übertragen, benötigt es neben der Schaffung bedürfnisorientierter Angebote auch neue Räume, die nicht nur Aufgaben der Versorgung, sondern auch der Kommunikation und Kollektivität ermöglichen: Durch einen Wegfall von Orten der Begegnung oder Kommunikation fühlen sich viele Bewohner:innen im peripheren beziehungsweise strukturschwachen Raum einsam[7] (Christmann 2020: 7 f.). Gerade für Frauen, die

nach dem Versterben ihres Partners oder durch Kinderlosigkeit, höhere Scheidungsraten und größer werdende Distanzen zwischen den Wohnorten von Familienangehörigen einsam oder isoliert sind (Huxhold/Engstler 2019: 73), können von diesen Räumen profitieren. Gleichzeitig lassen sich Trends beobachten, nach denen Freund:innenschaften ehemals familiäre Unterstützungsstrukturen ersetzen (ebd.: 74). Um allein-stehenden Frauen die Möglichkeit von freundschaftlichen Beziehungen und Kollektivität zu geben, benötigt es Reformen und Strukturen, die eine Alternative zur häuslichen Isolation im Alter bieten. Bessere Arbeitsbedingungen für familiäre und professionelle Pflege ist ebenfalls empfehlenswert, nicht nur als Strategie gegen den Fachkräftemangel, sondern auch zur Unterstützung freundschaftlicher und familiärer Sorge-Beziehungen (Hans-Böckler-Stiftung 2024). Um die ungleichen Bedingungen zum Lebensende angemessen diskutieren zu können, benötigt es nicht nur soziale und bauliche Antworten, sondern auch ein Versorgungssystem, das relational und prozesshaft ausgerichtet ist und materielle wie immaterielle Räume zwischen Leben und Tod schafft.

Die geschlechtlichen Unterschiede im Sterbeverlauf und eine geschlechtersensible Einbeziehung der Wünsche sterbender Menschen und ihrer Angehörigen bilden immer noch eine Lücke in den verschiedenen Disziplinen, die sich mit dem Tod auseinandersetzen (Kalitzkus 2005, zit. in Konnertz 2020: 169). Um feministisch versterben zu können, müssen verschiedene geschlechtsspezifische und individuelle Bedürfnisse diskutiert werden, zumal der Zugang zu unterstützenden Care-Leistungen neben dem Geschlecht stark geprägt ist durch persönliche Netzwerke (Bäcker/Naegele/Bispinck 2020: 644 ff.). Diese Unterstützungsstrukturen sind durch ungleiche Lebenserwartungen in Paarbeziehungen oder durch das Fehlen von weiblichen Angehörigen inegal. Denn ein würdevolles Leben, Altern und Sterben ist auch abhängig von einer Sozialpolitik, die auf diverse Lebensrealitäten, geschlechtliche Ungleichheiten und Lücken in der Gesundheits- und Pflegeinfrastruktur reagiert, statt diesen Sektor weiter zu kürzen und zu privatisieren. Nicht nur, weil die sozialen und räumlichen Ordnungen, in denen Menschen sich befinden, die Umstände ihres eigenen Versterbens färben, sondern auch, weil die Verantwortung und Sorge um das Versterben durch die Zuschreibung und Reproduktion von Care als weibliches Attribut ungleich ausgeprägt ist (Fraser 2016). Das heißt, dass nicht allein die Austragung von Stellvertreter:innenkämpfen eines für Frauen verlorenen Geschlechterkampfes in romantischen

Können wir feministisch sterben?

Beziehungen, Familien und Freund:innenschaften ausreicht (Benjamin 2020 [1991]). Ohne sozialpolitische Entscheidungen, die die Daseinsvorsorge in der privaten und öffentlichen Sphäre stärken, gibt es keine Räume, in denen nicht nur feministisch gelebt, sondern auch feministisch gestorben werden kann. Feministisch hieße in diesem Fall, trotz geschlechtlicher Differenzen Sterbephase und -räume aushandeln zu können, in denen autonom und den eigenen Bedürfnissen entsprechend verstorben werden kann. Um feministisch sterben zu können, müssen frühere feministische Utopien wieder an Kraft gewinnen, Arbeitsbedingungen verbessert werden, die nötigen Räume verfügbar gemacht werden und eine Kollektivität gebildet werden, die gesellschaftlich und universalistisch statt familiär verortet ist.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Dies hat in den letzten 20 bis 30 Jahren dazu beigetragen, dass das größte Berufsfeld für Migrant:innen in der Pflege liegt, was transnational organisiert wird (Lutz 2018: 578).
- [2] Die Begriffe der sorgenden Gemeinschaft, Verantwortungsgesellschaft oder *caring community* umfassen Gesellschaftsformen und -gruppen verschiedener Hierarchien und Größen, die sich die gegenseitige (Für-)Sorge zur Aufgabe gemacht haben (Klie 2014: 10).
- [3] Im Untersuchungsraum Ost-Brandenburg lassen sich verstärkte rechte Narrative und Diskurse sowie Wahlerfolge von rechten Parteien beobachten (Domann 2024).
- [4] Diese sind Ansprechpartner:innen in verschiedenen Belangen sowie zuständig für akute Probleme und begleiten viele Patient:innen über längere Zeiträume, wenn nicht sogar ein ganzes Leben (Lübking 2020: 9).
- [5] Im Jahr 2018 waren über circa 40 Prozent der ausübenden Allgemeinmediziner:innen über 60 Jahre alt, woraus sich ungefähr 7500 vakante Stellen bis 2050 ergeben (Faller/Bendler 2020: 279 f.; Kugler/Pieper 2024: 6).
- [6] So ist der Zugang zu Abtreibungen in peripheren Räumen mit Hürden verbunden (Petra-Kelly-Stiftung 2023).
- [7] Während sich soziale Isolation von außen feststellen lässt, gilt Einsamkeit als ein subjektives Gefühl, da manche Menschen sich beispielsweise trotz weniger sozialer Beziehungen nicht einsam fühlen, während andere trotz eines großen Kreises an Freund:innen und Angehörigen Einsamkeit verspüren können (Huxhold/Engstler 2019: 73). Auch unterscheidet sich alters- und geschlechtsspezifisch das Einsamkeitsrisiko vom Isolationsrisiko, sodass beide getrennt betrachtet werden müssen (ebd.: 79).

Autor_innen

Dilan Karatas ist Geographin und Urban Designerin mit Schwerpunkt auf feministische Geographie und Labour Geography. Aktuell forscht sie zur geschlechtlichen Perspektive von Care in strukturschwachen Regionen mit Schwerpunkt auf Palliativ-Versorgung.
dilan.karatas@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2024): Bevölkerungsstand in den Gemeinden Brandenburgs. <https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/a-i-4-a-v-2-j> (letzter Zugriff am 15.8.2024).
- Bäcker, Gerhard / Naegele, Gerhard / Bispinck, Reinhard (2020): Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland. Ein Handbuch. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Becker, Karina (2020): Gender Health Gap als Folge ungleicher Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 12/3, 107-123.
- Benjamin, Jessica (2020 [1991]): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Bernd, Patricia / Sinning, Heidi (2012): „Health-Governance“ in der Stadtentwicklung – Partizipation und Kooperation als Instrumente zur Gesundheitsförderung in der Stadt. In: Christa Böhme / Christa Kliemke / Bettina Reimann / Waldemar Süß (Hg.), Handbuch Stadtplanung und Gesundheit. Bern: Hans Huber, 211-220.
- BMFSFJ (2021): Studie „Hohes Alter in Deutschland“. Fast ein Viertel der über 80-Jährigen in Deutschland leidet unter Altersarmut. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/fast-ein-viertel-der-ueber-80-jaehrigen-in-deutschland-leidet-unter-altersarmut-190066> (letzter Zugriff am 15.8.2024).
- Brandl, Uwe / Dimberger, Franz / Miosga, Manfred / Simon, Matthias (Hg.) (2019): Wohnen im ländlichen Raum. Wohnen für alle. Bedarfsgerechte und (flächen)nachhaltige Planungs- und Umsetzungsstrategien für den Wohnbedarf der Zukunft. Ein Handlungsleitfaden für das Rathaus. Heidelberg: rehm.
- Brinkrolf, Peter / Kuntosch, Julia / Metelmann, Bibiana / Metelmann, Camilla / Hahnenkamp, Klaus / Süß, Rebekka / Hasebrook, Joachim Paul / Fleßa, Steffen (2022): Ist das Telenotarzt-System eine sinnvolle Ergänzung im ländlichen Raum? – Eine Analyse aus medizinischer und ökonomischer Perspektive. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 65/10, 1007-1015.
- Christmann, Gabriela (2020): Wie man soziale Innovationen in strukturschwachen ländlichen Räumen befördern kann. Erkner: Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS).
- Conradi, Elisabeth (2001): Take care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main: Campus.
- Dasch, Burkhard / Zahn, Peter K. (2021): Place of death trends and utilization of outpatient palliative care at the end of life. In: Deutsches Ärzteblatt international 118, 331-338.
- DHPV e. V. (2024): Zahlen zur Hospiz- und Palliativarbeit. https://www.dhvp.de/zahlen_daten_fakten.html (letzter Zugriff am 31.1.2024).
- Diehl, Elisabeth / Rieger, Sandra / Letzel, Stephan / Schablon, Anja / Nienhaus, Albert / Escobar Pinzon, Luis Carlos / Dietz, Pavel (2021): Arbeitsbedingungen von Pflegekräften in der allgemeinen Palliativversorgung in Deutschland: Eine Querschnittbefragung. In: Pflege 34/2, 80-91.
- Dlubis-Mertens, Karin (o. J.): Hospiz- und Palliativversorgung im Überblick: Wer bietet was wo? <https://www.dgpalliativmedizin.de/neuigkeiten/informationen-fuer-patienten-und-angehoerige.html> (letzter Zugriff am 13.8.2024).

Können wir feministisch sterben?

- Domann, Valentin (2024): Rechte Refiguration. Räume der alltäglichen Normalisierung des populistischen Rechtsradikalismus. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 12/1, 11-38.
- Faller, Bernhard / Bendler, Jan (2020): Strukturwandel der Gesundheitsversorgung auf dem Land. In: Christian Krajewski / Claus-Christian Wiegandt (Hg.), Land in Sicht. Ländliche Räume in Deutschland zwischen Prosperität und Peripherisierung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 273-287.
- Fischer, Guntram (2020): Gesundheitszentren als innovative Lösung der absehbaren Versorgungskrise im ländlichen Raum. In: Mario A. Pfannstiel / Kristin Kassel / Christoph Rasche (Hg.), Innovationen und Innovationsmanagement im Gesundheitswesen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 335-344.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of capital and care. In: New Left Review 100.
- Geppert, Kurt / Gornig, Martin (2010): Mehr Jobs, mehr Menschen: die Anziehungskraft der großen Städte wächst. In: DIW Wochenbericht 77/19, 2-10.
- Haller, Lisa Yashodhara (2018): Kapital – Staat – Geschlecht. Eine theoretische Analyse der Vermittlungszusammenhänge. In: Friederike Beier / Lisa Yashodhara Haller / Lea Haneberg (Hg.), Materializing feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität. Münster: Unrast, 69-93.
- Hans-Böckler-Stiftung (2024): Arbeitsbedingungen in der Pflege. <https://www.boeckler.de/de/auf-einen-blick-17945-zahlen-und-studien-zum-pflegenotstand-und-wege-hinaus-17962.htm> (letzter Zugriff am 29.7.2024).
- Harding, Sandra G. (Hg.) (2004): The feminist standpoint theory reader. Intellectual and political controversies. New York: Routledge.
- Harvey, David (2007): Räume der Neoliberalisierung. Zur Theorie der ungleichen Entwicklung. Hamburg: VSA.
- Heiber, Stefanie / Bird, Rona / Lottmann, Ralf (2023): Räume für queeres Alter(n). In: Feministische Geo-RundMail Nr. 94 | August 2023, 27-32.
- Hermann, Ursula (2018): Palliative Care im Fokus von Supervision. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Huxhold, Oliver / Engstler, Heribert (2019): Soziale Isolation und Einsamkeit bei Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte. In: Claudia Vogel / Markus Wettstein / Clemens Tesch-Römer (Hg.), Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 71-89.
- Kauffmann, Jessica / Müller, Evelyn / Becker, Gerhild (2021): Belastungen, Ressourcen und der berufliche Verbleib von Mitarbeitenden in der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (SAPV) in Bayern. In: Zeitschrift für Palliativmedizin 22/01, 47-54.
- Klie, Thomas (2014): Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft. Pattloch eBook.
- Konnertz, Ursula (2020): Tod, Sterben und Geschlecht. In: Héctor Wittwer / Daniel Schäfer / Andreas Frewer (Hg.), Handbuch Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Stuttgart: J.B. Metzler, 165-171.
- Kugler, Charlotte M. / Pieper, Dawid (2024): Studie zu Ärzt*innenmangel in Brandenburg erschienen. <https://brandenburg.rosalux.de/news/id/51892/studie-zu-aerztinnenmangel-in-brandenburg-erschieden> (letzter Zugriff am 27.10.2024).
- Loke, Susanne (2023): Einsames Sterben und unentdeckte Tode in der Stadt. Über ein verborgenes gesellschaftliches Problem. Bielefeld: transcript.
- Lübking, Uwe (2020): Sicherstellung der Gesundheitsversorgung auf dem Lande. In: Gesundheits- und Sozialpolitik 74/2, 8-15.
- Lutz, Helma (2018): Care migration: The connectivity between care chains, care circulation and transnational social inequality. In: Current Sociology 66/4, 577-589.
- Machin, Amanda (2022): Bodies of democracy. Modes of embodied politics. Bielefeld: transcript.

- Marschner, Noah (2023): Eingeschränkte Solidarität. Ein intersektionaler Blick auf Klassenverhältnisse in queeren Alterswohnprojekten. In: Feministische Geo-RundMail Nr. 94 | August 2023, 33-37.
- Mühlensiepen, Felix / Thoma, Samuel / Marschke, Judith / Heinze, Martin / Harms, Dirk / Neugebauer, Edmund A. M. / Peter, Sebastian von (2019): „Wenn die mal nicht mehr kommen würden, dann kriege ich eine Krise“. In: Der Schmerz 33/4, 320-328.
- Nauck, Friedemann / Jansky, Maximiliane (2018): Spezialisierte Ambulante Palliativ-Versorgung. In: DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift 143/08, 558-565.
- Onnen, Corinna / Stein-Redent, Rita (2017): Frauen sterben anders als Männer. Soziologische Überlegungen zu einer demographischen Beobachtung. In: Nina Jakoby / Michaela Thönnies (Hg.), Zur Soziologie des Sterbens. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 71-89.
- Osterloh, Falk (2023): Geburtshilfe: Zu wenig Geld, zu wenig Ärzte. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/229457/Geburtshilfe-Zu-wenig-Geld-zu-wenig-Aerzte> (letzter Zugriff am 27.10.2024).
- Parker, Brenda (2011): Material matters: Gender and the city. In: Geography Compass 5/6, 433-447.
- Petra-Kelly-Stiftung (2023): Schwangerschaftsabbruch in Deutschland – ein Hürdenlauf. <https://www.petrakellystiftung.de/de/2023/12/20/schwangerschaftsabbruch-deutschland-ein-huerdenlauf> (letzter Zugriff am 29.7.2024).
- Rees, Yann / Rees, Jonas / Zick, Andreas (2021): Menschenfeindliche Orte–Regionale Ausprägungen rechtsextremer Einstellungen in Deutschland. In: Andreas Zick / Beate Küpper (Hg.), Die geforderte Mitte. Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2020/21. Bonn: Dietz, 112-122.
- Sevenhuijsen, Selma (1998): Citizenship and the ethics of care. Feminist considerations on justice, morality, and politics. London/New York: Routledge.
- Statista (2023a): Studierende der Medizin nach Geschlecht bis 2021/2022. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/200758/umfrage/entwicklung-der-anzahl-der-medizinstudenten/> (letzter Zugriff am 1.5.2023).
- Statista (2023b): Geschlechterverteilung unter Pflegekräften 2021. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1029877/umfrage/verteilung-von-pflegekraefte-in-deutschland-nach-pflegeart-und-geschlecht/> (letzter Zugriff am 1.5.2023).
- Statistisches Bundesamt (2024): Mehr Pflegebedürftige. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Querschnitt/Demografischer-Wandel/Hintergruende-Auswirkungen/demografie-pflege.html> (letzter Zugriff am 31.1.2024).
- Tischler, Luisa / Beyer, Angelika / Moon, Kilson / Hoffmann, Wolfgang / Berg, Neeltje van den (2023): Auswirkungen der Schließung der pädiatrischen Abteilung eines Kreiskrankenhauses auf die regionale Versorgung – Analyse der Patientenflüsse. In: Das Gesundheitswesen 85/S 03, S205-S211.
- Tronto, Joan C. (2015): Who cares? How to reshape a democratic politics. Ithaca: Cornell Selects.

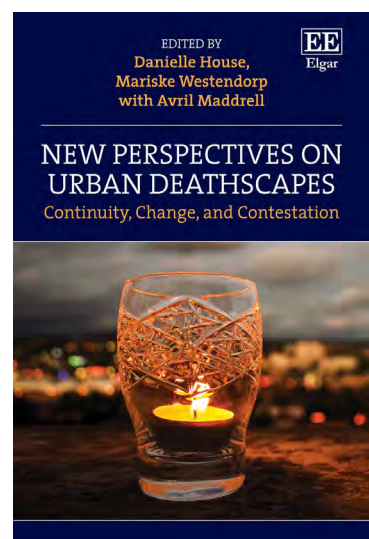
Sterben weltweit

Rezension zu Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (2023): *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar.

Dilan Karatas

New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation von den Herausgeberinnen Danielle House, Mariske Westendorp und Avril Maddrell versammelt eine Vielzahl an Fällen, die den Tod, das Sterben und die Toten in ihrer materiellen und immateriellen Ausprägung in städtischen Räumen untersuchen. Die Neuauflage des 2010 herausgegebenen Sammelbands *Deathscapes: Spaces for death, dying, mourning and remembrance* (Hg. Avril Maddrell/James Sidaway) beginnt mit der Feststellung, dass Räume, die sich mit dem Tod, dem Sterben und den Toten auseinandersetzen, alltäglich seien. Auch wenn unsere Städte nicht nur auf den zweiten, sondern schon auf den ersten Blick an die (Un-)Endlichkeit des Lebens erinnern, gelingt dem Band eine Reise in Räume, die durch ihren alltäglichen oder historischen Umgang mit Tod und Sterben herausstechen. Den im Band angesammelten Aufsätzen gelingt eine Sichtbarmachung von Ritualen, Praktiken und Konflikten, die teilweise im Verborgenen stattfinden. Das liegt nicht nur an der Charakteristik der jeweiligen Räume, mit denen sich Forscher:innen aus Geographie und Anthropologie auseinandergesetzt haben, sondern auch an der Vielzahl der vorgestellten Fälle. Diese sind in soziopolitische, familiäre und technische

Abb. 1 *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. (Quelle: Edward Elgar)



deathscapes unterteilt und decken von Lima über Luxemburg und Japan bis Namibia verschiedene Kontinente und Großstädte unterschiedlicher Skalen ab. Sie beherbergen nicht nur die sogenannten Landschaften des Todes, des Sterbens, des Verfalls und des Erinnerns, sondern prägen in ihrer sich täglich neu herstellenden Urbanität die sogenannten *deathscapes* wechselseitig (Westendorp/House 2023: 2 ff.). Die Bandbreite an geschlechtlichen, ethnischen, religiösen, sozialen und politischen Identitäten, die als gemeinsamer Nenner heutiger Metropolen gelten, zeigt sich auch in dem Verhältnis mit dem Tod (ebd.): Durch zunehmende Diversifizierung der Anwohner:innen von Städten bei gleichzeitig steigenden Nutzungskonflikten und Verdichtungen wird die Auseinandersetzung und der Umgang mit dem Tod ebenfalls vielfältiger (ebd.). So wie sich multiethnische Traditionen durch Globalisierung und Migration in neuen Räumen entfalten, verleihen auch die örtlichen Gegebenheiten neuer Umgebungen jahrhundertalten Traditionen und Ritualen ein neues Gewand (ebd.).

Deathscapes lässt sich nicht einfach mit „Todeslandschaften“ ins Deutsche übersetzen, vielmehr fasst der Begriff eine Variation von Landschaft und Raum zusammen, die dem Tod als finales Ereignis und dem Sterben als Lebensphase Tribut zollt (Kong 1999; Teather 2001; und Appadurai 1996; zit. in Westendorp/House 2023: 5). Innerhalb dieser Räume, die mit dem Tod und den Toten assoziiert werden, finden sich eine Vielzahl an Praktiken, in denen getrauert wird, in denen Sterbende gepflegt werden, in denen erinnert und gemahnt wird oder in denen Menschen, natürlich und unnatürlich, versterben (Kong/Yeoh 2003; zit. in ebd.). Aber auch immaterielle oder digitale Räume, denen Menschen in Zusammenhang mit Trauer, Erinnerung, Tod und Sterben Bedeutung zuschreiben, zählen zu den Landschaften des Todes (Young/Light 2013; zit. in ebd.: 6). Durch diese Zuschreibung des Todes seitens der Lebenden hinsichtlich immaterieller und materieller oder privater und öffentlicher Räume werden jene Orte zu Abschnitten von Landschaften des Sterbens, des Erinnerns und des Todes (Westendorp/House 2023: 6 f.). Aber nicht nur trauernde Familienmitglieder, Freund:innen oder Überlebende erschaffen durch ihre Praktiken diese Orte, sondern auch der freie Markt, Nationalstaaten und Stadtverwaltungen schreiben Gebiete dazu aus, gesellschaftliche, medizinische und verwaltende Aufgaben rund um den Tod herum zu übernehmen (ebd.). So verfolgen auch institutionelle Akteur:innen mithilfe von *deathscapes* in Form von Krankenhäusern,

Friedhöfen oder Altersheimen ihre ordnungspolitischen, stadtplanerischen und kapitalistischen Interessen (Maddrell 2012, 2016; zit. in ebd.: 7). Der vorliegende Band vertritt dabei drei Ansätze: Erstens werden die städtischen Räume des Todes und (Ver-)Sterbens durch mehrere Akteur:innen produziert und konstruiert (Westendorp/House 2023: 7). Zweitens spiegeln sich innerhalb dieser Raumabschnitte Dynamiken sozialer und kultureller Praktiken wider, die diese räumlich und zeitlich prägen (ebd.). Drittens ist jeder einzelne Raum geprägt durch eine eigenständige Mentalität der Lebenden, in dem durch den Einfluss von Normen, Traditionen und Werten ein spezifischer Umgang mit dem Tod, dem Sterben und Krankheit an den Tag gelegt wird (Ariés 1974; Jacobsen 2016, 2021; und Walter 2017, 2019; zit. in ebd.).

Insgesamt beschäftigen sich – neben Einleitung und Nachwort – in neun Kapiteln Forscher:innen mit den urbanen Räumen, die sich transregional und -national in die Landschaften des Todes einbetten lassen. Im ersten Teil des Sammelbands finden sich verschiedene Aufsätze, die sich mit der soziopolitischen Dimension von *deathscapes* auseinandersetzen. See Mieng Tan und Benedict J.W. Yeo berichten über ihre historische Forschung zum Bukit Brown Cemetery in Singapur, der von 1922 bis 1973 in Betrieb war (Tan/Yeo 2023: 42 ff.). Im Kapitel „There’s no place like home: minority-majority dialogue, contestation, and ritual negotiation in cemeteries and crematoria spaces“ zeigt ein Team aus Forscher:innen die Ergebnisse des Forschungsprojekts *Deathscapes & Diversity* (2017–2018) und wie sich Perspektiven, Erinnerungskultur und Beerdigungen bei Menschen konstituieren, die ein von Migration geprägtes Leben geführt haben (McClymont et al. 2023: 61 ff.). Christien Klafus zeigt in ihrem Kapitel „Informal *deathscapes* in metropolitan Lima as cultural knowledge systems“ am Beispiel von Perus informellen Grabstätten regionale, nationale und globale Ungleichheiten der Gesundheitsversorgung auf: Die informellen Grabstätten sind bis zu einer allgemeinen Zählung im Jahr 2007 den Ämtern nur in Teilen bekannt gewesen und unterscheiden sich von den privaten und staatlichen Grabstätten unter anderem durch Nutzung unterschiedlicher urbaner Klassen (Klafus 2023). In Anbetracht dessen, dass die Verteilung von Impfstoffen und anderen relevanten medizinischen Versorgungsangeboten zwischen der Nord- und Südhalbkugel in pandemischen Hochzeiten und bereits zuvor einem starken Gefälle ausgesetzt war (Eglau 2020), wovon Peru als eines der einkommensschwächeren Länder Südamerikas besonders betroffen

ist, weisen die informellen Grabstätten nicht nur auf diese regionalen Disparitäten hin (Klaufus 2023: 35 ff.). Vielmehr stellten sie für verschiedene einkommensschwache Communitys die einzige Möglichkeit dar, Angehörige und Freund:innen zu bestatten, da die finanziellen Hürden für die Gräber auf den offiziellen Friedhöfen zu hoch sind (ebd.: 22). Auch boten sie räumliche Lösungen für pragmatische Expandierungen an, da Lima und andere peruanische Kommunen mit der Unterbringung ihrer Coronatoten nicht adäquat folgen konnten (ebd.). Klaufus Interpretation der informellen Friedhöfe als Assemblage zeigt am Beispiel dieser Toten die Lebensrealitäten von urbanen Gruppen auf, die von Armut betroffen sind, und auch die Gefahren, denen die Menschen selbst nach dem Versterben ausgesetzt sind (ebd.). Zwar gibt es schon vielfältige Forschung, die sich mit dem rasanten urbanen Wachstum südamerikanischer Metropolen auseinandersetzt, jedoch ergänzt Klaufus Forschungsbericht eine neue Dimension in dieser Forschungstradition: Historische und gegenwärtige Gegebenheiten wie Kolonialismus, Pandemien und Kapitalismus formen auch das Nachleben von Personen und Familien, die durch diese Prozesse Umwege gehen müssen, um ihre Bedürfnisse zu erfüllen (ebd.: 36).

Der zweite Teil des Sammelbands fokussiert auf *familial deathscapes* und wird eingeleitet mit Elisabeth Boesens Aufsatz „Negotiating the aesthetics of mourning in Luxembourg: on pre-modern forms in post-modern spaces“ (2023: 83 ff.). Boesen erläutert den Einfluss von Migrant:innen von den Kapverdischen Inseln auf einen einst kulturell und religiös homogenen Friedhof in Luxemburg (ebd.). Im Fokus stehen Konflikte, die sich aus der Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre in Luxemburg und den traditionellen kollektiven Beerdigungspraktiken kapverdischer Migrant:innen ergeben (ebd.: 83). In einem weiteren Aufsatz zeichnet hier Jack Boulton die Entwicklung eines im Kolonialismus nicht fertig erbauten Steges in Swakopmund/Namibia zu einem transnationalen *deathscape* nach: Der heute auch touristisch genutzte Steg befindet sich an der westlichen Küste Namibias und wurde vor sowie nach dem europäischen Kolonialismus mit dem Tod assoziiert (Boulton 2023: 108 ff.). Einst unterstützte der Steg die Infrastruktur der deutschen Kolonialist:innen zur Planung und Durchführung des Genozids an den Herero und Nama zwischen 1904 und 1908 (ebd.). Heute wird dem Steg nachgesagt, er sei Ziel von Suizid-Tourist:innen, wozu jedoch offizielle Zahlen fehlen (ebd.). Tatsächlich verzeichnet Namibia im internationalen Vergleich eine überdurchschnittlich hohe Anzahl an Suiziden[1], wozu Boulton durch

einen zweijährigen Forschungsaufenthalt intime Einblicke in das Leben von Anwohner:innen an einem transnational bekannten Ort des Suizids liefert (ebd.). Der letzte Aufsatz „Adapting to ‚one-size-fits-all‘: constructing appropriate Islamic burial spaces in Northwestern Europe“ akzentuiert ebenfalls Migration und Mobilität, in dem Fall aber den Umgang postmigrantischer Gesellschaft mit diversen Anforderungen an letzte Grabstätten und Beerdigungen in neuen Heimaten (House et al. 2023: 124 ff.). Einerseits gibt es Angebote, die den Wünschen und Bedürfnissen einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft gerecht werden, wie beispielsweise einen Abschnitt für die Gräber muslimischer Luxemburger:innen im Merl-Friedhof (ebd.). Andererseits führt das aber auch zu Praktiken, die von lebenden Familienangehörigen als segregierend wahrgenommen werden, da in manchen Fällen muslimische Bürger:innen ungefragt in dem jeweiligen Abschnitt bestattet werden, obwohl es nicht dem Wunsch des Verstorbenen entsprach (ebd.). Diese Praxis verschleiert die individuellen Identitäten von Migrant:innen innerhalb eines Bestrebens, das ursprünglich die Traditionen von luxemburgischen Bürger:innen mit Migrationsbiographie unterstützen sollte (ebd.).

Zur Etablierung und Beliebtheit von Kolumbarien in japanischen Metropolen (Allison 2023: 145 ff.) über Besichtigungstouren der industriellen Tötung von Schweinen zur Fleischverarbeitung in Nordeuropa (Mc Loughlin 2023: 162 ff.) hin zur ethnographischen Begleitung der Arbeit in einem forensischen Institut in Mexico City: Der dritte Teil des Buches fasst drei weitere Artikel unter dem Aspekt *technologised deathscapes* zusammen und bietet Raum für die Forschung von Anne Allison, Eimear Mc Loughlin und Arely Cruz-Santiago sowie für ein Schlusswort der Mitherausgeberin Avril Maddrell. Der Einfluss des technischen Fortschritts steht in wechselseitiger Wirkung auf die *deathscapes*. Unter anderem können sie gleichzeitig auf Lücken, die sich durch eine Wandlung von Normen und Traditionen ergeben, reagieren (Allison 2023: 145). Wird technologischer Fortschritt unter einer *more-than-human* Perspektive betrachtet, ergeben sich daraus neue Blickwinkel auf das Sterben und den Tod. Die kulturellen und ethischen Fragen, die sich stellen, beleuchtet Mc Loughlin in der Auseinandersetzung mit einer dänischen Fabrik für Fleischverarbeitung (2023: 175 f.). Cruz-Santiago zeigt in ihrer Forschung auf, wie durch das Engagement der Zivilgesellschaft und technologischen Fortschritt auf die forensische Versorgungskrise

des mexikanischen Staates reagiert wird, die sich aus den zahlreichen Mordopfern von Femiziden und Drogenkonflikten ergeben (Cruz-Santiago 2023: 180 ff.). Auf informeller Seite reagieren verbleibende Angehörige von verschwundenen Menschen durch eine Aneignung forensisch-technologischer Methoden (ebd.). Es sind überwiegend Mütter, die sich *skills* aneignen und sich diese gegenseitig beibringen, um beispielsweise durch die Identifikation verstümmelter Leichen zur Aufklärung der Fälle ihrer verschwundenen Kinder beizutragen (Cruz-Santiago 2023: 181 f.). Da viele Morde und Vermisstenanzeigen durch fehlende Ressourcen nie aufgeklärt werden, kommt es damit auch nicht zu Begräbnissen der verstorbenen Personen, während derer sich die Familienmitglieder, Partner:innen und Freund:innen verabschieden könnten (ebd.). Als Ersatz für eine Materie, die essenziell für den Trauerprozess ist (ebd.), lassen sich aus der DNA durch das molekularbiologische Verfahren der Sonifikation Tonspuren entwickeln, die sich als Lieder vertonen lassen und zumindest akustisch Raum zur Erinnerung und zum Gedenken bieten (Cruz-Santiago 2023: 186 ff.).

Das Buch hat mir als Lesende Erkenntnisse ermöglicht, wie zum Beispiel dass nicht nur die deutschsprachige Sozial- und Raumforschung ihre jahrelangen Versäumnisse in der Auseinandersetzung mit dem Tod und dem Sterben und dessen materiellen und immateriellen Spuren in urbanen Landschaften aufholen will, sondern auch die englischsprachige Anthropologie und Geographie. Dies ist dem vorliegenden Sammelband durch eine vielfältige Auswahl an Aufsätzen, die sich mit den räumlichen Perspektiven des Sterbens, des Todes und des Erinnerns und Gedenkens auseinandersetzen gelungen. Städte sind nicht nur Agglomerationsräume, in denen diverse Identitäten aufeinandertreffen, die das gemeinsame Leben aushandeln müssen (Maddrell 2023: 199). Sie sind durch Phänomene wie Migration, Stadtflucht und Globalisierung auch populäre Sterbeorte, die ebenfalls Diskussionen und Aushandlungen über das Sterben voraussetzen (ebd.). Durch die Lektüre wurde ich auch ermutigt, einen *deathscape* in meinem Viertel aufzusuchen: den alevitischen Friedhof in Berlin-Neukölln, der gleichzeitig der zweite alevitische Friedhof in Europa war (Gürler 2016). Ein materieller Raum, der innerhalb des schon seit 1913 bestehenden evangelischen Friedhofs St. Thomas Hinweise auf den immateriellen Glauben einer Gemeinschaft bietet, die seit mehreren Jahrzehnten Teil der deutschen Mehrheitsgesellschaft ist. Der Friedhof an der Berliner U-Bahn-Station Leinestraße zeichnet sich

nicht nur durch das Zusammenspiel der Grabstätten zweier verschiedener Religionsgemeinschaften aus, sondern auch die Ausstellung zur Aufarbeitung der ehemaligen Zwangsarbeit ist empfehlenswert.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Die von der Namibianischen Polizei festgehaltene Rate von 22,1 Suiziden pro 100.000 Einwohner:innen liegt über dem von der WHO ermittelten Wert von 11,5 Suiziden pro 100.000 Einwohner:innen aus dem Jahr 2015 (NamPol 2015; zit. in Boulton 2023: 111).

Autor_innen

Dilan Karatas ist Geographin und Urban Designerin mit Schwerpunkt auf feministische Geographie und Labour Geography. Aktuell forscht sie zur geschlechtlichen Perspektive von Care in strukturschwachen Regionen mit Schwerpunkt auf Palliativ-Versorgung.
dilan.karatas@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Allison, Anne (2023): Mechanical grievability: urban graves for the solo dead in Japan. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 145-161.
- Boesen, Elisabeth (2023): Negotiating the aesthetics of mourning in Luxembourg: on pre-modern forms in post-modern spaces. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 83-107.
- Boulton, Jack (2023): „The crocodile is stronger in the water“: Swakopmund jetty as a place of death in Namibia. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 107-123.
- Cruz-Santiago, Arelly (2023): Mexico City's exceptional deathscapes: the disappeared, (digital) bodies, molecular speculations. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 180-197.
- Eglau, Victoria (2020): Corona in Lateinamerika. Ein Virus, das alle Probleme vergrößert. Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/corona-in-lateinamerika-ein-virus-das-alle-probleme-100.html> (letzter Zugriff am 10.6.2024).
- Gürler, Hülya (2016): Religionen in Berlin. Erster Friedhof für Aleviten. In: taz vom 30.3.2016. <https://taz.de/Religionen-in-Berlin/!5287081/> (letzter Zugriff am 10.6.2024).
- House, Danielle / Westendorp, Mariske / Dornelles, Vevila / Nordh, Helena / Islam, Farjana (2023): Adapting to „one-size-fits-all“: constructing appropriate Islamic burial spaces in Northwestern Europe. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), *New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation*. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 124-143.

- House, Danielle / Westendorp, Mariske / Maddrell, Avril (Hg.) (2023): New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar.
- Klaufus, Christien (2023): Informal deathscapes in metropolitan Lima as cultural knowledge systems. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.) (2023): New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 21-41.
- Maddrell, Avril (2023): Afterword: urban deathscapes – bodies, ritual spaces, urban inequalities, pressures, and opportunities. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 198-203.
- Maddrell, Avril / Sidaway, James D. (2010): Deathscapes. Spaces for death, dying, mourning and remembrance. London/New York: Routledge.
- Mc Loughlin, Eimear (2023): Being existed by another through the sensory: the ungrievable death of industrial pigs in slaughterhouse tours. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 162-179.
- McClymont, Katie / Beebejaun, Yasminah / Maddrell, Avril / Mathijssen, Brenda / McNally, Danny / Dogra, Sufyan (2023): There's no place like home: minority-majority dialogue, contestation, and ritual negotiation in cemeteries and crematoria spaces. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 61-79.
- Tan, See Mieng / Yeo, Benedict J.W. (2023): Between life, death, and modernity at Bukit Brown Cemetery, Singapore. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 42-60.
- Westendorp, Mariske / House, Danielle (2023): Introduction: continuity, change, and contestation in urban deathscapes. In: Danielle House / Mariske Westendorp / Avril Maddrell (Hg.), New perspectives on urban deathscapes. Continuity, change, and contestation. Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, 1-19.

Ein Desiderat der historischen Urbanistik

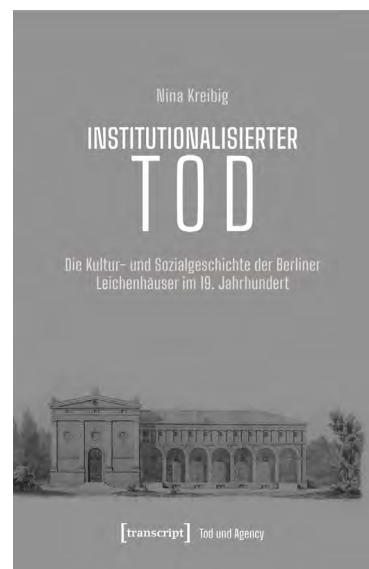
Rezension zu Nina Kreibig (2022): *Institutionalisierter Tod: Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript.

Andreas Jüttemann

Nina Kreibig untersucht in ihrer Dissertation die Entstehung und Entwicklung der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert. Das Thema ist nicht nur medizinhistorisch, sondern auch aus sozialpsychologischer Sicht sehr interessant – vor allem da Leichenhäuser ein bisher vernachlässigter Aspekt der Forschung zur Sepulkralkultur in der Stadt sind. Bisher haben sich Autor*innen mit dem Fokus Berlin noch nicht an dieses Thema herangewagt. Kreibig leistet mit ihren Ausführungen eine erste umfassende stadtgeschichtliche Analyse zur Entstehung und Bedeutung von Leichenhäusern in dieser Stadt.

Im 19. Jahrhundert entstand die Idee, in Berlin Leichenhäuser zu errichten. Dies geschah vor dem Hintergrund, dass die Medizin zur damaligen Zeit noch nicht über die diagnostischen Instrumente verfügte, um eine exakte Feststellung des Todes bei einem Menschen vornehmen zu können. Die Unsicherheit der Ärzt*innen bei der Stellung einer exakten Todesdiagnose war groß. Im Grunde genommen wird unter Medizinethiker*innen noch bis heute diskutiert, wann ein Mensch tatsächlich tot ist, insbesondere bezogen auf den Hirntod (Russegger 1999).

Abb. 1 Institutionalisierte Tod.
 (Quelle: transcript)



Die Berliner Historikerin Kreibig gliedert ihre Studie in drei große Abschnitte, die wiederum in mehrere Kapitel unterteilt sind. Nach einem einleitenden Kapitel beschreibt sie den seit dem 18. Jahrhundert stattgefundenen medizinischen, sozialen und religiösen Wandel der Wahrnehmung von Tod in Mitteleuropa. Die Verfasserin beschreibt dabei den Zeitraum zwischen 1750 und 1850 mit dem Begriff der Schwellenzeit. In der Zeit der Aufklärung – im Rahmen der Säkularisierung – entstanden veränderte Sichtweisen auf Leben und Tod. Dies hatte natürlich auch Auswirkungen auf den Umgang mit dem Tod beziehungsweise mit dem sogenannten Scheintod in der Medizin, aber auch in öffentlichen Debatten (Patak 1967; Rüge 2008; Johannsmeyer 2024: 32 f.).

Im dritten Kapitel beschreibt Kreibig vor allem, wie die damalige Gesellschaft Mittel und Wege suchte, den im 18. und 19. Jahrhundert vor allem im Bürgertum verbreiteten Angst zu begegnen, aufgrund einer medizinischen Fehldiagnose „scheintot“ – also lebendig begraben zu werden. Diese Angst führte zur Entwicklung von Weckapparaten oder einer ständigen Bewachung der (Schein-)Toten. Eine weitere Maßnahme war die Errichtung sogenannter Leichenhäuser, in denen Tote vor ihrer Bestattung aufgebahrt wurden. Diese Einrichtungen gab es als pragmatische Lösung zunächst nur in Großstädten. Insgesamt ist hervorzuheben, dass Kreibigs Studie die Besonderheit und Bedeutung der Leichenhallen hervorhebt, die eine nicht-medizinische Lösung für ein medizinisches Problem waren. Letztlich stellten sie eine Möglichkeit dar, mit den Schwierigkeit einer genauen Todesdiagnose seitens der Medizin umzugehen.

Am Beispiel Berlins und der dort stetig zunehmenden Errichtung von Leichenhallen lässt sich das gut nachvollziehen. Die Autorin analysiert den Wandel der Leichenhallennutzung in Bezug auf die Intentionen der verschiedenen Institutionen beziehungsweise Akteur*innen zwischen 1794 und 1871. Kreibig geht der Frage nach, warum es sukzessive zu immer weiteren Leichenhausbauten kam und welche gesellschaftlichen Gründe dafür ausschlaggebend waren.

Sie greift damit einen Aspekt der Stadt- und Medizingeschichte auf, der bisher vernachlässigt wurde (Groß et al. 2007). So wurden unter kulturellen und psychologischen Aspekten bisher vor allem Suizid, Totenmasken und Totenfotografie wissenschaftlich untersucht. Die Entstehung und Bedeutung von Leichenhallen wurde in der deutschsprachigen Literatur bisher jedoch weder medizinhistorisch und erst recht nicht im

städtebaulich-architektonischen Kontext beleuchtet (Macho 2017; Richter 2008: 61 ff.; Benkel/Meitzler 2016: 117 ff.). Der Architekt Stefan Fayans (1907) stellte eine erste städtebaulich-architektonische Studie vor, in der er verschiedene Typen von Leichenhallen miteinander verglich. Dabei konzentrierte er sich nicht explizit auf Berlin. Die Berliner Leichenhäuser werden interessanterweise in der Literatur bis heute kaum erwähnt (Ausnahmen bilden vorherige kleinere Veröffentlichungen Kreibigs). Die Autorin stellt in ihrer Arbeit erstmals sämtliche 29 Leichenhäuser in den heutigen Berliner Innenstadtbezirken vor. Für ihre Arbeit hat sie umfangreiches Quellenmaterial ausgewertet. Wichtig war ihr, in ihren Ausführungen den psychologischen und sozialen Hintergrund sowie die gesellschaftliche Bedeutung der neuen Institution Leichenhaus hervorzuheben.

Kreibig beschreibt ausführlich, welche veränderte Funktion Leichenhäuser im Laufe des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss hygienischer und sanitärer Überlegungen erhielten: Da die Städte immer größer wurden, fürchteten die Bürger*innen aufgrund des zunehmend verdichteten Stadtraums und der unzureichenden Wohnverhältnisse eine Zunahme von Infektionskrankheiten. Sie wollten sich nicht anstecken, wenn Verstorbene – wie üblich – zunächst zu Hause aufgebahrt wurden. So erhielten die Leichenhäuser nach und nach eine hygienische Bedeutung, indem sie als Aufbahrungsstätte dienten sowie als Räume, in denen Trauerfeiern stattfinden konnten. Kreibig geht auch der Frage nach, inwieweit sich die Nutzung der Leichenhäuser durch soziale Strukturen veränderte und welche Bedeutung die Bauten für die damalige Stadtgesellschaft hatten.

Wissenschaftstheoretisch stützt sich die Autorin auf die Arbeit Philippe Ariès (1980). Dessen These von der Verdrängung des Todes seit dem 19. Jahrhundert bildet die Grundlage ihrer Ausführungen. Bemerkenswert ist die vielfältige Auswertung unterschiedlicher Archivalien, wobei der Schwerpunkt auf Akten des Landesarchivs Berlin und des Geheimen Preußischen Staatsarchivs liegt. Kreibig wertet aber auch zahlreiche zusätzliche Bauakten, Archivbestände von Kirchengemeinden und sogar die Tagespresse aus dem 19. Jahrhundert aus (Greiner 2023).

Die Dissertation bietet eine umfassende Analyse der Entstehungs- und Kulturgeschichte von Berliner Leichenhäusern, wobei hier die stadtpolitischen und gesellschaftlichen Akteur*innen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Aufgrund des großen Umfangs der Darstellung kann es Leser*innen mitunter schwerfallen, den roten Faden im Blick zu

behalten. Die über 500 Seiten starke Arbeit ist bei aller fundierten Recherche und der ausführlichen Einführungen in Thema, Forschungsstand und Methodik teilweise doch mit Details überfrachtet. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die gründliche historische Rekonstruktion dieser in der historischen Urbanistik oft vernachlässigten Infrastruktur einen wertvollen Beitrag zur Sozial-, Medizin- und Kulturgeschichte Berlins im 19. Jahrhundert leistet. Kreibig schließt damit eine Lücke in der Berliner Stadtgeschichte. Und so liegt im Detailreichtum der Arbeit auch durchaus eine besondere Stärke, die sie zu einem Standardwerk der Stadtgeschichte und der Sepulkralkultur machen könnte.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Andreas Jüttemann ist Psychologe und hat Urbanistik studiert. Seit seiner Promotion forscht er vor allem zur Stadt- und Medizingeschichte (an der Medizinischen Hochschule Brandenburg), er leitet zudem das Historische Archiv zum Tourismus an der TU Berlin.
andreas.juettemann@mhb-fontane.de

Literatur

- Ariès, Philippe (1980): *Geschichte des Todes*. München: Hanser.
- Benkel, Thorsten / Meitzler, Matthias (2016): Die Bildlichkeit des Lebensendes. Zur Dialektik der Totenfotografie. In: Thomas Klie / Ilona Nor (Hg.), *Tod und Trauer im Netz. Mediale Kommunikationen in der Bestattungskultur*. Stuttgart: Kohlhammer, 117-136.
- Fayans, Stefan (1907): *Handbuch der Architektur IV. Teil 8, Halbband, Heft 3*. Stuttgart: Kröner.
- Greiner, Florian (2023): Rezension zu: Kreibig, Nina: *Institutionalisierter Tod. Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert*. Bielefeld 2022, ISBN 978-3-8376-6340-2. In: *H-Soz-Kult*, 14.12.2023. www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-131681 (letzter Zugriff am 26.8.2024).
- Groß, Dominik / Esser, Andrea / Knoblauch, Hubert / Tag, Brigitte (Hg.) (2007): *Tod und toter Körper: Der Umgang mit dem Tod und der menschlichen Leiche am Beispiel der klinischen Obduktion*. Kassel: Kassel University Press.
- Johannsmeyer, Betty (2024): *Pepito hat Schnupfen*. Berlin: Frank & Timme.
- Kreibig, Nina (2022): *Institutionalisierter Tod: Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript.
- Macho, Thomas (2017): *Das Leben nehmen: Suizid in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Patak, Martin (1967): *Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Zürich: Juris.
- Richter, Isabel (2008): Totenmasken im 19. Jahrhundert: Rationalisierungen des Gefühls zwischen Trauerkultur, Wissenschaft und Sammelleidenschaft. In: Uffa Jensen / Daniel Morat (Hg.), *Rationalisierungen des Gefühls*. München: Fink, 61-77.
- Rüve, Gerlind (2008): *Scheintod: Zur kulturellen Bedeutung der Schwelle zwischen Leben und Tod um 1800*. Bielefeld: transcript.

Ein Desiderat der historischen Urbanistik

Russegger, Lothar (1999). Der Hirntod als Individualtod. Eine medizinisch-ethische Gratwanderung. In: Jan Joerden (Hg.), *Der Mensch und seine Behandlung in der Medizin: Bloß ein Mittel zum Zweck?* Heidelberg: Springer, 283-288.

Paradigma des Pluralen?

Rezension zu Ignacio Farías / Martina Löw / Thomas Schmidt-Lux / Silke Steets (2023): *Kultursoziologische Stadtforschung. Grundlagen, Analysen, Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Stefan Höhne

Der Start einer neuen Buchreihe kommt in der deutschsprachigen Stadtforschung nicht alle Tage vor. Mit der im Campus-Verlag aufgelegten Reihe *Kultursoziologische Stadtforschung* haben sich die Herausgeber:innen Ignacio Farías, Sybille Frank, Martina Löw, Lars Meier, Thomas Schmidt-Lux und Silke Steets nun dieser Herausforderung angenommen. Ihr selbstformulierter Anspruch ist es, mit der Reihe, „städtische Konflikte und soziale Ungleichheiten, symbolisch-materielle Prozesse der Herstellung und Aneignung urbaner Räume sowie die Formierung von Städten als Kulturfiguren“ zu untersuchen (Campus-Verlag o. J.). Hierfür sollen insbesondere die Sinn-, Praxis- und Affektrelationen daraufhin in den Blick genommen werden, wie sie sowohl das Städtische als auch die Stadt formieren. Dabei betonen die Herausgeber:innen, dass die titelgebende kultursoziologische Perspektive nicht primär disziplinär zu verstehen sei. Vielmehr soll neben der Soziologie auch ein breites Spektrum an Methoden und Konzepten aus Ethnologie, Anthropologie, Kulturwissenschaften und Geographie für die Analyse fruchtbar gemacht werden. Dass es tatsächlich gelungen ist, diesen ambitionierten Anspruch einzulösen, bezeugt die konzeptionelle und methodische Vielfalt der bislang in der Reihe

Abb. 1 Kultursoziologische Stadtforschung (Quelle: campus)



erschienenen empirischen Studien. Sie widmen sich der Aufarbeitung des kolonialen Erbes in Hamburg (Krajewsky 2023), dem Einfluss des Kreuzfahrttourismus auf Dubrovnik (Baumann 2024) sowie der ethnographischen Erforschung städtischer Gesundheitspolitiken in Berlin (Bieler 2024). Im Folgenden soll der Fokus jedoch auf dem ersten Band liegen. Verfasst von vier der Reihen-Herausgeber:innen trägt er den Titel der Reihe und fungiert als Einführung in ihre grundlegenden Perspektiven, Themen und Konzepte. Das Buch gliedert sich in eine Einleitung und sieben Kapitel, die sich jeweils detailliert einem städtischen Phänomen oder einer Analysekategorie widmen – von Wohnungsmärkten über Klasse und *queering*, Postkolonialismus und Säkularitäten bis zu Digitalisierung und urbanen Ökologien. Angesichts dieser eklektischen Mischung von Analysekategorien und Forschungsfeldern könnte man kritisch anmerken, dass der Band für den Anspruch, die Grundlagen des Forschungsfeldes zu formulieren, erstaunlich selektiv vorgeht. So lässt er etwa zahlreiche zentrale Themen und Autor:innen der Stadtforschung außen vor. Beispielsweise bleiben die Theorien, Debatten und Initiativen um das Recht auf Stadt vollständig unerwähnt. Auch sprechen die Herausgeber:innen Dynamiken der Kulturalisierung urbaner Räume kaum an, obwohl dies gerade für eine sich als kultursoziologisch verstehende Stadtforschung naheliegend und ertragreich gewesen wäre. Ebenso mag überraschen, dass weder die Schriften David Harveys aus den vergangenen 35 Jahren noch die durchaus kultursoziologisch lesbaren Arbeiten von Dolores Hayden oder Mike Davis Erwähnung finden. Allerdings zielt der Band nicht darauf ab, als umfassendes Kompendium des interdisziplinären Forschungsfeldes zu fungieren. Dass sich die einzelnen Kapitel stattdessen auf die jeweiligen Forschungsfelder und -projekte des Autor:innenkollektivs konzentrieren, ist nachvollziehbar und führt zu wirklich kenntnisreichen und anregenden Texten.

1. Ein neues Paradigma kultursoziologischer Stadtforschung?

So obliegt es vor allem der Einleitung des Buches, den verbindenden Charakter der heterogenen Themenfelder herauszustellen und die gemeinsame Forschungsperspektive darzulegen. Dabei drängt sich gerade bei einem solchen reihenbegründenden Buch zuallererst die Frage auf, ob hier eigentlich ein neues Forschungsparadigma ausgerufen wird. Wird eine neue oder zumindest eine alternative Programmatik postuliert, die es mit ihrer dezidiert kultursoziologischen Fokussierung

vermag, städtische Phänomene auf neue Weise in den Blick zunehmen? Sollte dies der Fall sein, gilt es zu fragen, gegen welche bestehenden Paradigmen sich ein solches Programm wendet, die es als unzulänglich oder reduktionistisch zurückweist und zu überwinden versucht.

Hier fällt die Antwort eher uneindeutig aus. Zwar gehen die Autor:innen immer wieder auf Distanz zu älteren Ansätzen der Stadtforschung, denen sie – größtenteils zu Recht – einen zu starken Fokus auf (De-) Industrialisierungsprozesse, eine bestenfalls zögerliche Rezeption postkolonialer Ansätze oder eine weitgehende Ignoranz soziotechnischer Materialitäten attestieren. Ihr Ansatz zielt dagegen auf die „systematische Berücksichtigung des Räumlich-Materiellen“ (Farías et al. 2023: 10). Ebenso plädieren sie in Abgrenzung zu ökonomistisch-strukturalistisch fokussierten Ansätzen dafür, städtische Phänomene wie beispielsweise Wohnungsmärkte weniger als wirtschaftliche Verhältnisse denn als kulturelle Praktiken in den Blick zu nehmen.

Allerdings finden sich solche Distanzierungsgesten im Buch eher einzeln. Sie zielen überwiegend auf die Identifikation und Bearbeitung blinder Flecken in der Stadtforschung. Insgesamt ist das Buch keine Streitschrift oder kritische Auseinandersetzung mit bestehenden Paradigmen. Ebenso wenig geht es ihm darum, eine zwar einstmals produktive, aber mittlerweile arg abgestandene Debatte zwischen kritischer und vermeintlich nicht-kritischer Stadtforschung aufzuwärmen (Frank et al. 2013; Kemper/Vogelpohl 2011), auch wenn die Autor:innen gleich eingangs betonen, sie „kennen den Impuls mancher Leser*innen, in einer kultursoziologischen Perspektive sofort die Entpolitisierung und den Kritikverlust der Forschung zu wittern“ (Farías et al. 2023: 8).

Das Buch ist weniger von einem Wunsch nach Abgrenzung getragen als vom Bestreben nach einer Einbeziehung möglichst vielfältigster Perspektiven und Methoden. Dieses emphatisch formulierte „integrative Programm“ (ebd.: 8) bekundet sich unter anderem in der Inklusion einer ganzen Bandbreite von Ansätzen – von mehr-als-menschlichen Ökologien bis hin zu postkolonialen oder queeren Konzepten. Dass diese auch für die Stadtforschung ungemein bereichernd sind, demonstrieren auch die thematischen Kapitel immer wieder überzeugend. Wenn es also eine Programmatik gibt, liegt sie genau in dieser Integration multipler Perspektiven. Diese ist ebenso überzeugend wie das Plädoyer für eine neugierige und partizipative empirische Forschung, die auch unkonventionelle Wege geht.

Die hier vorgeschlagene Forschungsprogrammatik zielt darauf ab, Stadt als Produkt sozio-materieller Praktiken zu verstehen. Dies soll dies durch die Analyse pluraler „Raumanordnungen“ (ebd.: 12) des Städtischen erfolgen, die – so die grundlegende These – sich in sogenannten Kulturfiguren verdichten, in der die Städte Gestalt annehmen. Die Konzepte Multiplizität, Eigenlogik und Dichte sollen dabei die Grundlage für die Analysen dieser städtischen Figurationen bilden.

Was allerdings in den oft gekonnten Explikationen all dieser Konzepte und Begriffe unterbelichtet bleibt, ist ausgerechnet ein konzeptioneller Zugriff auf die Beziehungen zwischen Kultur und Raum beziehungsweise Stadt – obwohl dieser doch gerade bei einer sich als kultursoziologisch verstehenden Stadtforschung naheläge. Zwar betonen die Autor:innen, dass sie einen erweiterten Kulturbegriff zugrunde legen, der ausdrücklich auch Materialitäten, Infrastrukturen oder soziotechnische Assemblagen miteinbezieht. Wenn man aber einen solchen Kulturbegriff als erkenntnisleitend für die Forschung propagiert, drängen sich die Fragen auf, wie sich Kultur und Raum beziehungsweise Stadt denn zueinander verhalten, wie und von wem Kultur in welcher Weise verräumlicht wird und wie Raum auf Kultur zurückwirkt. Diesen Zusammenhang von städtischen Räumen und Kulturen stellen zwar unter anderem die Abschnitte zu Religion plastisch dar, er wird aber nicht weitergehend konzeptionell entwickelt oder analytisch produktiv gemacht. Das ist schade, denn es wäre interessant zu erfahren, wie sich Raum und Kultur theoretisch und methodisch produktiv verbinden lassen können, ohne auf so problematische Modelle wie Kulturkreise oder *cultural boundaries* zurückzugreifen. Dieses Desiderat einer relationalen Theoretisierung von Kultur und Raum lässt sich allerdings nicht nur für hier den vertretenen Ansatz konstatieren. Auch die postkoloniale, feministische oder kritisch-materialistische Stadtforschung ist bei diesen Fragen ebenso schmallippig.

2. Beschreiben statt erklären?

Außerdem hervorzuheben ist der selbst gewählte Anspruch der im Band vorgeschlagenen Forschungsprogrammatik. Dazu gehört das Bestreben, nicht mehr primär nach Ursachen oder Erklärungen für städtische Phänomene suchen zu wollen. Stattdessen gehe es um deren möglichst dichte und komplexe Beschreibung (ebd.: 26). Ausdrücklich betonen die Autor:innen den Wunsch, den gesamtgesellschaftlichen Anspruch der klassischen Stadttheorie zugunsten einer Analyse von Städten als

Raumanordnungen und Kulturfiguren aufzugeben. Dabei verwehren sie sich auch gegen jegliche abstrahierende Verfahren, wie beispielsweise einer Typisierung von Städten.

In diesem Postulat einer Erneuerung der Stadtforschung durch die Aufgabe eines Erklärungsanspruchs zugunsten neuer deskriptiver Methoden lauern jedoch einige Fallstricke. So bleibt unreflektiert, welche erkenntnistheoretischen Folgen es hat, wenn man beispielsweise städtische Wohnungskämpfe nicht mehr in Referenz auf Erklärungsmodelle wie den *rent gap* beforschen möchte, sondern es allein darum geht, sie möglichst gekonnt zu beschreiben. Auch wird die Leser:in den Verdacht nicht los, dass die Autor:innen unter der Hand dann doch immer wieder erklärende Modelle bemühen, wenn sie beispielsweise auf Konzepte wie Kulturfigur, Eigenlogik oder Metabolismus zurückgreifen.

Dies berührt nicht zuletzt die Frage, was mit einem solchen kultursoziologischen Stadtforschungsprogramm eigentlich untersucht werden sollte. Was ist der epistemische Gegenstand des Erkenntnisinteresses und wie verhält er sich zum Gegenstand der empirischen Forschung? Dabei werden die Autor:innen nicht müde zu betonen, dass Städte alltäglich und *ordinary* seien, gleichzeitig aber auch einzigartig, vielfältig und komplex. Wenn Städte folglich als unverwechselbare, dynamische und multiple Assemblagen analysiert werden sollen, fungiert stets der Kollektivsingular der Stadt als Fluchtpunkt der Forschung. Dabei bildet die Stadt natürlich keine homogene Einheit, sondern ein multiples Gebilde, dessen eigenlogische Spezifik herausgearbeitet werden soll. Ausdrücklicher Anspruch ist die Verschiebung der Perspektive „von der Studie sozialer Formen und gesellschaftlicher Transformationen in der Stadt hin zur Studie der Stadt als Kulturfigur und Raumanordnung“ (ebd.: 18).

Das klingt interessant und vielversprechend, allerdings scheint mir das Verhältnis zwischen einer Beforschung städtischer Dynamiken und Konflikte und dem epistemischen Objekt *der* Stadt alles andere als geklärt zu sein. Geht es den Autor:innen darum, durch die Beforschung städtischer Phänomene zur Konturierung der epistemischen Kategorie *der* Stadt als Kollektivsingular zu gelangen? Oder ist es vielmehr umgekehrt so, dass sie in der Beschreibung urbaner Praktiken und Gefüge auf das spezifisch Städtische – zum Beispiel auf das spezifisch Dortmunderische – an ihnen verweisen möchten? Was bedeutet es aber, städtische Konflikte und soziale Ungleichheiten wie Wohnungsnot im Hinblick auf

die spezifische Soziomaterialität, Eigenlogik und den Verdichtungsgrad einer Stadt wie Leipzig zu fokussieren, und zwar ausdrücklich nicht als Labor oder Arena weitreichenderer gesellschaftlicher Dynamiken wie etwa Finanzialisierung oder sozioökonomische Polarisierung?

Dabei wäre zu diskutieren, ob dieser Anspruch der kultursoziologischen Zentrierung auf *die* Stadt als Figuration in den einzelnen Kapiteln wirklich immer eingelöst wird beziehungsweise werden kann. So argumentiert beispielsweise das vierte Kapitel überzeugend für die „Relevanz postkolonialer Forschung *in* deutschen Städten“ (ebd.: 109; Hervorhebung d. A.) – aber eben nicht *der* Stadt. Und auch die sehr klugen Analysen zur Ökologisierung der Städte kommen gänzlich ohne Referenzen auf Modelle der Eigenlogik oder ähnliches aus. Das wirft die Frage auf, welchen erkenntnistheoretischen Ertrag der analytische Fluchtpunkt auf die Stadt als eigenlogische Raumanordnung oder Kulturfigur für eine kultursoziologische Beforschung urbaner Praktiken wirklich leistet. Braucht es wirklich immer die Referenz auf *die* Stadt, um eine dichte Beschreibung oder kritische Analyse des Wohnungsmarkts oder der kolonialen Raumordnungen beispielsweise in Berlin vornehmen zu können? Diese Frage wird besonders virulent angesichts des Anspruchs der Autor:innen, den erklärenden Anspruch dieses Konzepts zugunsten deskriptiver Verfahren hinter sich zu lassen.

Offen bleibt ebenso, wie sich eine Beforschung der Stadt als räumliches Arrangement beziehungsweise als Kulturfigur zu Ansätzen verhält, die kulturelle, soziale und ökonomische Urbanisierungsprozesse fokussieren. Urbanisierung, so kann man im siebten Kapitel lernen, wird in der aktuellen urban-politischen Ökologie als dynamischer Transformationsbegriff verstanden, der sowohl Natur als auch Bevölkerungen und Ressourcen erfasst. Urbanisierung wird zudem als Durchsetzung vor allem kapitalistischer Produktions- und Akkumulationsprozesse gefasst, die mit einem tiefgreifenden Wandel der Lebensverhältnisse und kulturellen Praktiken innerhalb und jenseits der Städte einhergeht.

Diese Perspektive, die in der internationalen Stadtforschung seit Längerem unter Labeln wie Planetary Urbanisation oder Extended Urbanisation verhandelt und produktiv kritisiert und erweitert wird (Brenner 2013; Ghosh/Meer 2021), betont weniger die figurative Dimension des Städtischen. Stattdessen adressiert sie Urbanisierung als dynamischen Verräumlichungsprozess, der auch jenseits der Städte wirksam wird und zum Teil bereits planetare Dimensionen erreicht hat. Leider

Paradigma des Pluralen?

verhält sich das Buch kaum zu diesen Provokationen und Debatten aus der internationalen Stadtforschung – und endet dennoch mit einer planetaren wie kritischen Perspektive. So argumentiert es auf den letzten Seiten überzeugend für ein Verständnis der „Stadt als kritische Zone des Anthropozäns“ und ruft zu einer „kritischen Beobachtung ihrer Transformationen und Krisen“ (ebd.: 206) auf.

Dass eine solche kultursoziologische Beobachtung lohnenswert ist und neue Perspektiven und methodische Zugänge wie auch kritische Debatten eröffnen kann, stellt das Buch eindrucksvoll unter Beweis. Auch für eine kritische Stadtforschung bietet es wichtige Impulse – sowohl für die Erweiterung ihres Analysefokus als auch für die Schärfung ihres Blickes. Das betrifft beispielsweise das Verhältnis zwischen lokalen kulturellen Praktiken und kapitalistischer Raumproduktion oder die Frage nach dem eigenen Forschungsanspruch zwischen systematischer Erklärung und dichter Beschreibung. Zudem finden interessierte Studierende ebenso wie erfahrene Forscher:innen in dem Band eine Fülle an Denkanstößen und inspirierenden Zugängen, wenn auch weniger eine abgeschlossene Heuristik. Mit dem paradigmatischen Anspruch der Einbindung möglichst pluraler Forschungszugänge und -methoden gelingt es den Autor:innen dennoch überzeugend, „ein vielgestaltiges Bild des zeitgenössischen Städtischen zu zeichnen“ (ebd.: 8). Auch das Anliegen des Bandes und der Reihe, „Lust auf Stadtforschung“ (ebd.) zu machen, wird zweifelsohne eingelöst.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Stefan Höhne ist Kulturwissenschaftler, Historiker und Teil der Redaktion von sub|urban. Er forscht zur Geschichte und Theorie des Städtischen sowie zu technischen Raumproduktionen und materieller Kultur.
stefan.hoehne@metropolitanstudies.de

Literatur

- Baumann, Cleine (2024): Von den Schiffen in die Stadt. Kreuzfahrttourismus, Rhythmus und Zirkulation auf der Verkehrsinfrastruktur in Dubrovnik. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Bieler, Patrick (2024): Urbane Psyche. Alltagsgestaltung und Biopolitik in Berlin aus ethnografischer Perspektive. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Brenner, Neil (Hg.) (2013): Implosions/Explosions: Towards a study of planetary urbanization. Berlin: JOVIS.

Stefan Höhne

- Campus Verlag (o. J.): Reihen. Kultursoziologische Stadtforschung. <https://www.campus.de/buecher-campus-verlag/reihen.html?tx:campus:series%5Bseries%5D=190> (letzter Zugriff am 1.9.2024).
- Farías, Ignacio / Löw, Martina / Schmidt-Lux, Thomas / Steets, Silke (2023): Kultursoziologische Stadtforschung. Grundlagen, Analysen, Perspektiven. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Frank, Sybille / Schwenk, Jochen / Steets, Silke / Weidenhaus, Gunter (2013). Der aktuelle Perspektivenstreit in der Stadtsoziologie. In: *Leviathan* 41/2, 197-223.
- Ghosh, Swarnabh / Meer, Ayan (2021): Extended urbanisation and the agrarian question: Convergences, divergences and openings. In: *Urban Studies* 58/6, 109-119.
- Krajewsky, Georg (2023): Koloniales Erbe verhandeln. Erinnerung und Macht bei der Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit in Hamburg. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kemper, Jan / Vogelpohl, Anne (Hg.) (2011): Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte. Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Raum und Kriminalisierung – Abstraktion als Herrschaftsinstrument?

Rezension zu Bernd Belina (2023): *Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum. Beiträge 2005-2023*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Mina Godarzani-Bakhtiari

Der Band *Gefährliche Abstraktionen* versammelt Aufsätze aus den letzten 18 Jahren, in denen der Frankfurter Geograph Bernd Belina aus marxistischer Perspektive zeigt, wie im neoliberalen Zeitalter mittels räumlicher Abstraktionen ein Management der Bevölkerung betrieben wird. Das Werk ist besonders relevant in Zeiten, in denen die Bevölkerung durch Kriminalisierung vermeintlich Anderer aufgehetzt wird.

„Gefährlich“, wie es im Buchtitel heißt, ist dies, da das Regieren anhand von Raum auf einer verdinglichenden, raumfetischisierenden Abstraktion basiert: Der direkte Zusammenhang zwischen Kriminalität und Raum blendet strukturelle Verhältnisse und die soziale Produziertheit von Kriminalität aus. Sowohl bei sogenannten „Gefahrenräumen“ als auch bei Kriminalitätskartierungen, die vermeintlich „kriminelle Räume“ hervorheben, werden stabil verstandene, manifeste räumliche Wirklichkeiten zum erklärenden Faktor erhoben. Diese Abstraktionen verdrängen die Bedeutung sozialer Verhältnisse und

Abb. 1 Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum. (Quelle: Westfäl. Dampfboot)



schreiben dem Raum selbst Kriminalität zu. Marginalisierte geraten über diese Politik handlungsleitender symbolischer Raumproduktionen in den Fokus polizeilicher Praxis. Gedeckt durch eine positivistische Rationalität, in deren Zentrum Raum steht, kommt es zu diskriminierenden Praktiken der Polizei wie Racial Profiling. Strukturelle Ungleichheit wird so verstärkt.

Hervorheben möchte ich drei besonders gewinnbringende Aspekte des Buchs. Erstens zeigt Belina durch Bezüge zu früheren Auseinandersetzungen in der Stadt- und Kriminalpolitik sowie der Kriminologie Kontinuitäten und Brüche in der Gestaltung polizeilicher Praxis auf und ordnet diese mit Blick auf polit-ökonomische Verhältnisse ein (Kapitel 3, 4 und 5). Gegenwärtige Praktiken des Zusammendenkens von Raum und Kriminalität stellt er früheren Versuchen der Sozialphysik gegenüber und erläutert aufschlussreich den spezifisch spätmodernen Charakter von „Governing through Crime through Space“ (Belina 2023: 24)[1], wie er es nennt. Damit enthält das Buch für die kritische Kriminologie ebenso wichtige Erkenntnisse wie für die kritische Stadtforschung.

Zweitens vereint Belina in seiner interdisziplinären Arbeitsweise auf gelungene Weise Geographie, Kriminologie und Stadtforschung miteinander. Ausgehend von einer marxistischen Perspektive analysiert er Rechtsgrundlagen, kriminologische Theorien, stadtpolitische Entwicklungen und Kartographien. Dabei rekonstruiert er disziplinübergreifend das Projekt formaler Herrschaft. In verschiedenen Aufsätzen zeigt er, wie in Diskursen, Visualisierungen, juristischen Definitionen und simulativen Praktiken (Predictive Policing) Vorstellungen von Kriminalität und Raum objektiviert und als gefährliche Abstraktionen handlungsleitend eingesetzt werden. Durch die analytische Dekonstruktion des Raumfetischismus sensibilisiert Belina anhand von Beispielen die Lesenden dafür, scheinbar logische und positivistische Ordnungstechniken durch Raum kritisch zu hinterfragen.

Drittens ist Belinas Buch für die Frage von Bedeutung, welchen Beitrag die kritische Forschung zum Politischen leisten kann. Der Autor bearbeitet diese Frage nicht nur theoretisch und analytisch, sondern wendet sie auch reflexiv auf die Wissenschaftspraxis selbst an. Durch Verweise auf widerständige und emanzipatorische Wissensvorräte und Praktiken hinterfragt er die Hierarchisierung von Wissen, die Wissenschaft (meist) zugrunde liegt. Beispiele hierfür sind Belinas Ausführungen zum Abolitionismus (ebd.: 42 ff.) und seine Darstellung

des Counter-Mappings (ebd.: 291 ff.). Ebenso zählt der Hinweis, dass Betroffene rassistischer Polizeiarbeit über spezifische Wissensbestände verfügen, die von der Forschung weitgehend ausgeschlossen werden (ebd.: 160), dazu. Seiner durchaus pessimistischen Einordnung gegenwärtiger Regierungspraxis, der wissenschaftlich und bürokratisch legitimierte Verschleierung von Machtverhältnissen durch räumliche Abstraktion, setzt Belina so eine hoffnungsvolle(re) Perspektive entgegen. Entscheidender für die Frage des Politischen aber ist: Belina erkennt zivilgesellschaftliche Widerstandspraktiken und kreative Umnutzungen als bedeutende Wissensproduktionen an und vollzieht damit eine Wende zum Transdisziplinären (Streule 2014). So lese ich seine Arbeit als einen Schritt in Richtung einer solidarisch wertschätzenden Bearbeitung sozialer Machtverhältnisse über die Grenzen der Wissenschaft hinaus.

Gleichzeitig hat die intensive Auseinandersetzung mit Belinas wichtigen Analysen bei mir zu weiterführenden Überlegungen geführt. Zunächst teile ich seine Einordnung des Counter-Mappings nur bedingt. Er argumentiert, dass beim Counter-Mapping durch das aktive Sichtbarmachen der symbolischen Raumproduktionen eine Ent-Fetischisierung am Werk sei (ebd.: 310). Dem widerspreche ich ausgehend von meiner Forschung zur Arbeit der interdisziplinären Forschungsagentur Forensic Architecture (Godarzani-Bakhtiari 2024), auf die sich auch Belina bezieht. Auch wenn Forensic Architecture bei ihren Investigationen von Gewaltereignissen reflexiv aufzeigt, wie sie (Tat-)Räume meist digital (re-)produziert (worin Belina eine Ent-Fetischisierung sieht), verräumlicht sie, so argumentiere ich, in ihren Modellen letztlich das Soziale und macht es damit selbst unsichtbar. Beim Anschlag von Hanau 2020 ist es zum Beispiel die *Verräumlichung vom Geräusch des Schusses*, mit dem der Täter seine Mutter tötete, über welche nachgewiesen wird, dass es Ungereimtheiten in den polizeilichen Aussagen gibt.[2] Die Arbeit von Forensic Architecture ist, wie ich zeige, gerade durch die letztlich vollzogene Herstellung von Raumwirklichkeit als vermeintlich objektive und damit scheinbar „nicht-soziale“ Evidenzwirklichkeit kommunikativ wirkmächtig. Dementsprechend vollzieht auch Forensic Architecture *Gefährliche Abstraktionen*. Doch bedeutet dies, dass das Counter-Mapping von Forensic Architecture grundsätzlich abzulehnen ist?

Ich schlage vor, für die Beantwortung dieser Frage zur Konzeptualisierung der Abstraktion zurückzukehren, die Belina selbst (2023: 16) mit Bezug auf Sonja Buckels (2015) Ausführungen zum Rechtssystem herausarbeitet,

allerdings auf räumliche Abstraktionen nicht anwendet. Jede Abstraktion hat einen Doppelcharakter: Aufgrund des Allgemeinheitscharakters (es ist eben eine Abstraktion) erlauben sie verschiedene Füllungen – auch politisch emanzipative. So können beispielsweise im Recht auch jene, die das Recht ausschließt, ihre Anerkennung als Rechtssubjekte einfordern. Ebenso kann durch räumliche Abstraktion auch das, was Herrschaft zu verschleiern sucht, als vermeintlich objektive und damit kritikwürdige Realität manifest gemacht werden, wie Arbeiten von Forensic Architecture zeigen.

Hier spielt hinein, dass Raum – auch der des Raumfetischismus – immer sozial ist, ganz gleich, was er vorgibt zu sein. Raumfetischisierende Produktionen müssen sozial gedeutet werden, um Sinnhaftigkeit zu generieren. Gerade das macht Belina deutlich, wenn er zeigt, dass Kriminalitätskartierungen entpolitisiert daherkommen, jedoch genau aus diesem Grund politisch sind. Er deckt das Politische des scheinbar Unpolitischen auf und nimmt so eine Umdeutung vor, welche die symbolischen Raumproduktionen selbst neu konstituiert: Aus Kriminalitätskartierungen werden durch Belinas Analysen *Kartierungen der Kriminalisierung*. Die Umdeutungen ändern nichts an den visuellen Darstellungen der Karten, dennoch wird durch sie nun ein anderes soziales Verhältnis verräumlicht. Nicht mehr Kriminalität, sondern politische Herrschaft wird objektiviert und fassbar gemacht. Ich schlage deshalb vor, nicht bei der Feststellung des Raumfetischismus als *Gefährliche Abstraktionen* stehen zu bleiben, sondern stattdessen den Blick auf die Praktiken der Deutung(en) zu verlagern – die selbst entfetischisierend eingesetzt werden können (wie von Forensic Architecture). Je nach Sinnkonstruktion, die an die Abstraktion geknüpft wird, kann eine *Abstraktion so für etwas oder jemanden – auch für die hegemoniale Ordnung – gefährlich werden*. Hierin liegt das politische Potenzial des Raumfetischismus: Es kann gegen die Macht des Staates selbst gewendet werden. Wie und wodurch Abstraktionen nicht nur politisch im Sinne der Macht – was Belina eindrücklich zeigt –, sondern auch emanzipativ *gegen* die Macht eingesetzt werden, gilt es weiter zu untersuchen.

Gerade weil Belinas Buch einen bedeutenden Beitrag zur interdisziplinären Auseinandersetzung liefert, fehlt mir außerdem ein konsequentes Mitdenken kolonialer Vergangenheiten und Gegenwart. Deutlich wird dies aus meiner Sicht schon an der Einleitung. In dieser leitet Belina historisch und theoretisch die Etablierung staatlicher Ordnung, Recht

und Polizei lediglich aus kapitalistischen Strukturen ab, ohne koloniale und globale Herrschaftszusammenhänge zu beleuchten. Eine materialistische Theorie, welche die Bedeutung des Kolonialismus verkennt, ist jedoch eurozentristisch. Dem scheint im Grunde auch Belina zuzustimmen, was sich daran zeigt, dass er in der Einleitung (skizzenhaft) auf postkoloniale Perspektiven verweist. Das Einarbeiten dieser globalen Perspektive in seine Theorie bleibt jedoch aus – sie bleibt eine Nebenerzählung. Mir geht es bei der Thematisierung des Kolonialismus nicht nur um die Geschichte. Wie post- und dekoloniale Theorien aufzeigen, bestehen koloniale Machtverhältnisse auch nach der formalen Dekolonialisierung fort. Für die Erfassung gegenwärtiger Muster sozialer Marginalisierung und Kriminalisierung sind (kontinuierliche) koloniale Zusammenhänge ausschlaggebend (siehe u. a. Aliverti et al. 2021, 2023). Dass diese im Buch nur unzureichend berücksichtigt werden, zeigt sich abseits der Einleitung etwa daran, dass Belina Umwälzungen seit dem 16. Jahrhundert benennt, ohne den Kolonialismus zu erwähnen (Belina 2023: 288 f.). An anderer Stelle bleibt bei der Periodisierung von Kriminalisierung die rassifizierte Moralpanik vor dem islamistischen Terrorismus unerwähnt (ebd.: 59 ff.). Darüber hinaus enthält der Band Erkenntnisse, die durch eine postkoloniale Perspektive vertieft werden könnten, etwa die relevanten Ausführungen zu Rassismus und rassistischen Praktiken (wie Racial Profiling) und deren Auswirkungen. Diese beschreibt Belina als freischwebende, zwar irgendwie existente Realitäten der Praxis, arbeitet jedoch nur unzureichend aus, wie systemisch kolonial verwurzelt sie sind. Ähnliches gilt für die von Belina vorgenommene Einordnung des Rechtsrucks. Dieser ist ein Symptom der Krise, der eben nicht allen voran von radikalen Kräften getrieben wird, wie er (von mir zugespitzt) argumentiert, sondern wesentlich in die *kolonial*-kapitalistische Ordnung der (Spät-)Moderne eingeschrieben. Rassifizierung ist ein allgegenwärtiges Ordnungsmuster unserer Gesellschaft, auch in der sich als progressiv verstehenden Mitte, die in Momenten der Krise Aufwind erhält. Rassifizierung am Rande der Gesellschaft zu verorten und als vorübergehende Konjunktur zu verstehen, ist wiederum gefährlich. Dieser spezifisch positionierten, kritischen Lesart könnte eine theoretische und historische Einordnung des Kolonialismus entgegenwirken.

Dies bringt mich zu meinem letzten Punkt. Belina schreibt, dass sich in den Raumproduktionen der Alltagsverstand fortschreibt (ebd.: 199). Raumproduktionen seien eigentlich nur die Objektivierung des

Alltagsverstandes (ebd.: 231). Will man verstehen, wie Herrschaft funktioniert, muss man daher, so argumentiere ich angelehnt an Belina, die Konstitution des Alltagsverstandes nachvollziehen. Dass Belina die Herstellung des Alltagsverstands nicht beachtet, ergibt sich aus seinem Vorhaben, formale Herrschaft zu untersuchen. Dabei ist im Anschluss an Belina deutlich geworden, dass eine Untersuchung der wechselseitigen Konstitution sozialer Kategorisierungsprozesse und Raumordnung(en) im Alltagsverstand ebenso notwendig ist. Dafür sprechen auch Belinas Erkenntnisse, argumentiert er doch selbst, dass bestimmte Subjekte „*vor allem an bestimmten Orten*“ (ebd.: 175, eigene Hervorhebung) – doch auch abseits dieser – besonderer staatlicher Kontrolle und Repression unterliegen. Das deutet darauf hin, dass die Ordnungsproduktion *on the ground* insgesamt auf der bereits erwähnten kolonial-kapitalistischen Logik basiert. Dafür spricht auch Achille Mbembes (2003) Konzept der Nekropolitik. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass innerhalb desselben Raumes für verschiedene auf Zuschreibung basierende Subjekte unterschiedliche Rechte wirksam gemacht werden. Durch Abstraktion wirkt die Logik in die formale Herrschaft zurück, sie wird eingewoben und legitimiert – beschränkt sich jedoch nicht auf diese. Aufbauend auf Belinas Buch halte ich die Untersuchung der Frage für notwendig, wie mit Raum Herrschaft nicht nur abstrakt strukturiert und legitimiert, sondern auch praktisch vollzogen wird – in Interaktion in verschiedenen Räumen. Dabei wäre das Verhältnis zwischen formaler Herrschaft und Alltagsverstand stärker herauszuarbeiten.

Abseits dieser Reflexion möchte ich abschließend noch einmal den Wert des besprochenen Bandes hervorheben. Belina zeigt, wie in einer sich als demokratisch verstehenden Gesellschaft Diskriminierung mit neuen Mitteln in die formale Herrschaft eingeschrieben wird. Angesichts des gegenwärtigen Rechtsrucks, in dessen Zuge die Versicherheitlichung voranschreitet, bei der Marginalisierte unter dem Vorwand räumlicher Gegebenheiten zunehmend kriminalisiert werden und rassifizierte Menschen bei Kriminalisierung zunehmend eine Abschiebung fürchten müssen, ist der sozialwissenschaftliche und politische Wert des Buchs absolut gegeben. Es ist eine Lektüre, die alle zu interessieren hat, die sich mit Herrschaft, Polizei und Stadt beschäftigen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Raum und Kriminalisierung – Abstraktion als Herrschaftsinstrument?

Endnoten

- [1] Die Bezeichnung ist an Simons *Governing through Crime* (2007) angelehnt.
- [2] Die anwesenden Polizeibeamt_innen gab an, den Schuss nicht gehört zu haben. Nach den Investigationen von Forensic Architecture hätten sie dazu aber an einer anderen Position stehen müssen, als sie angegeben hatten. Falls sie tatsächlich an der von ihnen angegebenen Position standen, hätten sie den Schuss wahrnehmen müssen.

Autor_innen

Mina Godarzani-Bakhtiari ist Soziologin. Sie arbeitet an der Konfliktlinie von verstehender Soziologie und globalen Perspektiven zu Stadt, Raum und Un/Gleichheit. m.godarzani-bakhtiari@tu-berlin.de

Literatur

- Aliverti, Ana / Carvalho, Henrique / Chamberlen, Anastasia / Sozzo, Máximo (2021): Decolonizing the criminal question. In: *Punishment & Society* 23/3, 297-316.
- Aliverti, Ana / Carvalho, Henrique / Chamberlen, Anastasia / Sozzo, Máximo (Hg.) (2023): *Decolonizing the criminal question: Colonial legacies, contemporary problems*. Oxford: Oxford University Press.
- Belina, Bernd (2023): *Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum. Beiträge 2005-2023*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Buckel, Sonja (2015): *Subjektivierung und Kohäsion: Zur Rekonstruktion einer materialistischen Theorie des Rechts*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Godarzani-Bakhtiari, Mina (2024): Gegenöffentliche Problematisierung polizeilicher Nekropolitik. Forensic Architecture's Investigation des Polizeieinsatzes in Hanau. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 12/2-3, 13-42.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15/1, 11-40.
- Simon, Jonathan (2007): *Governing through crime: How the war on crime transformed American democracy and created a culture of fear*. New York: Oxford University Press.
- Streule, Monika (2014): Trend zur Transdisziplinarität. Kritische Einordnung einer ambivalenten Praxis qualitativer Stadtforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 15/1, 1438-5627.

Urbaner Aktivismus zur Wendezeit

Rezension zu Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.) (2022): *Stadt-
wende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in
der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links.

Christian Wicke

Der vorliegende Band entspricht dem momentan wachsenden Interesse an der DDR-Vergangenheit in der bundesdeutschen Geschichtskultur, nicht zuletzt, um die Marginalisierung der Ostdeutschen und des nicht mehr existierenden Staates in der nationalen Meistererzählung nach 1990 zu relativieren. Obwohl die Politisierung des allseits bekannten Altstadtverfalls in der DDR ein Kernthema des Bandes ist, stellt er wissenschaftlich eine vollkommen neue Perspektive dar. Die Wendeliteratur hat die *Agency* des Protests „von unten“ entgegen der *Agency* westlicher Politik „von oben“ in vieler Hinsicht bereits gut beleuchtet (für ein Standardwerk siehe z. B. Maier 1999; für eine einschlägige Sammlung siehe Jaraus/Gransow 1991). Doch keinesfalls gilt das für die urbane Bewegung der DDR auf dem Weg zur sogenannten Wiedervereinigung, die offensichtlich elementarer Bestandteil der dortigen Protestkultur war. Verfall und Erhalt ostdeutscher Städte sind bis jetzt weitgehend separate Themen, getrennt vom Aktivismus der friedlichen Revolution. Zu Unrecht, wie dieses Buch erfolgreich verdeutlicht.

Zugleich ergänzt das Buch die historiographischen Zusammenkünfte von Heritage Activism und Bewegungsforschung in der

Abb. 1 Stadt-
wende. Bürger-
engagement und
Altstadterneuerung
in der DDR und
Ostdeutschland.
(Quelle: Ch. Links)



Historisierung der 1970er-Jahre als Strukturbruch westlich-industrieller Zeit (siehe z. B. Baumeister/Schott/Bonomo 2017). Hingegen macht es deutlich, dass auch diesbezüglich eine grenzübertretende Diskursanalyse Sinn macht. Das europäische Denkmalschutzjahr von 1975, in mancher Hinsicht eine Reaktion auf ausufernde Stadterneuerung im kapitalistischen Westen, genoss klare Resonanz in der DDR des Ostblocks. Besonders spannend sind hierbei die Parallelen im stadtpolitischen Umdenken hin zum Postfordismus, was im Kontext eines real existierenden Sozialismus vielleicht seltsam klingen mag. Dabei wird durch die Beiträge klar, dass die Veränderungen im Diskurs zum Denkmalschutz und der damit zusammenhängenden Geschichtskultur die Grenze zwischen Ost und West in verschiedener Weise durchdrangen. Dabei spielte auch die Wissenschaft eine bedeutsame Rolle. Diese transfergeschichtlichen Ansätze sind sinnvoll und bezüglich beidseitiger Wertewandel auch jenseits der Stadtgeschichte noch ausbaufähig.

Der Band bildet ein umfangreiches und öffentlich gefördertes Forschungsprojekt ab, das sich aus inter- und transdisziplinären Feldern diverser deutscher Universitäten zusammensetzt. Die Autor_innen stammen aus Bereichen wie Architektur, Geschichte, Kulturwissenschaft und Geographie, insbesondere der historischen Urbanistik beziehungsweise Stadtgeschichte, der Raum-, Stadt- und Regionalplanung und des Städtebaus, aus Denkmalschutz und Kunstgeschichte sowie aus archivarisches und kuratorischen Tätigkeiten. Diese Pluralität schlägt sich auch in den thematischen Ansätzen der einzelnen Beiträge des umfangreichen Bandes nieder. Von Ostalgie ist in dieser Rückschau wenig zu spüren, wobei auch kein umfassend kritisches Bild der DDR erzeugt wird. Erwähnenswert ist in dieser Hinsicht jedoch die Diagnose, dass eine wichtige Komponente der temporären „Stadtwende“ von 1989/90 nach dem 3. Oktober unvollendet blieb: „die Stadt der Runden Tische“ mit „der ökologischen und gemeinwohlorientierten Ausrichtung gesellschaftlicher Zukünfte“ (Breßler et al. 2022a: 11).

Die hohe Anzahl von Beiträgen ist beeindruckend, führt jedoch zu einigen inhaltlichen und analytischen Wiederholungen, die eventuell durch eine Zusammenführung oder engere Kooperation von einzelnen Autor_innen hätten komprimiert werden können. Nach der Einleitung ist der Band in sechs Themenbereiche unterteilt, die wiederum mit verschiedenen Essays und Fallstudien bestückt sind: Politik und Stadtproduktion, Altstadt und Erneuerung, Engagement und Aushandlung, Planung und

Diskurs, Bürgerschaft und Modelle sowie letztlich Dokumentation und Dialog. Max Welch Guerra (2022) stellt zu Beginn klar, dass nicht nur die städtische Planung im Westen auf Industrie und Wachstum abzielte, sondern auch das ostdeutsche Modell. Die Krise dieses Wachstumsmodells muss von daher als gesamtdeutsches beziehungsweise -europäisches Problem in der historischen Urbanistik betrachtet werden. Zudem waren linke Antworten auf die Stadtkrise kein exklusives Phänomen des Ostens: Das kommunistische Paradebeispiel von Bologna zog in den 1970ern internationale Experten an. Im Anschluss war die Kraft des neoliberalen Urbanismus durch den abrupten Umbruch von 1990 im Osten zwar wuchtiger, dennoch konnten viele alte Gebäude der ehemaligen DDR weitgehend gerettet werden, während es im Westen oft schon zu spät war.

Harald Engler beschäftigt sich im folgenden Kapitel mit dieser „beschleunigten postindustriellen Gesellschaftsentwicklung“ (2022: 38). Der Verfall von Wohnsubstanz war ein Faktor in der Delegitimierung des DDR-Regimes, nicht zuletzt, da dieser nicht vor den Bewohner_innen im Alltag kaschiert werden konnte: Es mangelte an Ressourcen und Arbeitskräften, während der Plattenbau über lange Zeit im Fokus stand. Im zivilgesellschaftlichen Kontext stellt Engler heraus, dass innerhalb der diversen Protestbewegungen zur Wende und Wiedervereinigung die Gruppen gegen den Altstadtverfall zwar nicht ausschlaggebend waren, aber dennoch als „Teil der Gesamtbewegung“ zu begreifen seien (ebd.: 43). Typisch für urbane Bewegungen, waren diese Gruppen höchst lokalisiert und nur begrenzt vernetzt. Nach der Wende löste sich diese Gesamtbewegung weitgehend auf. Zudem verschob sich der Fokus thematisch: „Jetzt standen neue stadtpolitische Fronten – gegen Gentrifizierung, gegen profitorientierte Stadtentwicklung oder etwa gegen die Musealisierung von historischen Stadtbereichen – auf der Agenda [...]“ (Ebd.: 47) Engler diagnostiziert kolonialistische Tendenzen nicht nur in der Ökonomisierung ostdeutscher Städte durch die absolute Integration in die Bundesrepublik, sondern quasi auch in der gesamtdeutschen Erinnerungskultur, wo die hier betrachteten Akteur_innen bisher fast bedeutungslos sind.

Andreas Butter beschreibt die Ideengeschichte des historischen Stadtbilds in der DDR und widmet sich den daraus resultierenden Handlungsmustern. „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt“, wie es in der Nationalhymne der DDR heißt, spiegelte eine materielle Notwendigkeit sowie ein ideologisches Leitbild in der

offiziellen Nachkriegsplanung wider: Man brauchte Baustoffe aus den Abrissgebieten für den Aufbau und wollte sich gleichzeitig als neues Deutschland von nationalen Traditionen abheben. Dennoch gab es keinen totalen Bruch – die Deutsche Heimat und ihre Geschichte wurde nun kommunistisch interpretiert. Zwar herrschte nirgends in der DDR der Anspruch, die Städte gemäß des Vorkriegszustands wiederaufzubauen, doch trafen radikale Abrissmaßnahmen und realisierte Großprojekte nicht selten auf Kritik oder gegenteilige Sanierungen. So entsprang eher implizit eine Planungskultur der „Koexistenz zwischen Alt und Neu“ (Butter 2022: 59). Hinzu kam ein historischer Wertewandel, der eine wachsende Schätzung der Altstadt, oder zumindest historistischer Fassaden, und zunehmend auch der Gründerzeitarchitektur beinhaltete. Letztere verstärkte sich bis zur Wende, teilweise einhergehend mit der kompetitiven Aneignung preußischer Vergangenheit durch den Staat in den 1980er-Jahren und wohl auch mit einer lokalen Entwicklung bildungsbürgerlicher Milieus, wie es begrenzt zum Beispiel in Prenzlauer Berg der Fall war. Butter weist letztlich auf ortsspezifische Unterschiede innerhalb der DDR hin, die Stadthistoriker_innen methodisch bedenken sollten, wenn es um derartige Erfolgsgeschichten von Stadtentwicklung und Denkmalschutz geht.

Harald Keglars Fallstudie zu Greifswald (Kegler 2022) bedient diese Perspektive. Greifswald war 1970 ein Pilotprojekt der Erneuerungsstrategie in der DDR. Die Stadt wurde im Zweiten Weltkrieg nicht stark zerbombt und sollte nun ein historisches Innovationszentrum werden, wo alt und neu nicht im Widerspruch miteinander standen. Dabei spielte ein internationaler Diskurswandel hinsichtlich des zunehmend als unwirtlich empfundenen Nachkriegsmodernismus eine wichtige Rolle. In Greifswald, wie in vielen anderen Städten auf der Welt, kam es bei dieser Kritik und Verwirklichung neuer Stadtbilder nicht nur auf Politik und Wissenschaft an, sondern auch auf die Zivilgesellschaft: In den 1980er-Jahren kämpfte die Greifswalder Altstadtinitiative erfolgreich für den Abrissstop.

Jannik Noeske erklärt, dass der Altstadtverfall sich zur Ikonografie der Wende entwickelte. In anderen Worten: Die Stadt war nicht nur physische Arena und wirtschaftliches Objekt der Proteste, sondern trug elementar zu ihrer Symbolik bei. Dabei sollte man im Westen nicht vergessen: „Tatsächlich war die DDR bis zu ihrem Ende ein Land der Altbauten.“ (Noeske 2022: 100) Dennoch wurden Hunderttausende

Wohnungen abgerissen oder gesperrt, im ungefähren Einklang mit den neu gebauten. Staatliche Sanierungen fielen meist auf „volkseigene“ Mehrfamilienhäuser inklusive der Nachkriegsbauten, wobei der Wohnungsbau die begrenzten Ressourcen verschlang. Das Handwerk operierte vorwiegend in staatlichen Kooperativen, die in der Materialnutzung bevorzugt wurden. Letztlich verfiel ein Teil des privaten Bestands durch Leerstand. Nach der Wende blieb der Verfall in der deutschen Erinnerungskultur verankert.

Jana Breßler (2022) stellt fest, dass die innovative Stadtpolitik in der ostdeutschen Stadtwende von 1989/90 sich rechtlich und finanziell noch weiterhin auf die Entwicklungen der geeinten Republik auswirken sollte. Der Fachaustausch und Partnerschaften zwischen west- und ostdeutschen Städten zur behutsamen Stadterneuerung und Denkmalpflege intensivierten sich im Prozess der Wende, in der selbstverwaltende und partizipative Entwicklungen gestärkt wurden. Parallel wurden Soforthilfen für den Stadterhalt durch den Reisedevisenfond zur Verfügung gestellt. Der gesamtdeutsche Bundeshaushalt berücksichtigte dieses Problem direkt nach dem Mauerfall. Bereits im Sommer 1990, noch vor der offiziellen Wiedervereinigung, flossen Hunderte Millionen Deutsche Mark in Hunderte Orte der DDR. Anschließend gab es ein Sonderprogramm für den städtebaulichen Denkmalschutz. Weiterhin profitierten ostdeutsche Städte von neuen Fördersätzen durch Bund und Länder. Diese Förderungspolitik der Kommunen wurde auf das gesamte Bundesgebiet ausgeweitet, wodurch diese noch bis heute profitieren.

Julia Wigger (2022) gibt Einsicht in die aktivistische Dynamik zum Erhalt historischer Bausubstanz seit den 1980ern. Sie beginnt, dadurch eine Lücke in der Protestgeschichte zu schließen. Historiker_innen sozialer Bewegungen in Ost und West haben der urbanen Bewegung gleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt, wobei es auch international keine Seltenheit war, dass Denkmalschutz als Framing für weitergehende gesellschaftspolitische Visionen fungierte. Zudem hat die Denkmalpflege als Protestobjekt die Kapazität, verschiedene Bewegungen und Organisationen zusammenzuführen (siehe z. B. Wicke 2018). Wigger verweist hierbei auf die in der DDR bestehenden Netzwerke von Kirche, Friedens- und Umweltaktivist_innen, mit denen sich lokale Aktivist_innen transurban vernetzen konnten. Analysen der begrenzten politischen Möglichkeitsstrukturen in der DDR, wie Kriminalisierung und staatliche beziehungsweise soziale Überwachung, nutzten der historischen

Deutung der Arbeitsgruppen in ihrem Entstehen und Wirken. Der Anspruch auf eine partizipatorischere Stadtpolitik, der in den 1970ern im Westen deutlich sichtbar war, hat somit in der DDR eine noch stärkere Bedeutung erfahren. Im Wendeprozess fanden sich ostdeutsche Aktivist_innen im Dilemma: Westlich finanzierte Sanierung war erwünscht, die Privatisierung sozialistischer Eigentumsverhältnisse hingegen nicht.

Sven Kröbers Studie unterstreicht die Bedeutung von *cross-movement mobilization*, wobei die urbane Bewegung als Variante einer Umweltbewegung fungierte und die Gruppen, die sich seit den 1970ern für den Erhalt von Stadt und Umwelt einsetzten, Vorläuferinnen der großen Bürger_innenbewegungen von 1989/90 waren. Die Leipziger Volksbaukonferenz „von unten“ (Kröber 2022: 146) im Januar 1990 mit etwa 100 Teilnehmer_innen bildete demnach den Höhepunkt dieser Entwicklung. Schlüsselfiguren im Einsatz für die Bausubstanz Leipzigs kamen aus dem kreativen und kritischen Bildungsbürgertum, wie dem bereits 1945 gegründeten Kulturbund und dem Verband Bildender Künstler. Die Volksbaukonferenz war schließlich so resonant und erfolgreich, dass Gründerzeitviertel Leipzigs vom geplanten Abriss verschont blieben.

Der Band beleuchtet weitere wichtige Aktionsebenen: Kröber deutet auch auf die Rolle verschiedener Medien in der DDR hin, einschließlich einer filmischer Dokumentation des Stadtverfalls, die der öffentlichen Kritik ein Sprachrohr boten. Fridtjof Florian Dossins Beitrag zur Geschichte der sogenannten Ausbauwohnungen hebt die Relevanz von Medien hervor (Dossin 2022). Hierbei dreht es sich aber um konstruktive Aufforderungen, Anleitungen und Dokumentationen von Eigeninitiativen zur Modernisierung alter Wohnungen. Seit den 1970ern entwickelt, bot das Prinzip Ausbauwohnung DDR-Bürger_innen eine Chance, sich selbst durch staatliche beziehungsweise lokaladministrative Unterstützung sehr lebenswerten Wohnraum zu schaffen. Ein Netzwerk von institutionellen und ehrenamtlichen Gruppen entwickelte sich, wobei besonders die soziale Dimension von Reparaturstützpunkten und Ausgabestellen von notwendigen Materialien und Gerätschaften hervorgehoben werden soll. Inwiefern diese Mobilisierungen politisch gewirkt haben, bleibt in dem Kapitel jedoch offen.

In der DDR entfaltete sich das Thema Stadterneuerung zudem in Wissenschaft und Bildung, welche somit im urbanistischen Kontext als Teil der Protestkultur zu begreifen ist. So stellen Frank Peter Jäger und Holger Schmidt (2022) den Planungsstudiengang der Weimarer

Hochschule für Architektur und Bauwesen (HAB) heraus. Bereits zu Beginn der 1970er durften sich die Weimarer Studierenden mit Denkmalpflege und Stadtrekonstruktion beschäftigen, und zwar nicht nur in der Theorie, sondern auch praktisch, zum Beispiel durch „Kommunale Praktika“ in bedrohten Stadtteilen und Altstädten, die gemeinsam mit Lehrenden untersucht wurden. Soziale Kontakte mit den Bewohner_innen waren dabei elementar. Die Abschlussarbeiten der Studierenden ab den 1970ern geben Aufschluss über die wachsende Kritik an der Planungspolitik. Die HAB gab zudem in den 1980er-Jahren eine kritische Zeitschrift heraus, in der der Stadtverfall thematisiert wurde. Die Autoren sind überzeugt, dass die Hochschule als treibender Akteur im kritischen Diskurs der Planungspraxis der DDR immer voraus war.

Dieser wissenschaftlichen Ebene widmet sich auch Wiebke Reinert (2022). Sie untermauert die Ambitionen des Bandes: Die Zeitgeschichte der Wende benötigt eine stadtgeschichtliche Dimension, wobei die kritische Wissensproduktion durch stadtsoziologische Studien in der späten DDR nicht außer Acht gelassen werden kann. In der DDR stand die Stadtsoziologie selbstverständlich unter behördlicher Beobachtung. Dennoch trug insbesondere ihr Praxisbezug zum kritischen Diskurs bei. Denn sie stellte die Bedürfnisse der Menschen in den Vordergrund, die oftmals, wie auch im Westen, in der Planung zu kurz kamen.

Immer wieder betont der Band sowohl die Bedeutung lokaler Variationen als auch deutsch-deutsche Verflechtungen: Jana Breßler und Detlef Kurth (2022) beschreiben den kritischen Stadtdiskurs seit den 1970er Jahren, der trotz staatlicher Kontrolle auch auf fachlichen und privaten Ebenen den eisernen Vorhang durchdrang. In der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre verhalf dieser zu etlichen Städtepartnerschaften, die explizit den städtebaulichen Austausch zwischen der DDR und der BRD befördern sollten. Der Austausch vor der Wende, so die Autor_innen, bildete ab 1990 eine wesentliche Grundlage für die Realisierung von städtischen Projekten, insbesondere in Altstädten.

Anhand der bedeutenden Modellstädte Halberstadt und Meißen, betonen Benjamin Eckel und Constanze Kummer (2022) nochmals die Relevanz von bürgerschaftlichem Engagement in der DDR. Fehlgeschlagene Wiederaufbaupolitik und ineffektive Denkmalschutzmaßnahmen führten zu Protesten. Bürgerschaftliches Engagement verfolgte bereits seit den 1970er-Jahren eine behutsamere Neubaupolitik und größere Anerkennung historischer Strukturen. Dennoch verloren die Städte bis

zur Wendezeit wesentliche Anteile des historischen Bestands durch mangelnde Instandsetzung. In dieser Zeit war eine Vielfalt von zivilgesellschaftlichen Organisationen aktiv, verwoben mit der lokalen Demokratisierungsbewegung. Durch Kooperationen mit der Wissenschaft und später westlichen Partnerschaften, unter anderem mit dem Ziel weiterer Touristifizierung, konnten letztlich viele Ziele erreicht werden.

Caroline Kauert nimmt die letzten Jahre der DDR in Erfurt unter die Lupe (Kauert 2022). Erfurt wurde im zweiten Weltkrieg vergleichbar wenig zerstört, wobei der Altstadtverfall damals bereits eintrat. Trotz der historischen Bedeutung als Tourismusziel wurde in den 1960er-Jahren an den Rändern der Altstadt großflächig abgerissen und stattdessen sozialistisch-industrielle Wohnungseinheiten gebaut. Der neue Diskurs um Stadterhalt ab den 1970ern genoss planungspolitische Resonanz, entfaltete aber praktisch nicht die gewünschte Wirkung. In der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre zog insbesondere die Verkehrsplanung Proteste auf sich. Die Ausstellung in der Erfurter Michaeliskirche „Stadtgerechter Verkehr – verkehrsgerechte Stadt“ verzeichnete 1987 mehr als 12.000 Besucher_innen (ebd.: 246). Die dadurch befeuerte Bewegung durchdrang verschiedenste gesellschaftliche Gruppen und setzte sich bis in die Wendezeit fort, in der ein enormer Bestand an Altbauten akut vom Abriss bedroht war. Im Dezember 1989 zum Beispiel bildete sich eine Menschenkette als „Bürgerwall für unsere Altstadt“ (ebd.: 249). Hunderte von Häusern konnten gerettet werden.

Im letzten Teil des Bandes beschreibt Sarah Day (2022) die interaktive Internetseite des Stadtwende-Projekts (<https://stadtwende.de/>), gefolgt von Thomas Fischer und Holger Schmidt (2022) mit dem Hintergrund zur Wanderausstellung, bevor Jannik Noeske und Wiebke Reinert (2022) sich einer Diskussion mit dem Fachbeirat widmen. Der Aufbau des Buches ist zum Ende hin ungewöhnlich, dafür aber besonders interessant: In diesem Diskussionsforum mit dem Titel „Rückschau nach vorne“ benennen die Historiker_innen Mary Fulbrook und Marcus Böick, die Soziolog_innen Christine Hannemann und Dieter Rink sowie die Architektin Iris Reuther zahlreiche Anknüpfungspunkte, die in Zukunft weiter diskutiert werden könnten.

Im abschließenden Teil von Jana Breßler et al. (2022c) ergeben sich spannende Beobachtungen, die hier nicht einzeln besprochen werden können, und sehr generelle Aufschlüsse, die sich bereits durch die Beiträge im Band ziehen. So stellt sich zum Beispiel heraus, dass

sich die geschichtskulturelle Zeitlichkeit der 1970er-Jahre nicht nur im Westen, sondern auch im Osten nostalgischer „Vergangenheitsgefühle“ bediente, was sich auch in der Nachfrage nach alter Bausubstanz niederschlug. Die Einsicht, dass die Aufwertung der Vergangenheit schließlich fortschrittliche Effekte enthielt, erinnert an Marcel van der Lindens Abschiedsvorlesung, worin er die dialektische *Agency* sozialer Bewegung beschrieb: Oft arbeiten Aktivist_innen gegen Wandel an, wobei dieses Streben sich insgesamt progressiv auswirkt (Linden 2018). Die Wende lässt sich nur multikausal erklären, wobei der Verfall der Altstädte und die Wohnverhältnisse, die Spielräume des darauf bezogenen Bürger_innenengagements, der Expert_innendiskurs in der DDR-Diktatur mit in ihr Verständnis einbezogen werden sollte. Hierbei lassen sich auch historische Analysen eines allgemeinen Wertewandels in Bezug zur Stadt setzen. Die Sorge um den Erhalt der Altstadt in der DDR ist ästhetisch und identitär als Teil der gesellschaftlichen beziehungsweise bürgerlichen Individualisierung entgegen dem ursprünglich anvisierten Kollektivismus zu begreifen, der sich zum Beispiel in der Planung von groß angelegten Plattenbausiedlungen manifestierte. Innerhalb des diktatorischen Systems hatten politische Akteur_innen, inklusive lokaler Aktivist_innen, Intellektuelle und Expert_innen jedoch gewisse Spielräume, die es historisch noch weiter zu erfassen gilt. So bot sich durch städtische Akteur_innen eine Zusammenkunft ökonomisch-materieller, politisch-ideologischer und kulturell-historischer Intentionen, welche die sogenannte friedliche Revolution deutlich mitgeprägt haben.

Eins der Ziele dieses Bandes ist auch, die Kontinuitäten und Pfadabhängigkeiten über den Umbruch hinweg zu beleuchten. Nach der Wende wurden ostdeutsche Städte ökonomisch radikal umgebaut. In diesem Zusammenhang wird zu Recht vorgeschlagen, die verschiedenen Zukunftserwartungen oder -visionen unter den Bedingungen der Deindustrialisierung und Privatisierung in den Jahren nach der Wende weiter zu erforschen. Ein ausbaufähiger Ansatz wäre zudem die konzeptuelle sowie empirische Historisierung städtischer Krisen, die sich im Zuge der Wende herausbildeten. Letztlich sind Phänomene wie die *shrinking city* oder Gentrifizierung typische Symptome des kapitalistischen Urbanismus. Die Utopie eines Rechts auf Stadt bleibt. Organisationen wie die noch in der DDR gegründete SelbstBau Mietergenossenschaft stehen für derartig existierende Kontinuitäten, die praktische Lösungen bieten (<https://selbstbau-eg.de/historie/>).

Wie so oft, sind urbane Bewegungen sowohl von urbanistischen Leitbildern als auch materiellen Bedürfnissen gesteuert. Einseitige oder historische Analysen, die selbst auf ideologisch geprägter Methodik fußen, sollten deswegen vermieden werden. Historisch-soziologische Interpretationen, die sowohl Weber'sche als auch Marxistische und gegebenenfalls weitere Blickweisen auf die sozialen und ideellen Strukturen dieser enorm wichtigen Aktivismen unserer urbanen Gesellschaft verbinden, sind hingegen unabdingbar. Dabei geht es nicht nur um lokale Narrative: In der Geschichte waren städtische Proteste oft elementarer Bestandteil beziehungsweise Ausgangspunkt weitreichender revolutionärer Entwicklungen. Als Rezensent will ich betonen, dass dieser Band somit hervorragende – in der Tat bahnbrechende – Perspektiven eröffnet und weiteren internationalen Studien als Beispiel dienen sollte. Eine englischsprachige Zusammenfassung des Stadtwende-Projekts wäre erstrebenswert.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Christian Wicke ist Historiker und lebt in den Niederlanden. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Erinnerungspolitik, Industriekultur und Urbane Bewegungen. c.wicke@uu.nl

Literatur

Baumeister, Martin / Schott, Dieter / Bonomo, Bruno (2017): *Cities contested. Urban politics, heritage and social movements in Italy and West Germany in the 1970s*. Frankfurt am Main: Campus.

Breßler, Jana / Kurth, Detlef (2022): Erneuerungsdiskurse in Ost und West. Der Einfluss des deutsch-deutschen Fachdiskurses auf die Stadterneuerungspolitik. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 210-223.

Breßler, Jana (2022): Ein Schutzsystem für die alte Stadt. Instrumente des Altstadterhalts zwischen Innovation und Adaption. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 116-131.

Breßler, Jana / Engler, Harald / Keglner, Harald / Kurth, Detlef / Kummer, Constanze / Noeske, Jannik / Reinert, Wiebke / Welch Guerra, Max (2022a): Die Stadtwende(n) vor und nach 1990 neu denken. Eine Einleitung. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 9-22.

Urbaner Aktivismus zur Wendezeit

- Breßler, Jana / Engler, Harald / Kummer, Constanze / Kurth, Detlef / Noeske, Jannik / Reinert, Wiebke / Welch Guerra, Max (Hg.) (2022b): *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links.
- Breßler, Jana / Noeske, Jannik / Reinert, Wiebke / Wigger, Julia (2022c): *Stadtwende. Ein Epilog*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 299-314.
- Butter, Andreas (2022): *Welche Vergangenheit bewahren? Leitbilder und Handlungsmuster zur Erhaltung der Altstädte in der DDR*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 55-81.
- Day, Sarah (2022): *Eine interaktive Website für das Stadtwende-Verbundprojekt*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 254-265.
- Dossin, Fridtjof Florian (2022): *Ausbauwohnungen als staatlich gewährte Möglichkeitsräume des baulichen Bestandserhalts. Eine Annäherung mittels der Zeitschrift Kultur im Heim*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 159-173.
- Eckel, Benjamin / Kummer, Constanze (2022): *Die Wende in der Stadt. Bürgerschaftliches Engagement und stadtplanerische Prozesse in Halberstadt und Meißen*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 226-236.
- Engler, Harald (2022): *Zwischen Stagnation, politischer Wende und Transformation. Zum zeitgeschichtlichen Hintergrund der DDR und Ostdeutschlands 1980-2000*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 38-54.
- Fischer, Thomas / Schmidt, Holger (2022): *Die Stadtwende-Wanderausstellung. Transfer und Dialog zur Stadtwendeforschung*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 266-281.
- Jäger, Frank Peter / Schmidt, Holger (2022): *Der Planungswirklichkeit voraus? Die Lehre an der HAB Weimar und ihr Verhältnis zur Städtebau- und Stadterneuerungspraxis der DDR*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 176-194.
- Jaraus, Konrad / Gransow, Volker (Hg.) (1991): *Die deutsche Vereinigung. Dokumente zu Bürgerbewegung, Annäherung und Beitritt*. Köln: Wissenschaft und Politik.
- Kauert, Caroline (2022): *Erfurter Konflikte in der späten DDR-Zeit. Planung und bürgerschaftliche Bewegungen gegen den Altstadtverfall*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 237-252.
- Kegler, Harald (2022): *Städtebau jenseits von Moderne und Postmoderne. Stadtwenden in der DDR zwischen 1970 und 1990 am Beispiel Greifswald*. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 84-99.

- Kröber, Sven (2022): Die Leipziger Volksbaukonferenz. Entstehung und Wirkung. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 144-158.
- Linden, Marcel van der (2018): Walking fish. How conservative behaviour generates and processes radical change. In: *Newsletter International Social History Association* 6/1, 9-14.
- Maier, Charles (1999): *Dissolution. The crisis of communism and the end of the GDR*. Princeton: PUP.
- Noeske, Jannik (2022): Altstadtverfall. Krisendiagnose und Planungsgegenstand. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 100-115.
- Noeske, Jannik / Reinert, Wiebke (2022): Rückschau nach vorne. Ein Gespräch mit dem Stadtwnende-Fachbeirat. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 282-298.
- Reinert, Wiebke (2022): Stadtsoziologie in der späten DDR. Nebst dem Versuch eines Blicks über den deutsch-deutschen Tellerrand. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 195-209.
- Welch Guerra, Max (2022): Umbruch von Gesellschaft und Städtebau um 1990. Planungshistorische Annäherungen. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 24-37.
- Wicke, Christian (2018): Arbeiterbewegung und urbane Bewegung in den 1970er Jahren. Das Ruhrgebiet und Sydney im Vergleich. In: *Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien* 17/3, 57-73.
- Wigger, Julia (2022): In Transformation. Bürgerschaftliches Engagement und Protest für die historische Bausubstanz seit den 1980er-Jahren. In: Jana Breßler / Harald Engler / Constanze Kummer / Detlef Kurth / Jannik Noeske / Wiebke Reinert / Max Welch Guerra (Hg.), *Stadtwnende. Bürgerengagement und Altstadterneuerung in der DDR und Ostdeutschland*. Berlin: Ch. Links, 132-143.

Private Gewinne, öffentliche Verluste

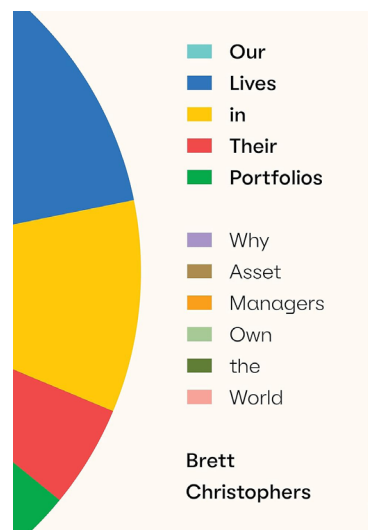
Rezension zu Brett Christophers (2023): *Our lives in their portfolios. Why asset managers own the world.* London: Verso.

Sabine Dörny

Our lives in their portfolios (Christophers 2023) ist ein eindringlicher Appell, die fortschreitende Privatisierung unserer Infrastruktur durch die zunehmende Konzentration von Private-Equity-Fonds (PE-Fonds) und die damit einhergehende Einschränkung der öffentlichen Kontrolle und Planung, insbesondere in unseren Städten, zu stoppen. Es geht darum, Wege zu finden, Vermögen und Macht in gemeinschaftlich orientierten Gesellschaften zu bewahren und diesen zu ermöglichen, ihre eigene Zukunft selbstbestimmt – ohne maßgebenden Einfluss und Steuerung durch privates Kapital – zu gestalten. In meiner Forschungsgruppe diskutieren wir oft neue Bücher zur gesellschaftlichen Veränderung durch den Finanzkapitalismus. Dies impliziert häufig die Frage, welches Buch dessen Auswirkungen auf unsere Gesellschaften am eindringlichsten beschreibt – und damit zugleich am beklemmendsten ist. Brett Christophers' neues Buch *Our lives in their portfolios*, in dem er die „Asset-Management-Gesellschaft“ (oder: Vermögensmanagement-Gesellschaft) analysiert, ist sicherlich ein starker Anwärter für den Spitzenplatz auf dieser Liste.

Dies liegt nicht nur an seinem klaren und prägnanten Schreibstil, der die wesentlichen Mechanismen des PE-Sektors auch für Laien

Abb. 1 Private Gewinne, öffentliche Verluste (Quelle: Verso)



verständlich macht. Vielmehr sind es die gravierenden Auswirkungen und langfristigen Konsequenzen für unser Leben und die Gesellschaft im Allgemeinen – das schleichende Untergraben der gesellschaftlichen Grundlagen und ihrer langfristigen Kohäsion –, die besorgniserregend sind. Dazu gehört die Kurzsichtigkeit und wiederholte Leichtgläubigkeit politischer Entscheidungsträger_innen gegenüber dem neoliberalen Narrativ des privaten Kapitals, das in Wirklichkeit einen kontinuierlichen Transfer von Vermögen und Kontrolle aus dem öffentlichen in den privaten Bereich darstellt. Das neoliberale Paradigma, demzufolge der Privatsektor den nachhaltigen und sozialen Verpflichtungen der Gesellschaften besser als der Staat nachkommen kann, was zugleich entsprechende Kürzungen bei den öffentlichen Ausgaben rechtfertigt, hat sich nicht zuletzt und insbesondere während der Covid-19-Pandemie als Irrweg erwiesen. Dennoch lebt dieses Paradigma weiter, von öffentlichen Entscheidungsträger_innen weitgehend unangefochten. Das hat Folgen, wie Brett Christophers anschaulich darlegt.

Our lives in their portfolios ist eine wichtige Lektüre, um PE besser zu verstehen und dessen verheerende Auswirkungen auf die Fähigkeit von Einzelpersonen und Gemeinschaften, für ihre eigene Zukunft zu planen, zu begreifen. Dies gilt insbesondere in Bezug auf eine schnelle und *gerechte* Bewältigung der vielfältigen notwendigen Anpassungen an den Klimawandel. In diese langfristigen Entwicklungen, die einerseits den beunruhigenden Schwund der öffentlichen Haushaltsmittel offenbaren und in denen andererseits die privaten Vermögensmanager „zu Hilfe eilen“, bettet Christophers seine Analyse. PE-Firmen nehmen inzwischen die wichtigste urbane Infrastruktur ins Visier, auf der unsere Gemeinschaften stehen, wachsen und gedeihen. Doch anstatt das öffentliche Vermögen nachhaltig zu verwalten, bringen sie „Schulen, Brücken, Windkraftanlagen und Wohnungen“ (Christophers 2023: 7) mit ihren Investitionen unter ihre Kontrolle, um aus diesem bereits bestehenden Vermögen kontinuierliche Erträge (private Einnahmen) abzuschöpfen. Große PE-Firmen agieren hauptsächlich aus den USA heraus, wobei ihr Spielfeld – vorrangig zwar noch immer die angelsächsischen Länder – jedoch zunehmend die ganze Welt umfasst, insbesondere Europa mit seinem massiven Bedarf an neuen, grünen Infrastrukturen. Dieses Buch muss daher als Warnung vor anstehenden, ähnlichen Entwicklungen in Europa verstanden werden. Christophers' Analyse setzt vor allem an der Investitionstätigkeit der PE-Firmen und deren Folgen an. Die derzeitige

PE-„Investor“-Ökonomie hat sich dynamisch entwickelt. Über die Zeit haben große Vermögensmanager wie Pensionsfonds, Versicherungen und zunehmend auch Family Offices ihr Investitionskapital direkt in die PE-Firmen kanalisiert, wodurch sie eine neue Konzentration an Marktmacht gewonnen haben (Dörny 2025). Diese Entwicklungen aufseiten des Vermögensmanagements voraussetzend, enthüllt Brett Christophers schichtweise die Dynamiken der Vermögensmanager-Gesellschaft, die kurzzeitig durch eine Ära großer öffentlicher Ausgaben während der Covid-Pandemie unterbrochen wurden. Die Strukturen einer PE-„Investor“-Ökonomie haben sich inzwischen jedoch zu tief in unsere Gesellschaften eingraviert, das neoliberale Narrativ zu oft wiederholt, als dass trotz der kurzfristigen Covid-19-Intervention erkennbare Veränderungen im politischen Willen und Handeln möglich scheinen.

Die sechs Kapitel des Buches entfalten dieses Narrativ auf eine klare und logische Weise. Kapitel 1 führt die Leser_innen durch die Funktionsweise von Asset-Managern als mächtige – und wachsende – Gruppe von Finanzakteuren und Investoren im vermeintlich öffentlichen, mehrwertschaffenden Gewand. Kapitel 2 nimmt eine historische Perspektive ein und hilft, die aktuellen Entwicklungen im zeitlichen Kontext zu verorten. Die Kapitel 3 bis 5 bieten detaillierte empirische Beweise für die Geographien des Asset-Managements (Kapitel 3), die enormen gesellschaftlichen Kosten (Kapitel 4) auf der einen sowie die ebenso großen Gewinne auf der anderen Seite – dem privaten Kapital und seinen privilegierten Begünstigten (Kapitel 5). Abschließend gibt Kapitel 6 eine Zusammenfassung und bietet einen etwas düsteren Ausblick auf die Zukunft.

Das Buch widmet nicht zuletzt den Managementgebühren mittels der ausbeuterischen Strukturierung der PE-Fonds erheblichen Raum. Wie die Beispiele in Kapitel 4 („Die Kosten“) und Kapitel 5 („Wer profitiert?“) zeigen, versetzen diese Strukturen die Limited Partners (LPs) – dies sind insbesondere die Pensionsfonds – in eine untergeordnete Position gegenüber den General Partners (GPs), Unternehmen oder Einzelpersonen, die den PE-Fonds verwalten und Investitionsentscheidungen treffen. Wie Gordon Clark (2000) uns in Erinnerung gerufen hat, wird unsere Altersvorsorge zunehmend aus Rückflüssen von Kapitalmarktinvestitionen[1] generiert; dazu gehören vermehrt Investitionen von Pensionsfonds in PE-Fonds – in Erwartung hoher finanzieller Renditen, um die Ansprüche der Begünstigten zu sichern. Indem Christophers die Logik und Verteilung

der Managementgebühren als *ein* Beispiel für die von PE verwendeten Techniken aufschlüsselt – einer Gruppe von Vermögensmanagern, die vergleichsweise klein, aber mächtig ist –, hebt er deren Bedeutung hervor und hilft, zentrale Mechanismen dieser Art besser zu verstehen, die die Umstrukturierungen des (Finanz-)Kapitalismus über Zeit und (städtischen) Raum hinweg ermöglicht haben. Dies wird durch passende Beispiele aus realen Fallstudien vermittelt, wobei in jedem Kapitel unterschiedliche Aspekte dieser wiederkehrenden Fallstudien beleuchtet und hervorgehoben werden. Einander gegenübergestellt werden dabei die großen Versprechungen des privaten Kapitals und die hohen Kosten, die die Gesellschaft letztlich für den kontinuierlichen Transfer öffentlicher Vermögenswerte in private Eigentümerschaft und damit unter private Kontrolle zahlt.

Christophers beginnt sein Buch in Alameda, einer kleinen Gemeinde südlich von Oakland in der San Francisco Bay Area, mit einem Apartmentblock namens *Summer House*. Er bettet seine faszinierende Erzählung in den immer häufiger zu beobachtenden Teufelskreis aus steigenden Mieten, zunehmender Unerschwinglichkeit, der Zahlungsunfähigkeit von Haushalten und den unvermeidlichen Zwangsräumungen ein und veranschaulicht damit ein weltweit verbreitetes Phänomen. Diese Beispiele decken die Gier und das unersättliche Bedürfnis der PE-Fonds auf, immer mehr Profite aus *bestehenden* Vermögenswerten wie Infrastruktur und Wohnraum zu schöpfen, ungeachtet deren sozialer Folgen. Im Wesentlichen präsentiert Christophers ein Präludium für eine neue Welle der Desintegration unserer Gemeinschaften, die schizophrenerweise von den Institutionen, unter anderem den Pensionsfonds, getrieben wird, die eigentlich dafür verantwortlich sein sollten, Menschen im Ruhestand finanziell abzusichern. Diese Wohlfahrtsstruktur wird stattdessen durch eine neue „Herrschaftsklasse der Vermögensmanager“ (Braun 2021) im gegenwärtigen Finanzkapitalismus allmählich untergraben.

Der Staat agiert bestenfalls nachlässig, oft jedoch aktiv unterstützend für diese „unlogischen“ politischen Ansätze. Dazu gehört das De-Risking des Staates für viele Investitionen, die von privatem Kapital als „zu riskant“ für neue oder zu modernisierende öffentliche Infrastruktur angesehen werden. Dies gilt inzwischen auch für große Wohnungsbestände, die kürzlich als stabilere und verlässlichere Anlageklassen identifiziert wurden als beispielsweise Büroimmobilien, die zuvor im Fokus großer Asset-Manager standen. Anstatt Verantwortung für diese Vermögenswerte

zu übernehmen, konzentrieren sich PE-Geschäftsmodelle oft auf Gewinnabschöpfung und Ausbeutung, wodurch Gemeinschaften mit Verlusten, Schulden und Einschränkungen bei der Planung ihrer Zukunft zurückgelassen werden, wie Christophers treffend in Kapitel 4 („Die Kosten“) darstellt. Einige seiner Schlussfolgerungen sind denn auch eindrucksvoll ob ihrer Klarheit. Sein Fazit, dass es bei „dieser Entwicklung nie um Logik ging [und es wirtschaftlich] Unsinn ist“ (Christophers 2023: 293), wird durch aktuelle heterodoxe Arbeiten zur Vermögensökonomie gestützt. Selten jedoch habe ich dies so deutlich formuliert gesehen. Sein Buch ist nicht nur deswegen eine wertvolle Ergänzung zur wachsenden Anzahl an aktuellen Monographien und Analysen zum Asset-Management, insbesondere mit Fokus auf die PE-Ökonomie. Zu den bemerkenswerten Arbeiten in diesem Bereich gehören *The asset economy* von Lisa Adkins, Melinda Cooper und Martijn Konings (2020), *Private equity and the demise of the local* von Maryann Feldman und Martin Kenney (2024) sowie, mit stärkerem Fokus auf die Leveraged-Buyout-Strategien (LBO-Strategien), den Vorläufern der heutigen Infrastrukturinvestitionswelle in den USA, Eileen Appelbaum und Rosemary Batts (2014) aufschlussreiches *Private equity at work*. Darüber hinaus haben Christophers (2020) und andere zuvor die breiteren gesellschaftlichen Implikationen des *Rentier capitalism* untersucht, den die französischen Soziologen Luc Boltanski und Arnaud Esquerre (2020) so treffend als *Enrichment* beschrieben haben.

Christophers' passender Buchtitel verdeutlicht denn auch, wie sorgfältig Asset-Manager, vor allem in Form von PE-Fonds, den Boden für gegenwärtige und zukünftige Verschiebungen bereits bereitet haben, eine fundamentale Übertragung großer Bestände öffentlicher Vermögenswerte in private Hände zu vollziehen. Dieser Anstieg des privaten Reichtums geht Hand in Hand mit der weiteren Aushöhlung des öffentlichen Vermögens, da Kapital „nichts Anderes als objektivierte soziale Macht“ sei (Christophers 2023: 295). Dies bedroht nicht nur den ohnehin bröckelnden Zusammenhalt unserer Gesellschaften, deren Fundamente bereits durch Klimawandel, ökologische Degradation und soziale Ungleichheit erschüttert sind. Auch die Kontrolle über unsere Kerninfrastrukturen durch privates Eigentum stellt die öffentliche Planung eines sozial gerechten Transformationsprozesses hin zu einer Post-Carbon-Gesellschaft vor enorme Herausforderungen. Christophers' Schlussfolgerungen sind daher bedeutend und unterstreichen die Wichtigkeit der Forschung

zur Asset-Management-Industrie als *apex predator*, der ein Erreichen der Netto-Null-Ziele durch vorausschauende (Stadt-)Planung bedroht und immer weniger Privilegierte schafft, die die Bedingungen der Transformation diktieren (Dörry 2025). Diese Schlussfolgerungen müssen auf die enormen Herausforderungen der kommenden Jahre aufmerksam machen. Die profitierenden PE-Firmen demonstrieren derweil ihr immenses Selbstvertrauen, „eine 50-jährige Transformation der Infrastrukturwelt eingeleitet [zu] haben. [...] Wir sind 10 Jahre dabei; es bleiben noch 40 Jahre. Am Ende dieser 50 Jahre wird die Mehrheit der Infrastruktur weltweit in private Hände überführt sein.“ (Christophers 2023: 293) *Our lives in their portfolios* ist ein dringender Aufruf zum Handeln, diese Entwicklungen zu unterbinden. Handlungsfelder hierfür liegen nicht nur in der Stadtplanung, sondern auch in der Forschung, um Vermögen und Macht in gemeinschaftsorientierten Gesellschaften zu halten und damit deren eigene Zukunftsgestaltung zu ermöglichen.

Obwohl ich die Zugänglichkeit des Buches zu einem komplexen Thema und die klare Erzählweise lobend hervorheben möchte, könnten Laien bestimmte Aspekte dennoch als verwirrend empfinden. Besonders wünschenswert wären zusätzliche Illustrationen gewesen, um wichtige Zusammenhänge, wie die zwischen Pensionsfonds und PE-Fonds, deutlicher zu machen. Die Tatsache, dass Christophers' Kritik vor allem das PE-Geschäftsmodell betrifft, das sich aus traditionellen industriellen LBOs hin zu Investitionen in Wohnungsbau (bzw. -bestand) und Infrastruktur entwickelt hat, wird erst im späteren Verlauf des Buches deutlich. Da BlackRock und Blackstone als bedeutende Akteure in verschiedenen Bereichen der Asset-Management-Branche hervorgehoben werden, aber nicht immer klar voneinander abgegrenzt diskutiert sind, wären präzisere Definitionen zu Beginn des Buches hilfreich gewesen. Tabelle 1.1 auf Seite 30 ist nützlich, aber ihr Inhalt wird erst nach dem Lesen des Buches vollständig klar. Die Einleitung dient zwar als ansprechender Teaser, bereitet die Leser_innen jedoch nicht ausreichend auf die folgenden Kapitel vor – eine Zusammenfassung und ein kurzer Überblick über die Kapitel wären daher nützlich gewesen. Zudem erweist sich der Index des Buches nicht immer als hilfreich für Leser_innen, die nach spezifischen Verweisen suchen. Das Fehlen eines Literaturverzeichnisses erschwert es speziell Neueinsteiger_innen, Querverweise und Quellen zu finden, ohne alle Fußnoten erneut durchgehen zu müssen, was mühsam und unnötig umständlich ist.

Trotz dieser kleinen Mängel kann ich nur empfehlen, das Buch nicht nur einmal, sondern mehrfach zu lesen. Es bietet viele Details und Feinheiten, die eine gründliche und sorgfältige Auseinandersetzung erfordern. Dass unsere Gesellschaften und (urbanen) Ökonomien sich weiter an von Neoliberalismus inspirierte politische Prinzipien anpassen (für eine aufschlussreiche Geschichte des Neoliberalismus siehe Slobodian 2018), sodass kaum ein Lebensbereich von der tiefen Durchdringung durch Finanzkennzahlen und -kontrolle unberührt bleibt, ist prinzipiell keine neue Erkenntnis. Nun jedoch werden städtische Umgebungen, unsere gebauten und sozialen Infrastrukturen sowie unsere Wohlfahrtssysteme – einst verlässliche Säulen der Wohlfahrtsversorgung – zunehmend zu Vorboten von gravierenden Veränderungen bei Eigentum und Planungshoheit. Dieser Wandel muss ernst genommen werden. Die genauen Funktionsweisen der Finanzindustrie müssen besser verstanden und mit Investitionen in städtische Umgebungen und Stadtplanung verknüpft werden. Wir haben Präzedenzfälle, aus denen wir lernen können. Frühere Arbeiten zum Thema Büroimmobilien und Stadtplanung, wie die von Susanne Heeg (2008), haben sich eindringlich mit der Privatisierungswelle und dem damit verknüpften öffentlich-privaten Kontrolltransfer in den 1990er-Jahren beschäftigt sowie dessen vielfältige Konsequenzen veranschaulicht. Eine weitere Intensivierung des Kampfes um Renditen für eine privilegierte Minderheit durch den Verkauf öffentlichen Vermögens ist in vollem Gange. Belege für diesen *smooth wealth transfer* sind die Wechselwirkungen zwischen politischen Karrieren wie die von Friedrich Merz, der über Jahre hinweg bei BlackRock tätig war (nicht zu verwechseln mit Blackstone, das aktiver im PE-Bereich ist), und Luc Frieden, dem aktuellen Premierminister des Großherzogtums Luxemburg, der zwischen 2014 und 2016 einflussreiche Positionen bei der Deutschen Bank in Luxemburg und London innehatte.

Christophers' Darstellung der Ursachen und Folgen dieser Kontrollverschiebung hinsichtlich infrastruktureller Vermögenswerte unserer Gesellschaften ist klar und bedeutend. Auch wenn die Analyse an sich nicht völlig neu oder originell ist, so ist es die Synthese des Buches doch. Es verknüpft viele lose Enden, liefert klare Argumente und verwendet überzeugende Beispiele, wobei die städtische Umgebung als zentrales Handlungsfeld herausragt – dies sind klare Stärken des Buches. Stadtplaner_innen und politische Entscheidungsträger_innen sind aufgefordert, sowohl die Gründe als auch die weitreichenden Konsequenzen

dieses Vermögensübergangs für ihren Bereich zu verstehen. Werke wie dieses helfen dabei, die vielen Widersprüche der überholten ökonomischen Orthodoxie zu hinterfragen und zu korrigieren, deren Umsetzung im Lauf der Jahre die (städtische) Gesellschaft mit immer eingeschränkteren Möglichkeiten zurückgelassen hat, um die immensen Herausforderungen der Gegenwart und nahen Zukunft gerecht und fair zu bewältigen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Obwohl in Deutschland diese kapitalgedeckten Systeme sowohl bei der betrieblichen als auch der privaten Altersvorsorge zunehmen, bleibt das Rentenumlagesystem die zentrale Säule der Altersvorsorge. Es basiert auf dem Generationenvertragsprinzip und wird von der gesetzlichen Rentenversicherung getragen.

Autor_innen

Sabine Dörry ist Wirtschafts- und Finanzgeographin. Sie erforscht Finanzzentren und komplexe Produktionssysteme des Asset Managements im Zusammenhang mit Stadtentwicklung, Finanzialisierung und Nachhaltigkeit.
sabine.doerry@liser.lu

Literatur

- Adkins, Lisa / Cooper, Melinda / Konings, Martijn (2020): *The asset economy*. Cambridge: Polity.
- Appelbaum, Eileen / Batt, Rosemary (2014): *Private equity at work. When Wall Street manages Main Street*. New York: Russel Sage Foundation.
- Boltanski, Luc / Esquerre, Arnaud (2020): *Enrichment. A critique of commodities*. Cambridge: Polity.
- Braun, Benjamin (2021): *Asset manager capitalism as a corporate governance regime*. In: Alexander Hertel-Fernandez / Jacob S. Hacker / Kathleen Thelen / Paul Pierson (Hg.), *The American political economy. Politics, markets, and power*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Christophers, Brett (2020): *Rentier capitalism. Who owns the economy, and who pays for it?* London: Verso.
- Christophers, Brett (2023): *Our lives in their portfolios. Why asset managers own the world*. London: Verso.
- Clark, Gordon L. (2000): *Pension fund capitalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Dörry, Sabine (2025): *Future finance*. Newcastle upon Tyne: Agenda Publishing.
- Feldman, Maryann P. / Kenney, Martin F. (2024): *Private equity and the demise of the local. The loss of community economic power and autonomy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heeg, Susanne (2008): *Von Stadtplanung und Immobilienwirtschaft. Die „South Boston Waterfront“ als Beispiel für eine neue Strategie städtischer Baupolitik*. Bielefeld: transcript.
- Slobodian, Quinn (2018): *Globalists. The end of empire and the birth of neoliberalism*. Cambridge: Harvard University Press.

IMPRESSUM

sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung
2024, Band 12, Heft 2/3
ISSN 2197-2567



Erscheinungsort Berlin

Herausgabe Redaktionskollektiv sub\urban

Redaktionskollektiv sub\urban Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Redaktionssekretariat Michael Keizers

Heftkoordination Kristine Beurskens, Gala Nettelblatt

Autor_innen dieser Ausgabe Lukas Adolphi, Antonia Appel, Richard Beecroft, Sabine Dörry, Larissa Fleischmann, Mina Godarzani-Bakhtiari, Tanja Godlewsky, Johanna Hoerning, Stefan Höhne, Susanne Hübl, Jan Hutta, Akin Iwilade, Jasmin Jossin, Andreas Jüttemann, Dilan Karatas, Heike Köckler, Elisa Kornherr, Nina Kreibig, Tania Mancheno, Annabelle Müller, Lucas Pohl, Verena Schreiber, Alexa Vaagt, Annette Voigt, Christian Wicke

Lektorat, Gestaltung, Satz Lars Breuer, info@larslektor.de (Lektorat), Katrin Viviane Kurten, kurten@geo-lektorat.de (Lektorat), Christian Bauer, info@bauerchristian.com (Webseiten- und Printlayout), Cibebe Kojima de Paula, hi@kojimadepaula.com (Satz), Redaktion (Gestaltung, Web-Satz)

Titelbild Fotografie von Kristine Beurskens

Förderung sub\urban wird im Rahmen des gemeinschaftlichen Finanzierungsprojekts KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) als Teil des Förderbündels „Sozialwissenschaften“ durch ein Konsortium von fast 70 wissenschaftlichen Einrichtungen gefördert.

sub\urban e.V.: Fördermitgliedschaften und Spenden Die Zeitschrift wird durch den Verein sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen dazu finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de

Druck Druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Kontakt www.zeitschrift-suburban.de – info@zeitschrift-suburban.de

sub\urban

zeitschrift für kritische stadtforschung
2024, band 12, heft 2/3
ISSN 2197-2567
zeitschrift-suburban.de
Open Access

